Kleine historische Schriften.

Kleine

Historische Schriften

von

Heinrich von Sybel.

Zweiter Band.

München,

Literarisch-Artistische Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1869.

Inhalt.

Aus der Geschichte der Kreuzzüge.

München, 1858.

I.

Ich erlaube mir, Ihre Aufmerksamkeit für einige Stunden auf eine der größten Umwälzungen zu lenken, welche die menschliche Geschichte erfahren hat, auf jene Reihe großer Weltkriege, welche wir unter dem Namen der Kreuzzüge zusammenzufassen pflegen.* Sie sind allerdings sehr oft in höchst belehrenden und weitverbreiteten Werken beschrieben worden, und ohne Zweifel ist Niemand unter Ihnen, der nicht von diesen bewaffneten Wallfahrten zum heiligen Grabe, von dem Ruhme Peter des Einsiedlers und Gottfried's von Bouillon, von den Thaten Richard's Löwenherz und den Leiden Ludwig des Heiligen vernommen hätte. Indessen ist die Bedeutung solcher Weltereignisse der Natur der Sache nach unerschöpflich: in ihrem Verlaufe verwandelt sich das Leben der Völker in all seinen Theilen, und jeder neue Beschauer findet, je nach den eigenen Bedürfnissen und Neigungen, immer neuen Stoff der Theilnahme und der Belehrung. Dies gilt von den Kreuzzügen, wie vor ihnen von den Perserkriegen und der Völkerwanderung, oder nach ihnen von der Reformationszeit

* Vergl. des Verfassers Geschichte des ersten Kreuzzuges, so wie seine Abhandlungen über das Königreich Jerusalem, in Schmidt's Zeitung für Geschichte, Bd. III., und über die Sagen des ersten Kreuzzuges, in der Kieler Monatsschrift, Juli 1851.

und der französischen Revolution. Sie bezeichnen und bilden, wie diese, eine neue Epoche in dem Leben der europäischen Menschheit, und sie gerade in diesem Charakter Ihnen möglichst bestimmt vor Augen zu stellen, soll die Aufgabe meines Vortrages sein — welcher freilich bei einem so mächtigen Gegenstande im besten Falle nur das Verdienst einer anschaulichen Skizze in Anspruch nehmen kann.

Sie sehen schon hier, daß man die Bedeutung der Kreuzzüge nicht versteht, wenn man sie nur als eine Fortsetzung und Erweiterung der Wallfahrten nach Jerusalem betrachtet. Aus so kleinen Momenten entsteht keine Wandlung der Weltgeschichte. Die Kreuzzüge sind vielmehr aufzufassen als ein großer Abschnitt in dem Kampfe der beiden Weltreligionen, des Christenthums und des Islam, einem Kampfe, der im siebenten Jahrhundert an den Grenzen Arabiens und Syriens begonnen, der in rascher Ausdehnung alle Lande um das Mittelmeer überfluthet, und nach tausendjährigem Wechsel unsere Zeit wie jene Gregor's VII. in Bewegung gesetzt hat. Es giebt in der menschlichen Geschichte keinen heftigeren, längeren, umfassenderen Krieg als diesen. Es giebt keinen, der einen größeren Schauplatz erfüllt, keinen, der die Leidenschaften der Völker tiefer aufgeregt und ihre Fähigkeiten stärker in Anspruch genommen hätte. Als der Prophet Muhammed in Mecca auftrat, war Arabien der übrigen Welt so gut wie unbekannt. Funfzig Jahre nach seinem Tode herrschten bereits seine Nachfolger über die Lande bis zum Indus im Osten, dem Kaukasus im Norden, den Küsten des Atlantischen Meeres im Westen. Niemals hatte die Welt eine raschere und reißendere Eroberung gesehen. Es war Muhammed gelungen, die erregbare Phantasie seiner Landsleute vollständig mit dem einen Gedanken

des heiligen Krieges zu erfüllen. In kurzen einschneidenden Sätzen predigte er ihnen die Größe und die Macht des Einen allherrschenden Gottes. Er erörterte nicht und bewies nicht, aber er riß mit sich fort. In glühenden Farben schilderte er den Lohn des Paradieses und die Qualen der Verdammten, und faßte seine ganze Religion in das eine Wort: Gehorsam gegen Gott und seinen Propheten, zusammen. Seine Lehre war die Verkündigung einer neuen Herrschaft, ohne ein dogmatisches Mysterium, ohne irgend eine philosophische Anschauung. Dadurch allein wird der Mensch gerecht, daß er Gottes Willen durch den Propheten erfährt, und dann die Gebote des Propheten erfüllt. Gott erlöst nicht, sondern er regiert; Religion ist, nicht mit ihm innerlich eins werden, sondern ihm gehorchen. Deshalb war hier von Anfang an die Mission nicht Belehrung, sondern Unterwerfung: die Ungläubigen galten als Rebellen, welche mit der Schärfe des Schwertes zu treffen und zur Bekehrung oder zum Tribut zu zwingen waren. Der Glaubenskrieg entsprang hier also aus den ersten Grundsätzen des Glaubens, und kaum in Mecca anerkannt, ließ Muhammed bereits drohende Ausschreiben an den Perserkönig und den Kaiser von Byzanz ergehen. Dem Spotte, womit diese Potentaten dem namenlosen Fanatiker antworteten, folgten die wüthendsten Angriffe; weder römische noch persische Truppen waren fähig, den Reitermassen zu widerstehen, welche blitzesschnell, unerschöpflich, und mit jubelnder Todesverachtung sich über die Lande ergossen. Sie hatten keinen anderen Gedanken als den Fanatismus für den Chalifen, keinen anderen Genuß, als den Kampf gegen die Ungläubigen, keine andere Hoffnung als den Eingang in das Paradies. Es waren Menschen fast ohne Bedürfnisse, tapfer im Kampfe und unempfindlich gegen

die Strapaze, höchst beweglich und ebenso ausdauernd, weder dem Luxus noch der Bildung zugänglich. Sie wohnen, sagt einer ihrer Dichter, in dem Schatten ihrer Lanzen, und setzen ihre Kochtöpfe auf die Trümmer der eroberten Städte.

Im Jahre 715 hatten diese Schaaren ganz Vorderasien, sodann den gesammten Nordrand Afrikas, endlich Spanien bis über die Pyrenäen hinaus überschwemmt. Der ehrgeizige Eroberer Spaniens, Musa, entwarf damals den gewaltigen, aber für diese Weltenstürmer nicht übertriebenen Plan, mit einem großen Doppelangriff die ganze Christenheit auf einen Schlag dem Propheten dienstbar zu machen. Es sollte zu diesem Zwecke ein Heer von Kleinasien aus auf Constantinopel, ein anderes über die Pyrenäen gegen das fränkische Reich sich stürzen, und dann beide von Osten und Westen her in Rom, als dem Mittelpunkte der Christenheit, ihren Siegeslauf vereinigen. Zum Glücke Europas fiel Musa gerade damals bei dem Chalifen in Ungnade, und sein großer Entwurf wurde nur bruchstückweise, und deshalb ohne Erfolg zur Ausführung gebracht. Man schritt für's Erste zu dem Angriff auf Constantinopel, und bedrängte die Stadt drei Jahre lang zu Wasser und zu Lande. Kaiser Leo III. aber hielt unerschütterlich aus, vernichtete die Flotte mit seinen Brandern durch das kurz zuvor erfundene griechische Feuer, und zwang endlich 718 auch das Landheer zum Rückzug. Es dauerte dann länger als ein Jahrzehnt, ehe es im Westen zu dem Anfalle auf das fränkische Reich kam. Er hätte früher die größte Aussicht gehabt, weil zu Musa's Zeit die Franken in arger innerer Verwirrung lagen; seitdem aber hatte sich dort einer der kampfesmuthigsten Helden aller Zeitalter erhoben, Karl Martell war an die Spitze des frän-

kischen Reiches getreten, und er war es, der in sechs heißen Schlachttagen bei Poitiers die arabischen und afrikanischen Schaaren vollständig besiegte. Das Volk des Ostens, sagt ein spanischer Geschichtschreiber, das Volk der Deutschen, Männer von scharfem Blicke, schwerer Brust und eiserner Hand, haben die Araber zermalmt. Mit diesem doppelten Mißlingen war die große Offensive des Islam zum Stehen gekommen. Das Christenthum hatte harten Verlust erlitten, es hatte seine Geburtsstätte, Palästina, es hatte seine ältesten Kirchen in Kleinasien und Afrika eingebüßt. Aber es hatte sein Dasein gerettet, und sehr bald nach Karl Martell erhielt es durch dessen mächtigen Enkel, Karl den Großen, einen Vertreter seiner Einheit und seiner Gesammtinteressen, der als Kaiser des christlichen Abendlandes von dem Chalifen selbst eine gewisse Anerkennung errang. Der Kampf zwischen beiden Religionen kam seitdem für mehrere Jahrhunderte zur Ruhe, und nur in einigen Grenzgebieten, den spanischen Marken, den Inseln Italiens und den Küsten Kleinasiens setzten sich örtliche Fehden fort, als stete Erinnerung an den in der Tiefe unaufhörlich glimmenden Gegensatz.

Von diesem Punkte an zeigt sich merkwürdig genug in den beiden Welten eine völlig entgegengesetzte innere Entwickelung. Im Islam hatte bis dahin das religiöse Element alle anderen in den Schatten gedrängt; der religiöse Krieg war die einzige Beschäftigung der Völker, die Herrschaft der Chalifen der einzige Stoff des Staatslebens gewesen. Seit dem neunten Jahrhundert wurde diese Einseitigkeit nach allen Richtungen gebrochen. Irdischer Lebensgenuß, weltliche Bildung, nationale Selbstständigkeit machte sich geltend: Wissenschaft und Kunst begannen eine reiche Blüthe, die Allgewalt des Chalifates wurde gebrochen, und allein auf

eine geistliche Würde beschränkt; überall erhoben sich unter oder neben ihm weltliche Staatsgewalten, und überall verdrängte das politische, geistige und gewerbliche Interesse den Eifer für den Glaubenskampf. Der Islam als streitende Weltreligion verlor damals seine Furchtbarkeit, und seine kriegerische Macht gerieth in immer tieferen Verfall; im Uebrigen war für seine Bekenner selbst diese Wendung vom Fanatismus zur Cultur ein offenbarer Gewinn; in diese Zeit gehört fast Alles, was der Islam für die positiven und bleibenden Interessen der Menschheit, für geistigen Fortschritt und mildere Sitte geleistet hat.

Einen anderen Verlauf nahmen die Dinge im Abendlande. Wenn die muhammedanischen Völker auf Kosten der religiösen Kraft und Einheit zu geistiger Vielseitigkeit und politischer Bewegung gelangten, so lenkte vom neunten bis zum elften Jahrhundert bei den europäischen Nationen umgekehrt die Gesinnung immer stärker und ausschließlicher in die kirchlichen Bahnen. Man bemerkt diese Wendung schon bei Karl dem Großen selbst. Wohl ist in seinem Regimente das weltliche, politische und nationale Element in hohem Glanze vertreten. Die kaiserliche Würde hat er in ungeahnter Machtfülle hergestellt, und der Papst zu Rom ist ihm dienstbar wie jeder andere Bischof seines Reiches; Wissenschaften aller Art werden gepflegt, altrömische Schriftsteller nachgeahmt, altdeutsche Heldensagen gesammelt. Aber bei alle dem faßt bereits Karl seinen kaiserlichen Beruf wesentlich als einen religiösen. Auf dem ersten Reichstage nach seiner Kaiserkrönung erörtert er, daß jetzt, nachdem das Kaiserthum hergestellt sei, alle Menschen den rechten Glauben an die Dreieinigkeit haben und ein gottseliges Leben in Christo führen müßten. Wo er im Inneren des Reiches kirchliche

Mängel, Reste des Heidenthums, ketzerische Neigungen findet, tritt er ihnen mit der vollen Wucht der Staatsgewalt entgegen. Nach Außen liegt ihm kein Krieg mehr am Herzen, als der Streit gegen die Barbaren, das heißt die Nichtchristen, die Saracenen in Spanien, die heidnischen Sachsen, Dänen und Slaven. Die Eroberung ist hier überall auch Bekehrung; wohl dient umgekehrt die Ausbreitung der christlichen Lehre auch zur Befestigung der Herrschaft: aber das erste leitende Gefühl ist doch stets der Gedanke, daß der Kaiser der Herr des Erdkreises und der Wächter des echten Glaubens auf Erden sei.

Entsprechende Stimmungen gingen damals durch den Klerus und durch alle Schichten des Volkes hindurch. Uns Modernen ist es geläufig, in der Religion vor Allem eine Sache der innersten, persönlichsten Gesinnung zu sehen, das tiefste und deshalb auch freieste Bündniß der einzelnen Seele mit Gott, eine eigene Ueberzeugung des Herzens, die nur Werth hat, so weit sie innerlich erzeugt und erlebt worden ist. In jener alten Zeit strebte man freilich auch nach solcher Gesinnung, aber man war überzeugt, daß sie nur auf dem Wege der äußeren Kirchlichkeit zu erreichen sei, und auf diesem sicher erreicht werde. So wirkte man für diese mit zwingenden Gesetzen, mit Waffen und Heereszügen; die Religion wurde für's Erste als Gebot, als Herrschaft Gottes gefaßt, und wer nicht die rechte Religion hatte, als Rebell gegen die Majestät des Herrn verfolgt.

Es geschah nun, daß bald nach dem Tode Karl's das Kaiserthum zerfiel, die Staatsordnung sich auflöste, eine wilde Anarchie über den ganzen Länderkreis Karl's, über Deutschland, Frankreich, Italien hereinbrach. Zwar erhob sich aus der zweiten Zerrüttung unser Deutschland noch einmal zur Macht und Einheit unter dem

edlen Kaiserhause der Sachsen, unter Heinrich I. und Otto dem Großen. Es wurde für einen Augenblick die Macht der Karolinger erneuert, halb Europa zollte unserem Kaiser seine Anerkennung, und unter dessen starkem Schutze setzte die deutsche Dichtung und das Studium der Antike reiche Blüthen an. Aber auch dieser Schöpfung war kein längerer Bestand als der Karolingischen bestimmt. Gleich nachdem Otto der Große seine thatenreiche Laufbahn beschlossen, riß sich ein Land Europas nach dem anderen von der kaiserlichen Oberhoheit los, Frankreich und Burgund, Italien und Polen, Wenden und Dänen. Einstweilen gelang keinem derselben die eigene Ausbildung eines gedeihlichen Staatswesens; die Monarchien sanken in tiefe Ohnmacht, unbändige kleine Machthaber traten die bürgerliche Ordnung mit Füßen, die Bestrebungen auf wissenschaftliche Bildung und künstlerischen Genuß gingen in der allgemeinen Rechtsunsicherheit ebenso zu Grunde wie der äußere Wohlstand und das materielle Gedeihen der Völker. Eine düstere und rauhe Zeit, gewaltthätig, leidenschaftlich und unbarmherzig, lagerte sich über Europa. In Deutschland behaupteten noch eine Zeit lang einige kräftige Regenten, Conrad II. und Heinrich III., Männer von ebenso eiserner Härte wie ihre Umgebung, eine überwiegende Stellung, aber auch hier versiegte der ideale Schwung, die heitere Hoffnung, die Blüthe des geistigen Lebens, wie es die Tage Otto des Großen erfüllt hatte. Es bezeichnet das herrschende Gefühl der Noth und der Hoffnungslosigkeit, daß, als das erste Jahrtausend unserer Zeitrechnung zu Ende ging, in allen Landen Europas das Volk mit Sicherheit den Untergang der Welt erwartete. Die Einen vergeudeten Hab und Gut in verzweifelter Lustigkeit, die Anderen schenkten es zum Heil ihrer Seelen an Kirchen und Klöster, wehklagende Massen

lagerten bei Tag und bei Nacht um die Altäre, Viele sahen mit Schrecken, die Meisten jedoch mit geheimer Hoffnung dem Brand der Erde und dem Einsturz des Himmels entgegen. Der bestehende Zustand war so trüb und elend, daß das Bild seiner Vernichtung die Herzen bei allem geheimen Grauen doch erquickte.

Aus dieser gepreßten, freudelosen Lage richteten sich nun, wie immer in großem Unheile, die Gedanken hülfesuchend nach Oben, zu göttlicher Rettung und Erfrischung. Alle anderen Interessen waren werthlos geworden, kein Besitz und keine Existenz war sicher vor roher Gewalt, nirgendwo zeigte sich, nachdem die leuchtenden Gestalten der Ottonen dahingegangen, eine Persönlichkeit oder ein großes Streben, welches die Begeisterung eines edlen Herzens hätte entflammen können. Es gab nichts, woran das ermattete Geschlecht sich halten konnte, als die Religion. So kam eine Stimmung auf, zugleich voll von feindseligem Hasse gegen die irdische Welt und glühend von heißer Sehnsucht nach der Seligkeit des Himmels. Man floh hinweg aus der Familie, dem Amte, der Gemeinde; man riß sich heftig los von allen weltlichen Beziehungen; der Sohn entfloh den Eltern, der Gatte der Gattin; der Vasall wandte dem Lehnsherrn, der Fürst seinem Volke den Rücken. Die Klöster füllten sich wie niemals früher, eine Menge neuer Orden entstanden, die Satzungen und Uebungen wurden auf das höchste Maaß der Entbehrung und Kasteiung gesteigert. Bald genügte auch die klösterliche Stille noch nicht dem wachsenden Drange, aus Welt und Menschenleben zu entrinnen. Man suchte das Dunkel des Waldes, die Einsamkeit des Gebirges, die unwegsamste Einöde auf, um in völliger Abgeschiedenheit den Körper abzutödten, und den Sinn mit ungestörter Inbrunst auf unmittelbaren Verkehr mit Gott, mit

seinen Engeln und Heiligen zu richten. Man versenkte sich mit krampfhafter Angst in das Bewußtsein der eigenen Sünde, man durchwachte eine Nacht nach der anderen in athemlosem Flehen nach Erleuchtung und Gnade, man trieb die glühende Phantasie in rastlosem Wechsel durch alle Bilder dämonischer Pein und göttlicher Beseligung hindurch, bis dann endlich ein Augenblick der Erschöpfung und der Entzückung eintrat, und erquickende, leuchtende Visionen dem ringenden Herzen die Gewißheit eines göttlichen Bundes gaben. Wer den Charakter und die Thaten jener Zeit verstehen will, darf das Bild dieser weltverachtenden mystischen Begeisterung nicht einen Moment aus dem Auge verlieren, darf vor Allem nicht vergessen, daß sie die einzige Geistesregung des Jahrhunderts, daß sie die damals ganz gewöhnliche und höchst alltägliche war. Vor Allem in Frankreich, Spanien, Italien, in drei Ländern also der romanischen Zunge, war diese Gesinnung durch alle Stände verbreitet und beherrschte den ganzen Zustand. Jede Fröhlichkeit, jedes irdische Vergnügen erschien bedenklich, man hielt den Körper für den Ballast, der die Seele abhalte sich zum Himmel aufzuschwingen. Verachtend wandte man sich von Wissenschaft und Kunst hinweg; mit solchen Dingen, schrieb der berühmte englische Erzbischof Lanfrank, haben wir unsere Jugend vergeudet, jetzt aber sie von uns abgethan. Vaterland, Staat, Bürgerpflicht, das Alles wurde der herrschenden Richtung reizlos und werthlos; denn es gehörte ja zu der irdischen, von Sünde durchfressenen Welt. Man hatte keine Ahnung mehr von jener schlichten menschlichen Gesinnung, die in Arbeit und Thätigkeit auch einen Gottesdienst findet, die auch mit heiterem Antlitze und in der Ruhe des täglichen Zustandes sich von der steten Gegenwart Gottes getragen weiß. Ein solches Gefühl genügte

den überreizten und erhitzten Gemüthern nicht mehr. Man wollte das Göttliche mit leiblichen Augen erblicken, man wollte das Mysterium mit sinnlicher Sicherheit ergreifen. In diesem Zusammenhange erreichte dann auch das Pilger- und Wallfahrtenwesen eine Höhe wie niemals früher. Es gab sonst in jener Zeit sehr wenig Verkehr zwischen den Ländern; der Handel war geringfügig, kein Mensch dachte daran zum Vergnügen zu reisen, denn auch die kleinste Reise war von Beschwerden aller Art, von Unsicherheit und Gefahr umgeben. Aber viele Tausende zogen alljährlich zu den berühmten Klöstern, nach Clugny oder Monte Cassin, zu den Gräbern der Apostel, nach Rom oder S. Jago di Compostella, und vor Allem über die See hinüber nach Palästina, zu dem Boden, auf dem Christus selbst gewandelt, zu dem Felsen, der einst seine Grabstätte gebildet haben sollte. Vornehme und Geringe nahmen mit gleich begeistertem Eifer Theil. Binnen dreißig Jahren finden wir dort in Jerusalem zwei Grafen von Flandern, einen Grafen von Toulouse, einen Herzog der Normandie, eine ganze Anzahl deutscher Bischöfe; alle waren erfüllt von dem Gedanken, daß sie dort unmittelbar an der Schwelle des Himmels ständen, und entrüstet darüber, daß ungläubige Muhammedaner diese heiligen Stätten entweihten. Nachdem der religiöse Eifer in solchem Grade der Lebensodem für das ganze Dasein geworden, da loderte von selbst der Zorn gegen den Unglauben auf, da erschien von selbst der Kampf gegen die falsche Religion als die heiligste und preiswürdigste That. Wo bisher noch der Krieg gegen den Islam fortgedauert hatte, gewann er jetzt ein doppelt frisches Leben, von nah und fern zogen freiwillige Kämpfer herbei, um unter dem Kreuzesbanner zu siegen oder im Tode das Paradies zu erwerben.

Burgunder, Provenzalen, Normannen halfen den spanischen Königen das Chalifat von Cordova bedrängen und Toledo einnehmen; die Normannen von Neapel setzten sich auf Sicilien fest, und die Flotten von Pisa und Genua, mit päpstlichen Fahnen geschmückt, erstürmten den Hafeneingang von Palermo. So wurde der christliche Glaube allmälich das Merkzeichen auch eines großen Waffenbundes, eines Völkersystemes, welches in sich selbst von einem heiligen Feuer beseelt, allen Nichtchristen mit ungestümer Kampflust entgegentrat. Wenn der Islam vom siebenten bis zum neunten Jahrhundert die christlichen Völker mit seinem mächtigen Angriff getroffen hatte, so stand ihm jetzt im elften die Vergeltung bevor, eine nicht minder gewaltige Offensive der Christenheit gegen die gesammte muhammedanische Welt.

Jeder große Krieg bedarf aber eines Feldherrn, der ihn ausführt, und eines Herrschers, der ihn leitet. Einst, in den Tagen Karl's und Otto's der Großen, hatte die Christenheit ein solches Haupt in dem Kaiserthume gehabt: damit aber war es jetzt vorbei für immer, da die kaiserliche Hoheit selbst in Deutschland und Italien von dem Adel nur mit Ungeduld ertragen, in dem übrigen Europa aber gar nicht mehr anerkannt wurde. Indessen diese Lücke zu füllen und dem lateinischen Abendlande einen neuen Imperator zu geben, dafür war eben jener kirchliche Sinn, der zum Kriege gegen den Islam drängte, bereits in voller Thätigkeit. Ihm erschien überhaupt die weltliche Monarchie als unfähig, die Menschen zum Heile zu führen; ihre Inhaber waren irdischen und sündhaften Stoffes wie die sonstige Welt; für ihn gab es auf Erden nur Ein Institut, in welchem der Geist Gottes sich unaufhörlich bekundete und bethätigte, und dies Institut war die Kirche mit ihren Behörden,

mit ihrem Haupte, dem Papste. Sie also und sie allein war für jenen Sinn zur Beherrschung der Erde berufen; nachdem das Kaiserthum zur Vertretung der Christenheit unfähig geworden, war der Papst bereit, neben der kirchlichen auch die kaiserliche Gewalt zu ergreifen, und dann als oberster Kriegsherr Europas den Feldzug gegen das muhammedanische Asien zu eröffnen. Es war nun Papst Gregor VII., welcher diesen Standpunkt zum ersten Male mit umfassenden Nachdruck in dem Völkerleben Europas zur Geltung brachte.

Ohne Zweifel war Gregor einer der hervorragendsten Menschen aller Zeiten. Niemals sonst hat sich, so weit unsere Kenntniß reicht, ein religiöser Enthusiasmus mit einem so weiten Weltüberblick, eine geistliche Schwärmerei mit einem so ausgesprochenen Herrschertalent zusammen gefunden. Hildebrand, wie er ursprünglich hieß, war der Sohn eines armen Zimmermanns in einer kleinen toscanischen Stadt. Er hatte seine erste Bildung in Rom erhalten, dann aber aus Widerwillen gegen die wüste Sittenlosigkeit des dortigen Zustandes die Einsamkeit des Klosters aufgesucht. Dort hatte er gebetet, gewacht, sich kasteit, wie hundert Andere, hatte ekstatische Entzückung und thränenreiche Zerknirschung erlebt, und die Meinung getheilt, daß nur in dieser Abwendung von der Welt der Weg zum Himmel zu finden sei. Bald aber gab ein unvermuthetes Ereigniß seinem Leben eine andere Richtung. Die Kirche lag damals in gleich arger Auflösung wie das Staatswesen; Kaiser Heinrich III., hier wie dort auf Zucht und Ordnung bedacht, griff auch in Rom durch, setzte drei miteinander hadernde Päpste ab, entfernte sie aus Rom und ernannte selbst ihren Nachfolger. Der junge Mönch, der einen der Abgesetzten persönlich hoch-

schätzte, begleitete ihn nach Deutschland in die Verbannung, gleich sehr entrüstet über die Fäulniß der Kirche und über die Heilversuche der profanen kaiserlichen Gewalt. Aus seiner Klosterandacht hatte er das Bewußtsein mitgenommen, daß alle Herrlichkeit dieser Welt tief unter der erhabenen Glorie der Kirche läge. Daß ein Laie, wäre es auch der Kaiser selbst, geschähe es gleich in der frommsten Absicht, die Kirche bevormundete, erfüllte ihn mit heiliger Entrüstung, und dieser Zorn riß mit einem Male seine eminent praktische Natur aus der unthätigen Beschaulichkeit des Klosterlebens hervor. Nicht die Welt zu fliehen, sondern sie zu heilen durch feste Unterwerfung unter die gereinigte Kirche, wurde seitdem die Aufgabe seines Daseins. Im Jahre 1048 kam die Nachricht von dem Tode des neuen Papstes nach Deutschland, und der Kaiser bezeichnete auf der Stelle den Bischof von Toul als das künftige Haupt der Kirche. Dieser — Leo IX. — in schlichter und anspruchsloser Frömmigkeit zuerst erschrocken über die Schwere des Berufs, wandte sich an Hildebrand mit der Bitte, ihn als sein Rathgeber nach Rom zu begleiten. Die Antwort war ein entschiedenes Nein; er könne keinem Papste dienen, der durch königlichen Befehl sein Amt erhalten habe. Seine Persönlichkeit erschien damals schon so gebietend, daß der Papst vor dem Mönche gleichsam zusammensank. Leo versprach, mit bloßen Füßen nach Rom zu wandern und dort die kanonische Wahl nachzuholen, und Hildebrand, hiedurch versöhnt, wurde von Stund an die Seele der päpstlichen Regierung, bis er im Jahre 1073 den Thron des Vaticanes selbst bestieg.

Kaum hatte er die Zügel des kirchlichen Regiments ergriffen, so entwickelte dieser Handwerkerssohn ein allseitiges Herrschergenie, wie es ähnlich seitdem nur in den beiden großen

Emporkömmlingen der neueren Zeit, in Cromwell und Bonaparte, erschienen ist. Er verstand Alles, konnte Alles, wollte Alles. Er wurde Reformator der Kirche, Staatsmann und Eroberer, Demagoge und Diplomat, Alles mit gleicher Kraft und gleicher Meisterschaft. Indem seine Ueberzeugung unerschütterlich auf einem festen Gottesbewußtsein ruhte, wußte er doch, daß Gott seine Beschlüsse durch menschliche Hände ausführt, und er war ohne Rasten bemüht, zur Verwirklichung seiner Gottesherrschaft auch die irdischen Mittel in volle Bewegung zu setzen. Sein Ziel stellte er sich in dem Schwunge der Begeisterung höher, als irgend ein Mensch vor ihm es zu träumen gewagt hatte. Des Papstes Fuß, schrieb er, sollen alle Fürsten küssen, er allein soll kaiserliche Insignien tragen, er hat Gott Rechenschaft zu geben über alle Sünden der Könige. Als Christus, schrieb er ein anderes Mal, zu Petrus sagte, weide meine Schafe, da hat er die Könige nicht ausgenommen; welcher König hat jemals Wunder gethan, wie so viele Päpste und demüthige Mönche. So forderte er, ohne anderen Titel als diesen geistlichen, den Lehnseid von dem König von England, erklärte Spanien für das Eigenthum des heiligen Petrus, lud die polnischen Könige und die Großfürsten von Rußland vor seinen Stuhl, sprach die Absetzung des deutschen Königs Heinrich IV. aus und ließ sich von dessen Gegner, König Rudolph, Huld und Gehorsam verheißen. Zu diesen den Welttheil umfassenden Bewegungen stärkte er sich aber in der täglichen Einsamkeit des Gebetes, des heißen tiefbekümmerten Gebetes. Mich selbst, schrieb er dem Abte von Clugny, sehe ich so in Sünden versunken, daß das Gebet aus meinem Munde keine Erhörung findet, denn mein Leben ist löblich, aber mein Thun von dieser Welt; deshalb bitte, flehe,

beschwöre ich dich, laß die Frommen für mich beten. Die Sehnsucht nach dem beschaulichen Frieden der Klosterzelle blieb in dem stolzen Kirchenfürsten inmitten des Kampfes um die Herrschaft der Welt; sie blieb die Wurzel seiner Natur, die Quelle seiner Kraft. In solcher Andacht neugestählt, warf er sich dann wieder hinaus in das Getümmel, um den Gehorsam, den er von den Königen gefordert, nun auch mit äußeren Waffen zu erzwingen. In allen Landen bildete er seine Partei, und fesselte sie durch feste Gelübde und militärische Organisation an seine Leitung. In Deutschland versprach Herzog Welf von Bayern, seine Besitzungen von dem Papste zu Lehn zu nehmen, in Frankreich sammelten die großen Grafen von Burgund und Toulouse und der weit angesehene Abt von Clugny ein ritterliches Heer für den Dienst des Papstes. In Italien stützte er sich auf das Bündniß des Normannenherzogs von Neapel und der Gräfin Mathilde von Toscana, während fanatische Eiferer zu seinen Kämpfen die Volksmassen der lombardischen Städte in Bewegung setzten. Mit einem Worte, Gregor blieb nicht einen Augenblick bei einer allgemeinen Oberhoheit über die Könige stehen, sondern nahm ohne Zaudern die Unterthanen unmittelbar in Pflicht: er war in vollem Zuge, alle Staatsformen der bisherigen Welt zu zertrümmern, um ihre Theile in seiner großen überirdischen Herrschaft zusammen zu fassen. Noch war Alles erst Anfang, Angriff, Gährung, und wie es nicht anders sein konnte, erhob sich zunächst gegen ein so unerhörtes System allseitiger Widerstand — aber der Grundriß des Gebäudes war mit mächtiger Hand gezeichnet und die päpstliche Weltherrschaft als die neue, zugleich geistliche und kriegerische Vertretung der Christenheit verkündigt.

Auf der Stelle warf nun diese Gewalt ihre Blicke nach Außen. Gregor dachte nicht blos auf Unterthänigkeit der lateinischen Nationen, sondern wollte sofort auch die griechischen aus ihrem Abfalle wieder herbeibringen, und dann an beider Spitze den alten Kampf gegen den Islam zur Entscheidung führen. Den Anlaß gab ihm eine plötzliche kriegerische Bewegung im Islam selbst. An zwei Stellen waren in dessen Länderkreis neue unbändige Massen eingebrochen, halb wilde Stämme, welche, wie einst die Araber zu Muhammed's Zeit, keinen andern Wunsch als stetes Kampfgetöse, keine andere Bildung als hitzigen Glaubenseifer hatten. In Nordafrika erhob sich unter den Kabylen der Wüste das Reich der Morabithen, welches in reißenden Kriegszügen alles Land zwischen den Syrten, der Sahara und dem Ocean vereinigte und sich bald auch mit wilden zermalmenden Schlägen auf die Christen in Spanien warf. Gleichzeitig ergossen sich in Asien aus den Steppen der Bucharei die türkischen Stämme der Seldschuken über die Staaten des Bagdader Chalifats, überwältigten diese Provinzen mit einem verheerenden Raubkriege, und stürzten sich sofort auf Kleinasien und das Herrschergebiet der griechischen Kaiser, welche sie binnen wenigen Feldzügen zu schimpflicher Flucht über den Hellespont zwangen. Es war, als wenn plötzlich die Zeiten Musa's wiedergekehrt wären, als wenn Rom zum zweiten Male von Osten und Westen her bedroht werden sollte: Gregor VII. aber fühlte sich als einen Stärkeren noch als Karl Martell es gewesen, und beschloß seinerseits dem Angriffe zuvorzukommen. In Frankreich wirkte er mit höchstem Nachdrucke für Verstärkung der Spanier; in Rom aber zog er 1074 ein Heer von 50,000 Mann zusammen, Getreuen des heiligen Petrus, die er

persönlich zur Unterstützung Constantinopels und zur Ueberwältigung der Türken zu führen dachte. Er forderte den deutschen König Heinrich IV., mit dem er damals noch in Frieden stand, zur Förderung des Unternehmens auf, und deutete zugleich die Absicht an, vor Allem die Griechen und Armenier zur Einheit der römischen Kirche zurückzubringen, und dann das siegende Heer bis zum heiligen Grabe nach Jerusalem zu führen. Es bezeichnet wieder seinen bei aller Schwärmerei praktischen und rechnenden Geist, wie ihm das heilige Grab nur als der letzte Schmuck des Sieges, als die eigentliche Aufgabe aber das schrittweise Vordringen der Eroberung erscheint, die Sicherung einer breiten und festen Grundlage in Constantinopel, von dort her dann das Zurückwerfen der Türken aus Kleinasien und Armenien, und hiemit endlich ganz von selbst gegeben ein triumphirender Einzug in Jerusalem. Es war das erste, und für Jahrhunderte das letzte Mal, daß in dem christlichen Europa ein so umfassender und methodischer Plan zur Bekriegung Asiens entworfen wurde.

Gregor VII. war es jedoch nicht bestimmt, diese Lorberen zu sammeln. Wie siebenhundert Jahre nach ihm Napoleon, sollte er zwar seine Laufbahn mit dem Traume orientalischer Herrschaft beginnen, dann aber sein Leben hindurch jeden Athemzug an die Unterwerfung des Occidentes setzen. Wenige Monate nach der Absendung jenes Briefes brach der Streit mit Heinrich IV. aus, in welchem der Papst den Nachfolger Karl's des Großen besiegt und verzagend zu seinen Füßen, und ganz Europa von der Erschütterung eines wilden Bürgerkrieges durchtobt sah. Gregor selbst erlebte die Entscheidung nicht; im Gegentheil, er mußte vor der wieder erfrischten Macht des

Kaisers aus Rom entweichen, und starb auf der Flucht im Schutze der Normannen von Neapel. Indeß machten die Türken in Asien immer drohendere Fortschritte; sie nahmen Nicäa und Jerusalem; die Pilger jammerten, wie die rohen Soldaten am Grabe des Heilandes hausten, und der griechische Kaiser Alexius sandte die dringendsten Bitten um Hülfe an den Papst, wenn das Christenthum im Orient nicht völlig zu Grunde gehen sollte. Auf Gregor's Throne saß jetzt Urban II., ein kluger und feiner Mann, an mächtiger Energie und großem Stile der Seele seinem Vorgänger nicht vergleichbar, aber durchaus von der religiösen Ansicht desselben erfüllt, von regem Ehrgeize getragen, und bei größerer Schmiegsamkeit im Einzelnen gewandter und erfolgreicher als Gregor. Es war ihm als ein Triumph der Religion erschienen, den Sohn Heinrich IV. zur Empörung gegen den Vater zu reizen, und damit die kaiserliche Macht auf das Gründlichste zu beugen; er hatte es über sich vermocht, für den Augenblick in England und Spanien auf jene politische Hoheit zu verzichten, und damit die kirchliche Obedienz der dortigen Könige zu gewinnen. So sah er im Jahre 1094 sein Ansehen einmüthiger in Europa anerkannt und geehrt, als es Gregor jemals erreicht hatte. Als im Sommer dieses Jahres wieder eine griechische Gesandtschaft bei ihm anlangte, beschloß er, von seiner glänzenden Stellung für den Orient Gebrauch zu machen, und die lateinischen Völker nochmals zum Kampfe gegen den Islam aufzurufen.

Auch hier zeigte sich übrigens eine starke Verschiedenheit zwischen ihm und Gregor VII. Daß Urban nicht daran dachte, selbst den Feldherrnstab zu ergreifen und den Kampf persönlich zu führen, war noch nicht die bedeutendste Abweichung. Wie

er im Inneren der Christenheit jene unmittelbare weltliche Herrschaft aufgegeben hatte, auf welche Gregor in allen Staaten Europas ausgegangen war, so ließ er auch aus seinem Kriegsplane die großen Gedanken militärischer Methode und politisch-kirchlicher Eroberung fallen, in welchen Gregor den Kern seines Charakters ausgeprägt hatte. Urban rückte die Aufgabe ganz und gar in den Gesichtskreis jener mystischen Andacht, die unbekümmert um irdische Rücksicht und abgewandt von irdischem Ehrgeiz, geraden Weges zum himmlischen Paradiese aufstrebte. Nachdem er auf einer Kirchenversammlung zu Piacenza eine vorläufige Ankündigung seines Vorhabens gegeben, zog er im Spätherbste 1095 über die Alpen nach Südfrankreich hinüber, hielt in französischen Angelegenheiten ein großes Concil zu Clermont, und rief am Schlusse desselben die Völker Europas zur Befreiung, nicht des Orientes, sondern des heiligen Grabes auf. Nach weltlichem Maßstabe gemessen, war solch ein Unternehmen auf Jerusalem ein Luftschloß, so lange man nicht in Constantinopel oder in Aegypten festen Fuß gefaßt hatte; es hatte auch nicht die entfernteste Aussicht auf Dauer, wenn man nicht von dort sogleich einen vernichtenden Stoß gegen den ganzen Bestand des türkischen Sultanates richten konnte. Aber Urban's Zuhörer legten eben keinen weltlichen Maßstab an. Sie jubelten in trunkener Andacht bei der Vorstellung, das Grab des Herrn von dem Gräuel der Ungläubigen zu reinigen; sie sahen Christus selbst als ihren Feldherrn auf den Wolken thronen, und mit dem Eintritt in das irdische die Pforten des himmlischen Jerusalem geöffnet. Zu Gregor's verständigem Unternehmen hatten sich 50,000 Krieger gefunden, auf Urban's enthusiastischen Aufruf aber hefteten mehr als 300,000 Menschen das Kreuz

auf ihre Schultern. In wenigen Monaten flog der Ruf: Gott will es! von Clermont durch halb Europa, durch Frankreich und England, durch Italien und Scandinavien. Aus dem Gefühle des unendlichen irdischen Elends rissen die Völker sich mit einem leidenschaftlichen Ausbruch hervor. Sie meinten, niemals habe Gott eine schlimmere Zeit als die bisherige, erfüllt von Laster, Zwietracht und Unsitte, zugelassen; das Volk stehe in Waffen gegen das Volk, Redlichkeit und Treue sei ausgestorben, Hungersnoth und Erdbeben habe weithin Verderben gedroht. Da aber in der Tiefe des Unheils habe der Herr die Rettung gegeben. Die Zeit sei erfüllt, von der geschrieben steht: wer mit mir sein will, nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach. Seit der Schöpfung der Welt und dem Mysterium des Kreuzes, ruft ein Erzähler, geschah nichts diesem Zuge zu vergleichen, der ein Werk Gottes, nicht der Menschen war. Am 4. April 1095, bemerkt ein anderer, fielen Flammen vom Himmel wie kleine Sterne, weit und breit in allen Landen, seitdem zog Gallien und Italien in Waffen zum heiligen Grabe, ohne einen irdischen Feldherrn, geleitet vom Geiste des Herrn. Mit einem Male sei dann alles Uebel aus der christlichen Welt vertilgt, seitdem ihr Christus als Führer und Heeresfürst seine beseligende Nähe zugewandt habe. Das Erdbeben bleibt aus, ein fruchtbares Jahr in ungemessener Fülle folgt dem Mangel, und Frieden und Eintracht kehrt unter die gläubigen Menschen zurück. Mit solchen Hoffnungen begann das Abendland den ersten Kreuzzug.

II.

Als Papst Urban II. zu Clermont im November 1095 den Kreuzzug verkündete, bethätigte er seine leitende Stellung für das Unternehmen, indem er den Bischof Adhemar von Puy zu seinem Legaten und Stellvertreter beim Heere ernannte und sofort dem griechischen Kaiser Alexius die bevorstehende Hülfe zum Türkenkriege amtlich anmeldete. In den meisten Reichen Europas waren die umfassendsten Rüstungen im Gange. In Lothringen sammelte Herzog Gottfried von Bouillon, ein frommer und tapferer, jedoch geistig wenig bedeutender Mann, ein zahlreiches Herr. In Frankreich erhoben sich der Bruder König Philipp's, Graf Hugo von Vermandois, der streitbare Graf Robert von Flandern, der unruhige und unbesonnene Herzog Robert von der Normandie, der sein ganzes Land verpfändete, um eine glänzende Masse französischer und englischer Degen anzuwerben; neben ihnen der Graf Stephan von Blois, Besitzer so vieler Schlösser, wie Tage im Jahre, ein stattlicher, stolzer, aber innerlich schwacher Herr, endlich als Führer aller Provenzalen und Gascogner der Graf Raimund von Toulouse, kriegserfahrener und reicher, doch auch eigensinniger und leidenschaftlicher als alle die Anderen. In Italien bewaffneten Pisa und Genua ihre Flotten; die gesammte normannische Ritterschaft

von Neapel schaarte sich um Boemund von Tarent, einen hagern, blassen, ehrgeizigen Fürsten, der in tiefer Schweigsamkeit unaufhörlich wechselnde und weitblickende Pläne spann, stets thätig, und stets geduldig, bis der Augenblick des sicheren, siegenden Eingreifens gekommen war — er vielleicht der Einzige des Heeres, der von der andächtigen Pilgerstimmung nichts in sich spürte, sondern nur darauf dachte, unterwegs den griechischen Kaiser, seinen alten Feind, zu umgarnen, und jedenfalls sich im Oriente eine stattliche Herrschaft zu gründen. Aller Orten war man in lebhafter Bewegung; die Fürsten mahnten ihre Vasallen, die Ritter ihre Reisigen; jeder der Untergebenen faßte seinen Entschluß freiwillig, aber gewiß nicht viele blieben zurück. Die freieste Selbstbestimmung blieb dann auch während des Zuges in diesem beispiellosen Heere. Jeder Ritter trat nach Belieben bald zu dem einen, bald zu dem anderen Fürsten, je nachdem ihn dessen Sold oder Kriegsruhm anzog; nur der Allen gemeinsame Drang nach Jerusalem hielt das Ganze einigermaßen zusammen. Als Oberfeldherr galt Christus, und dessen nächster Stellvertreter wäre also nach damaliger Anschauung der päpstliche Legat gewesen: da dieser aber ohne militärische Befähigung war, so nahm ein Kriegsrath der vornehmsten Führer und Bannerherren, zehn, zwanzig, dreißig, wie es sich eben traf, die Lenkung in die Hand, und ernannte auch wohl gelegentlich einen Feldherrn des ganzen Heeres, welcher dann so lange befehligte, als sein Auftrag lautete oder als er Gehorsam fand. Wir werden sehen, daß seltene Glücksfälle dazu gehörten, um bei solcher Anarchie ein immer sehr mäßiges Gelingen möglich zu machen.

Es dauerte nun vom November 1095, von dem Concile zu Clermont fast ein Jahr, bis diese ritterlichen Schaaren

gerüstet und gesammelt waren. Viele richteten sich ein auf Nimmerwiederkehr, fast alle blickten klopfenden Herzens in eine unbekannte, mit vollem Glanze des Wunders und des Märchens strahlende Ferne. Eine Stimmung, die sich unsere weltläufige und weltfahrende Zeit kaum mehr vorstellen kann, eine Spannung, wie wenn sich heute ein großes Heer etwa in Luftballonen einschiffte, um zwischen Erde und Mond eine Insel zu erobern, welche dann zugleich auch das himmlische Paradies wäre. Vollends in krampfhafter Bewegung waren die niederen Volksclassen, die Bauern und Handwerker, welche damals keinen Theil am Waffendienst hatten, und in den reisigen Heerhaufen keinen Zugang fanden. Die Leiden der Zeit hatten sie stets am schwersten empfunden, und demnach mit heißem Ungestüm sich jetzt auch zu dem seligen Kriegszuge gedrängt. Die Kreuzpredigt gelangte an sie in verschiedenen Landen durch ganz besondere Organe. Am Rhein sammelte ein rauflustiger und anrüchiger Graf Emicho einen Haufen vieler Tausende, und begann mit ihnen den Kampf für Christus durch eine blutige und räuberische Judenverfolgung. In Nordfrankreich zog ein Einsiedler Peter, gebürtig aus Amiens, umher, in Pilgertracht auf einem Esel sitzend, mit dunkelem Gesichte und langem Barte, der ihm bis auf den Gürtel reichte, und predigte dem staunenden Volke, er sei in Jerusalem gewesen, wo die Heiden das heilige Grab mit Unflath aller Art entweihten, dort sei ihm Nachts Christus in seiner Majestät erschienen und habe ihm milde zugerufen: Schöner Freund, sagt der theuern Christenheit, die Zeit sei da mir zu helfen, gern sähe ich sie, lange habe ich sie gewünscht, das Paradies ist ihr geöffnet. Seine Hörer schlugen an ihre Brust, ließen ihre Hütten im Stiche und schlossen sich mit Weib

und Kind dem Eremiten an; ihre Zahl wuchs allmälich bis auf 60,000 Köpfe, hier war von Warten und Aufschub keine Rede, und der abenteuerliche Zug wälzte sich sofort im Sommer 1096 durch Deutschland, und die Donau hinab durch Ungarn in das griechische Reich. In Constantinopel nahm Kaiser Alexius die tumultuirenden Gäste, die ihren Führer als den echten Apostel Christi und den Schöpfer des ganzen Kreuzzuges priesen, übrigens in ihrem Hunger plünderten und selbst die Kirchen bestahlen — er nahm sie mit scheuer Freundlichkeit auf, und beeilte sich, sie auf die asiatische Küste hinüberzubringen, wo sie denn trotz seiner Warnungen mit blinder Begeisterung in das feindliche Land hineinstürmten, und nach wenigen Wochen von dem Emir von Nicäa beinahe vollständig zusammengehauen wurden. Nur mit einer kleinen Anzahl kam Peter nach Constantinopel zurück und wartete dort die Ankunft des großen Heeres ab. Auch an dessen Schaaren hatten sich übrigens aller Orten Elemente desselben Stoffes angeschlossen: da die Fürsten und Ritter keine Notiz von ihnen nahmen, so bildeten sie nachher während des Zuges wieder einen besonderen Haufen von vielleicht 10,000 Menschen, Bettlern und Marodeuren, welche waffenlos hinter den Truppen herzogen, oft genug die Verpflegung des Heeres erschwerten, dann auch wohl als Kundschafter, Knechte, Gepäckträger gute Dienste thaten. Der Einsiedler Peter blieb ihr geistlicher Leiter und Heiliger; weiterhin setzten sie sich auch einen militärischen Führer, den sie mit einem türkischen Worte den König Tafur, den Bettelprinzen, nannten, und gaben sich gewisse Satzungen, daß z. B. Niemand unter ihnen geduldet wurde, der Geld besaß; er mußte entweder aus der edlen Gemeinschaft austreten oder sein Gut dem Bettelprinzen, zu gemeiner Casse einhändigen,

In ihr Lager wagten sich die Fürsten und Ritter nur in größerer Anzahl und sicherer Rüstung; die Türken erzählten von diesen Tafuren, daß sie nichts lieber äßen, als das gebratene Fleisch der erschlagenen Feinde.

Im Herbste 1096 kamen nun die ersten fürstlichen Schaaren nach Constantinopel, und folgten sich dann in langer Reihe bis zum Frühling 1097, die einen zu Wasser, die anderen zu Lande, die Nordfranzosen meistens durch Italien und Epirus, die Provenzalen durch Dalmatien, die Lothringer durch Ungarn ziehend. Kaiser Alexius sah sie nicht ohne Sorgen anlangen, da er den Haß der Lateiner gegen die Griechen, und besonders die feindselige Gesinnung Boemund's kannte. Indeß gab ihm die vereinzelte Ankunft der Pilger wieder Muth, und brachte ihn sogar auf den Gedanken, sie für die Interessen seines Reiches zu benutzen. Er erklärte ihnen, daß Kleinasien und Syrien Provinzen des römischen Kaiserthumes, und nur im Augenblicke von der türkischen Heeresmacht überschwemmt seien; er erwarte also, daß nach deren Vertreibung die Pilger ihn als legitimen Landesherrn anerkennen und für ihre dortigen Eroberungen ihm den Lehnseid leisten würden; auf diese Bedingung sei er dann bereit, sie mit Lebensmitteln und Truppenhülfe zu unterstützen. Graf Hugo, der zuerst eintraf, machte keine Schwierigkeit; Herzog Gottfried aber sagte, sein einziger Lehnsherr sei Jesus Christus, und nur diesem denke er fortan zu dienen; darauf wurde er aber von den Truppen des Kaisers so ernstlich angegriffen und geschlagen, daß er zur Rettung seines Heeres den Eid leistete. Der zumeist Gefürchtete, Boemund, fügte sich auf der Stelle: er hatte gesehen, daß die Mehrzahl der Pilger keine Lust zu einem Kampfe bei Constantinopel hatte, der sie längere Zeit von

dem heiligen Grabe entfernt hielte, und war seinerseits entschlossen, einmal in Asien, nicht nach dem Eide sondern nach den Umständen zu verfahren. Sein Beispiel entschied die Uebrigen, bis auf den zähen und heißblütigen Raimund von Toulouse, welcher lieber sterben als einen anderen Oberherrn neben Christus anerkennen wollte. Er kam darüber in bitteren, bleibenden Groll gegen Boemund, und bei dieser Wahrnehmung beeilte sich der Kaiser, der trotz des Eides dem listigen Normannen entfernt nicht traute, die Freundschaft festzuhalten, ihm den Schwur zu erlassen, und ihn durch Geschenke und Ehrenbezeigungen aller Art fest an sich zu ketten. Einen seiner ersten Palastbeamten, Tatikios, gab er darauf dem Kreuzheere als seinen Vertreter in den zu befreienden Landen mit.

Endlich, nachdem viele Monate über diese Verhandlungen hingegangen, kam das Heer auf den langersehnten asiatischen Boden, und der Kampf gegen die Feinde Christi begann zunächst mit einem Angriffe auf das Emirat von Nicäa. Es war das Glück der Pilger, daß damals die Macht des Seldschukenreichs in hohem Grade zerrüttet und zersplittert war. Um den Thron des Sultanates haderten mehrere Prätendenten; die Emire oder Statthalter der Provinzen machten sich selbstständig und befehdeten sich unter einander; von der unterworfenen christlichen Bevölkerung erhoben sich mehrere armenische Fürsten im Taurus, am Euphrat und in Mesopotamien, und von Süden her unternahm so eben der Chalif von Aegypten einen allgemeinen Krieg gegen die Seldschuken und drang über die Landenge von Suez gegen Palästina vor. So fanden die Kreuzfahrer sich den Weg auf das Breiteste geöffnet. Als sie Asien betraten, kämpfte der Emir von Nicäa gegen den Fürsten von Melitene, der Emir von

Aleppo gegen seine Nachbarn von Damascus und Emessa, die Emire von Sebaste und Mosul gegen die armenischen Häuptlinge: in diesem allseitigen Gezänke war Gesammtgefühl und Glaubenseifer bei den Türken vollständig verstummt. Mit Ungeduld erwarteten dagegen die Armenier die Ankunft des Kreuzheeres; vorausgeschickte fränkische Ritter wurden von ihnen mit lebhaftem Eifer empfangen, und sogar der Chalif von Aegypten, obgleich selbst nach der Einnahme Jerusalems trachtend, nahm eine Botschaft der Pilger auf, die ihm ein Bündniß gegen den gemeinsamen Feind, die Seldschuken, anbieten sollte. Ein solcher Bund, mit einem Muhammedaner gegen den anderen, wäre zu Hause ein Jahr früher den Pilgern als ein Gräuel erschienen; die Wirklichkeit der Dinge hatte auf der Stelle ihren praktischen Einfluß auf die stürmischen Gemüther.

Nicäa, von den übrigen Emiren im Stiche gelassen, erlag dem Anfalle des Kreuzheeres, Juli 1097. Der Marsch der Sieger ging dann unter vielfachen Strapazen quer durch Kleinasien hindurch. Sie hatten damals den Grafen Stephan von Blois mit der Leitung der Operationen, oder, wenn man lieber will, mit dem Vorsitz im großen Kriegsrathe beauftragt, und dieser wählte, am Taurus angelangt, die Straße im Norden des Gebirges bis an den Euphrat, um dann erst nach bedeutendem Umwege den Taurus zu überschreiten und in Syrien einzudringen. Der Zweck dieser Bewegung war wohl die möglichst umfassende Unterstützung der Armenier. Eine Menge kleiner Garnisonen wurde in den Bergschlössern der Gegend zurückgelassen, Cilicien durch einen gesonderten Heertheil unter Boemund's abenteuerdurstigem Vetter Tancred, und dem Grafen Balduin, dem Bruder Gottfried's, zu den Waffen gerufen, und gleich nachher Balduin

mit einer neuen Absendung über den Euphrat nach Mesopotamien vorgeschoben, wo er die Armenier mit solcher Kraft und Klugheit zu behandeln wußte, daß er in ihrer Hauptstadt Edessa nach wenigen Monaten als Landesherr ausgerufen wurde. Das große Heer zog unterdessen den Orontes abwärts gegen die wichtigste und festeste Stadt aller syrischen Lande, gegen Antiochien, wo eine jahreslange Reihe von Kämpfen, Triumphen und Leiden aller Art es erwartete.

Es herrschte dort ein greiser Emir, Namens Bagi Sijan, ein Verwandter des sultanischen Geschlechtes, der sich von jeher durch rauhe Tüchtigkeit und Tapferkeit ausgezeichnet hatte, und auch jetzt zum Widerstand bis auf den letzten Athemzug entschlossen war. Die Christen ergossen sich zunächst über die fruchtbare und reiche Landschaft; mehr als hundert ihrer Ritter nisteten sich in den Castellen und Schlössern der Umgegend ein, unbekümmert um den Gang der Belagerung oder die Verpflegung des Heeres. Die großen Fürsten lagen einstweilen vor einzelnen Thoren der Stadt, außer Stande, die Zugänge derselben zu sperren oder gar einen Versuch der Zerstörung gegen die gewaltigen hochgethürmten Mauern zu machen. Bagi Sijan's Reiter durchstreiften dann in rastlosen Ausfällen die Gegend, rieben zerstreute christliche Schaaren auf, schnitten dem großen feindlichen Lager die Zufuhr ab. Tag auf Tag verging, der Winter brach mit endlosen Regengüssen herein, Entbehrung, Hunger und Krankheit begannen die christlichen Massen in erschreckender Weise zu lichten. Von 300,000 Kämpfern war nur die Hälfte noch bei der Fahne; die Pferde büßte man in der unwirthlichen Jahreszeit bis auf wenige Hundert ein, der Oberbefehlshaber, Stephan von Blois, wurde krank, und ließ sich aus dem Lager hinweg in die nahe

Seestadt Alexandrette bringen. Indeß die Uebrigen hielten aus. Allmälig errichtete man kleine Verschanzungen und Castelle vor den Thoren, sperrte die Brücke, auf welcher die Türken bisher den Fluß zu passiren pflegten, und schlug mehrere Entsatzversuche der benachbarten Emire nachdrücklich zurück. Im Frühling besserte sich Alles. Die Seuchen ließen nach, viele Versprengte stellten sich wieder ein, eine genuesische Flotte brachte reiche Zufuhr und Herrschaft über das Mittelmeer. Dagegen machte sich ein innerer Zwist bemerkbar. Boemund hatte sein Auge auf die bedeutende Stadt geworfen, trieb deshalb vor Allem den Griechen Tatikios durch Verhetzungen und Drohungen aus dem Lager hinweg, und trat darauf mit dem Antrage hervor, die Fürsten sollten ihm den erblichen Besitz Antiochiens verheißen, dann wolle er es ihnen überliefern. Für diese Zuversicht hatte er sehr bestimmten Grund. Wohl gab es unter den Pilgern grimmere Recken, als den Fürsten von Tarent; es galt Graf Robert von Flandern für die beste Lanze im Heer, und kein Schwert wurde mehr gefürchtet als das des Herzogs Gottfried, dessen wuchtiger Arm noch bei einem der letzten Gefechte einen gepanzerten Türken mit einem Hiebe zerspaltet hatte, so daß Kopf und Brust zur Erde stürzten, und die untere Hälfte von dem Rosse allein in die Stadt zurück getragen wurde. Dennoch aber hielten damals die Türken unbedingt den Fürsten Boemund für das Haupt des Heeres, für die Seele aller Beschlüsse, und an ihn wandte sich demnach ein antiochischer Großer, Firuz az Zerrad, aus persönlichem Hasse gegen Bagi Sijan, mit dem Erbieten sich taufen zu lassen und ihm die Stadt zu verrathen. Als Boemund dem Kriegsrathe diese Mittheilung machte, zauderten die übrigen Fürsten eine Weile, Graf Raimund von Toulouse aber, in bohrender

Eifersucht gegen den gewandteren Genossen, legte entschiedenen Protest ein, im Sinne des Eides, durch den man die Ansprüche des Kaisers Alexius anerkannt habe, und hierauf erklärten auch die Anderen Boemund's Begehren für unzulässig. Dieser zuckte die Achseln und zog sich von der Berennung der Stadt zurück, worauf dann im christlichen Lager sehr bald eine allgemeine Schlaffheit sichtbar wurde, und wartete der Zeiten. Bald kamen bedrohliche Nachrichten aus Osten. Der Sultan, seines Nebenbuhlers Herr geworden, hatte dem Emir Kerbuga von Mosul Befehl gegeben, die Kraft des Reiches zu versammeln und das freche Gezücht der Ungläubigen von dem Erdboden zu vertilgen. Es sammelte sich dort eine Masse von mehr als einer halben Million Köpfen, welche glücklicher Weise mehrere Wochen in nutzlosen Kämpfen gegen Balduin vor Edessa vergeudete. Endlich aber sah ihr Führer doch ein, wo die Entscheidung zu suchen war, und wälzte seine gewaltigen Heersäulen gegen Antiochien heran. Da wurde die Spannung im christlichen Lager groß, denn das Aergste war vorauszusehen, wenn man zwischen der uneroberten Stadt und dem übermächtigen Entsatzheere eingeklemmt wurde. Die Fürsten traten Boemund an, dieser aber blieb gelassen und ruhig auf seinem ersten Worte; bereits hatten Kerbuga's leichte Reiter die äußersten Posten der fränkischen Stellung erreicht, die Gefahr war auf dem letzten Punkte, da wich endlich auch Raimund von seinem Widerspruch, und die Stadt wurde Boemund zugesagt. In der Nacht erstieg hierauf dieser mit sechzig Rittern einen von Firuz bewachten Thurm der Stadtmauer; durch das nächste von ihm sofort eröffnete Thor ergoß sich das Heer in die Stadt und überwältigte die überraschte türkische Besatzung unter einem entsetzlichen Getümmel und Blutvergießen. Der alte Emir entfloh,

wurde aber von einem Haufen christlicher Bauern im nahen Gebirge erschlagen, seinem Sohne jedoch gelang es, sich mit einer Handvoll Leute in die Citadelle zu werfen, und die hastigen Angriffsversuche Boemund's abzuweisen.

Dies geschah am 6. Juni 1098. Am 9. erschienen Kerbuga's Heerhaufen in unabsehbarer Reihe: so nahe hatte Boemund's todesverachtender Ehrgeiz das Verderben herankommen lassen. Auch jetzt noch war man in höchster Gefahr. Nach der Erstürmung hatten die Sieger geplündert, gepraßt, die spärlichen Vorräthe verschleudert; binnen wenigen Tagen mußte eine Blokade arge Hungersnoth erzeugen; dazu hatte man den Feind innerhalb der Mauern, in der Citadelle, welche, am Südrande der Stadt gelegen, mit Kerbuga sofort in Verbindung getreten war, und gegen welche die übrigen Quartiere ungeschützt und offen lagen. Hier stand denn der Kampf fast ohne Unterbrechung bei Tag und bei Nacht; Kerbuga begnügte sich sonst mit strenger Einschließung, und benutzte seine Uebermacht, immer frische Truppen zu stets heftigeren Angriffen in die Citadelle zu werfen. Bald stieg die Ermattung und Verzweiflung bei den Christen auf daß Aeußerste. Die Qual des Hungers war furchtbar, man sah die Menschen an Baumwurzeln und Schuhsohlen nagen, und um todte Ratten und Katzen raufen. Mitten im Gefechte stürzten Einzelne zu Boden, unverwundet aber müde auf den Tod, und schliefen ein im Toben des Streites, der über ihren Häuptern hin und her wogte. Tausende gaben die Hoffnung auf, versteckten sich in die Häuser, und waren weder durch Versprechungen noch Drohungen mehr hervorzubringen. In diesem Elend ernannte der Kriegsrath Boemund zum Oberbefehlshaber mit unumschränkter Vollmacht. Er griff auch dieses Mal durch, und ließ, um die

Truppen auf die Straße zu treiben, die Stadt anzünden, so daß über zweitausend Häuser in Asche sanken. Hierauf schlug die Stimmung um, und ging aus tiefer Niedergeschlagenheit in fanatische Begeisterung über. Die ganze Energie des religiösen Sinnes, eine Weile durch die bunten Eindrücke des fremden Zustandes zurückgedrängt, erwachte auf's Neue. Ein Provenzale entdeckte, durch eine Vision geleitet, in einer Kirche die Lanze, womit Christus am Kreuz durchbohrt worden; täglich kamen Pilger in den Fürstenrath, neue Erscheinungen der Jungfrau oder anderer Heiligen anzuzeigen, die das Heer zu Kampf und Ausfall aufforderten. Boemund selbst hatte keinen anderen Gedanken; auf Entsatz war nicht zu hoffen, man mußte siegen, wenn man nicht verhungern wollte. Im feindlichen Lager herrschte unterdessen Uebermuth und Zwietracht; bedeutende Schaaren, durch Kerbuga beleidigt, hatten sich bereits verlaufen, und als die Franken am 28. Juli aus der Stadt hervorbrachen, gelang es ihnen nach kurzem Streite, die morsche und ungefüge Masse der Gegner in alle Winde auseinander zu stäuben. Es war die Entscheidung für den ganzen Krieg, ein maßloser Schrecken vor den christlichen Waffen ging durch den ganzen Orient; bei sofortigem Vorrücken hätten die Pilger in diesem Augenblicke Palästina ohne irgend weiteren Widerstand besetzen mögen.

Allein unter den Fürsten selbst erhob sich ein neues Hinderniß. Raimund von Toulouse, der einige Thürme in Antiochien besetzt hielt, kam auf die frühere Weigerung zurück, sie an Boemund auszuliefern; die anderen Fürsten wollten keinen der beiden Mächtigen durch ein ungünstiges Urtheil erzürnen, und ein bitterer Hader, der bald auch die Truppen durchdrang und Provenzalen und Normannen oft zu blutigem Streit aneinander-

hetzte, lähmte alle Bewegungen. Endlich im Januar 1099, als bei der Einnahme der benachbarten Stadt Maara derselbe Zank sich zwischen Boemund und Raimund wiederholte, wurde es der Masse der Pilger zu viel. Ein wilder Ausbruch erfolgte; die Pilger schrieen, sie wollten fort nach Jerusalem, möchten die Fürsten um irdischen Besitz hadern, Christus selbst werde sein Volk geleiten. Der alte schwärmerische Sinn riß sich von allen politischen und militärischen Rücksichten los, die ihn eine Weile umsponnen hatten: Raimund mochte zürnen so viel er wollte, er mußte Antiochien räumen, und dem Strome seiner erregten Landsleute folgen. So brauste denn das Heer, jetzt eigentlich haupt- und führerlos, in glühendem Eifer dem ursprünglichen Ziele zu. Jerusalem war indeß in die Hand der halbwegs befreundeten Aegypter gefallen, aber der jetzigen Stimmung galten Aegypter ebenso wie Seldschuken als abscheuliche und todeswürdige Heiden. Die Stadt wurde umlagert und am 15. Juli durch allgemeinen Angriff mit stürmender Hand genommen. Der Grimm gegen die Ungläubigen entlud sich in einem Gemetzel, daß an einzelnen Stellen die Kämpfer knietief im Blute wateten; dann warfen sie sich, von Leichenhaufen umringt, in Thränen der Entzückung und jubelnder Andacht zum Gebete am heiligen Grabe nieder.

Erst nach acht Tagen eines allseitigen Siegestaumels traten die Fürsten zusammen, um über die Bewahrung des Gewonnenen Rath zu pflegen. Die wichtigste Frage war offenbar die Wahl eines Oberhauptes. Die früher hervorragenden Führer waren in diesem Augenblicke nicht mehr beim Heere. Denn der Graf von Blois war bei Kerbuga's Anrücken aus Alexandrette nach Hause entflohen, Boemund in Antiochien zurückgeblieben, der

päpstliche Legat bald nach der Besiegung Kerbuga's gestorben. Die Fürsten boten also die Krone des neuen Reiches dem Grafen Raimund; dieser erklärte aber, daß er sich unwürdig erachte, an so heiliger Stätte eine irdische Krone zu tragen. Nach einigen Nachrichten hätten sie dann die Herrschaft dem Herzoge der Normandie angetragen, jedoch keine günstigere Anwort erhalten; sicher ist, daß sie sich endlich an Herzog Gottfried wandten, und dieser zwar wie Raimund den Königstitel ablehnte, die Herrschaft aber auf sich nahm. Es gelang ihm, gleich im nächsten Monat ein ägyptisches Heer bei Ascalon zu besiegen, und damit den Bestand des Reiches auch gegen Süden zu sichern; dann aber war die Masse der Pilger, die nach Erfüllung ihres Gelübdes in die Heimath zurückstrebten, nicht länger zu halten. Es blieben in Jerusalem Gottfried und Tancred mit etwa zweihundert Rittern und gegen zweitausend reisigen Knechten; Graf Raimund suchte mit einem noch geringeren Haufen sich eine Herrschaft in Tripolis zu gründen; etwas ansehnlicher waren die Mittel, über welche Boemund in Antiochien und Balduin in Edessa verfügten. Den Bestand und die Schicksale dieser kleinen Herrschaften werden wir später in das Auge fassen. Heute erlaube ich mir dagegen noch einige Worte über den Eindruck, welcher durch diese Ereignisse auf die Betheiligten selbst und auf die Zuschauer im Abendlande gemacht wurde, und der sich sofort in einer Reihe mannichfaltiger und zum Theil sehr merkwürdiger Darstellungen und Berichte ausprägte und abspiegelte.

Es waren zunächst die leitenden Fürsten selbst, welche in Briefen und Berichten an den Papst, an Angehörige und Befreundete die ungeduldig lauschende Heimath über die großen Ereignisse des Krieges in Kenntniß setzten. Solcher Briefe sind uns noch

neun, einige darunter ausführlich und lehrreich, erhalten. Dann fanden sich in dem Heere verschiedene Männer, welche eine genaue und zusammenhängende Aufzeichnung der Begebenheiten gleich während ihres Verlaufes unternahmen, ein normännischer Ritter, nie provenzalischer Geistlicher, ein Caplan des Grafen Balduin von Bouillon, Männer also von verschiedenen Nationen und Heerestheilen, so daß ihre Berichte sich in willkommener Weise ergänzen und vervollständigen. Was sie aufgeschrieben, sandten sie, sobald sich eine Gelegenheit finden mochte, nach Europa hinüber, wo diese Blätter mit der gespanntesten Theilnahme erwartet, und bei ihrer Ankunft mit wahrem Heißhunger aufgenommen, gelesen und vervielfältigt wurden. Es gab nun damals weder Zeitungen noch Telegraphen; zur rascheren Verbreitung der ersehnten Kunde griff man also zu dem Mittel, daß die Geistlichen Sonntags von der Kanzel herunter die indeß angelangten Berichte vorlasen, und sie zu diesem Behufe einer dem anderen von Ort zu Ort mittheilten. Leider waren diese Relationen viel kürzer als die begierig horchende Masse sie sich wünschte; sie waren gerade bei ihrer Genauigkeit auch viel trockener als der wunderdurstige Sinn es erwartete: indessen war diese Stimmung im Kreuzheere selbst so gut wie in Europa verbreitet, und wirkte von Anfang an mit schöpferischer Thätigkeit für die Befriedigung jenes hitzigen Wissensdranges. Niemals hat es ein großes Heer gegeben, das nicht seine Dichter und Sänger gehabt hätte, die frommen Knechte, die Grenadiere oder Husaren, die Abends beim Wachtfeuer das Lied erdenken zum Preise ihres Generals, des Liebchens daheim, der gefallenen Kameraden, welches dann von Mund zu Mund geht, und bei jedem neuen Anstimmen mit neuen Sätzen und Weisen erweitert wird. Das elfte Jahr-

hundert war nun allerdings, wie wir gesehen haben, in seiner düsteren Weltverachtung und heißen Schwärmerei eine gründlich unpoetische Zeit, und in seinem ganzen Umfange ist auf europäischem Boden kaum eine Strophe von echtem dichterischen Gehalte entstanden. Der Kreuzzug aber, in welchem sich jene fanatische Andacht wie in einer großen Explosion entlud, bewirkte auf der Stelle eine befreiende und befruchtende Erschütterung. Während seines Verlaufes zitterte wohl der starke religiöse Enthusiasmus in den Gemüthern nach, zugleich aber wurden die Sinne durch die Eindrücke einer völlig neuen Welt ergriffen und bezaubert. Den Tausenden, die bisher keinen Blick über die engen Schranken des heimischen Weichbildes hinausgeworfen, erschien mit einem Male der farbige Glanz der südlichen Natur, die Pracht der griechischen Kaiserpaläste, die fremdartige Sitte des muhammedanischen Orients, dessen Cultur auch in ihren Trümmern damals den Europäern mit entschiedener Ueberlegenheit imponirte. Die Erregung, in die solche Wahrnehmungen versetzten, wuchs durch die Größe der Gefahr, welche hier die Luft des täglichen Daseins bildete; in jeder Stunde hatte man den Untergang vor Augen, und mußte unaufhörlich die höchste Kraft des Leibes und der Seele anspannen, um das Leben zu retten und sich zu dem glorreichen Ziele hindurch zu ringen. Auch jetzt erschienen noch dem trunkenen Auge die Heiligen Gottes und die Heerschaaren des Himmels. Aber sie zeigten sich nicht mehr in der dunkeln Enge der Klosterzelle, nicht während einsamer nächtlicher Büßungen und Kasteiungen. Vielmehr glaubte man sie inmitten des Schlachtgetümmels zu erblicken, wie sie mit strahlenden Waffen auf weißen Rossen in die Türken hineinsprengten, und den Helden des Heeres, den Lieblingen der Truppen, Bahn durch die

Schwerter der Heiden hindurch brachen. So blieb die religiöse Andacht als Grundton der Stimmung, aber sie nahm eine entschiedene Wendung von der mönchischen Devotion zu ritterlicher Begeisterung, von der asketischen Weltflucht zu soldatischer Frische. Ein neues Heldenthum entstand auf ihrem Boden, und mit dem Helden wuchs auch die Heldenpoesie heran.

Sie zeigte sich gleich während der Kämpfe bei allen Schaaren des Heeres. Jede Nation feierte ihre Streiter, und pries nach jedem großen Schlachttage die Thaten des siegreichen Führes, die guten Hiebe der hervorragenden Recken, die himmlischen Freuden der gefallenen Kämpfer. In den Resten, die uns von diesen Liedern geblieben sind, bemerken wir das begreifliche Streben, die jedes Mal entscheidende That des gemeinsamen Sieges dem Helden und Fürsten des eigenen Stammes zuzueignen, und diesen überhaupt in eine bevorzugte und leitende Stellung hinauf zu rücken. So preisen die Franzosen den Grafen Hugo, den Bruder ihres Königs, als den Herzog der Herzoge, den obersten Lenker des Heeres. So melden die Lothringer, daß Herzog Gottfried schon in Kleinasien das Haupt aller Fürsten gewesen, daß wegen seiner Erkrankung der Angriff auf Antiochien so lange erfolglos geblieben, daß er mit seinem Freunde Robert von Flandern in jener denkwürdigen Nacht die Leiter an die Mauer Antiochiens gesetzt und die Stadt erstiegen habe. So hatten selbst jene Schaaren des Königs Tafur ihre Lieder zum Preise des Eremiten, der habe nach seiner Vision in Jerusalem den Papst zur Predigt des Kreuzes veranlaßt, und dann das ganze Abendland in Bewegung gebracht.

Ueberhaupt sehen wir mit Erstaunen, wie weit sich, vielleicht am Tage nach dem Ereigniß, die Phantasie dieser Sänger

und Hörer von der Wirklichkeit der Dinge entfernt. Das Concil von Clermont war im November: hier wird es in den Mai verlegt, wo die Wiesen grünen und Amsel und Drossel schlagen, denn auch die Natur muß sich bei einem solchen Ereigniß freuen und schmücken. So setzt sich dies fort durch den ganzen Verlauf des Kreuzzuges hindurch: unmittelbar neben den Begebenheiten her geht in zahllosen Gestaltungen und Brechungen eine zweite phantastische Geschichte, eine Schöpfung der Sage inmitten des geschichtlichen Bodens selbst. Man sieht, wie religiöser und kriegerischer Eifer die Thatenlust und die Erfindungskraft steigert, aber auch welch ein unzuverlässiger Beobachter und Berichterstatter er ist.

Ich kann mir nicht versagen, wenigstens einige Bruchstücke dieser Gesänge, die uns in etwas späterer, aber wenig veränderter Ueberarbeitung erhalten sind, mitzutheilen. Sie sind in französischen Reimzeilen abgefaßt: die Uebersetzung hat abkürzen und zusammenziehen, und überhaupt sich darauf beschränken müssen, die allgemeine Farbe und Stimmung wieder zu geben.*

Es war unzählig Volk geströmt von nah und fern
Nach Clermont in Auvergne. Da war der Krieg des Herrn
Beschworen vor ganz Frankreich und aller Christenheit;
Kein Jüngling mochte fehlen, kein Greis im heil'gen Streit.
Von Fürsten und von Rittern erschien manch stolzer Zug,
Die Herrn von Krummstab kamen und was da Kutte trug;
Zusammt dem König ritten der werthen Kämpen viel,
Der tapfre Hugh von Maine, Graf Raymond von St. Gilles,
Von Blois der Herzog Stephan, und Bischof Adhemar,
Der unter tausend Braven der allerbravste war;

* Ich verdanke dieselbe meinem verehrten Freunde Emanuel von Geibel.

Mit Gottfried von Bouillon sah man die Brüder ziehn,
Eustach, den holden Knaben, und Junker Balduin;
Es kam Robert von Flandern, Robert der Mönch darnach;
Wollt' ich sie alle nennen, ich schüf' euch Ungemach.

Da nun die Herrn am Abend die Rosse eingestellt
Und wohl versehn mit Futter, da blieben sie gesellt
Die Nacht hindurch beim Becher und festlichen Gelag,
Und hatten gute Kurzweil bis an den jungen Tag.
Am Morgen früh erhob sich der Papst in Herrlichkeit;
Der König und die Grafen, sie gaben ihm Geleit.
Sie zogen nach dem Münster bei hellem Glockenschall;
Dort las der Papst die Messe; dann wälzte sich der Schwall
Des Volkes aus den Thoren mit ungestümer Hast;
So viele Tausend hätte nicht Haus noch Dom gefaßt.

Es war ein Tag im Maien, wo jeder Vogel singt,
Die Bäume Blüthen schneien, am Busch die Knospe springt,
Und grün die Wiesen leuchten im milden Sonnenstrahl,
Da lagerten im Rasen die Haufen allzumal;
Soweit das Auge reichte, sie lagen dichtgeschaart;
Der Papst allein stund aufrecht und rief zur Gottesfahrt,
Sein Wort erging wie Feuer vom heil'gen Geist erregt,
Da blieb kein Auge trocken, kein Herz blieb unbewegt.

Als nun der Papst geendet, erhub der König sich:
Um Gott, ehrwürd'ger Vater, in Minne höret mich.
Wohl habt ihr recht gesprochen; doch bin ich hochbejahrt,
Geplagt und sehr gebrechlich, wie thät' ich solche Fahrt!
Es soll an meiner Stelle mein Bruder Hugo ziehn;
Von meinen Sippen ist er der beste Paladin.
Ich geb' ihm alle Vollmacht. Da Hugo das vernahm,
Wuchs ihm das Herz in Freuden; es däucht' ihm wonnesam,
Zu reisen mit dem Heere hinaus in Gottes Land;
Sehr dankt' er seinem Bruder, und küßt' ihm Fuß und Hand.

Dann kniet' er vor dem Papste und ließ das Kreuz sich reichen,
Die Fürsten, Herrn und Ritter, sie thaten all' desgleichen,
Von Frankreich und von England und von der Normandie,
Der heil'gen Meerfahrt Zeichen mit Sturm begehrten sie.
So mächtig ward das Drängen, daß mancher schier erlag;
Zweihunderttausend nahmen das Kreuz an jenem Tag.

Da weinten laut die Frauen und Jungfrau'n insgemein:
Weh uns! Wir Armen werden hinfort verlassen sein,
Verwittwet und verwaiset! Weh diesem Fürstentag,
Der uns're Freuden alle zerstört mit Einem Schlag:
Nun giebt es keine Kammer, zu morgen steht sie leer;
Kein Lied wird mehr man singen, kein Spiel ergötzt uns mehr!
Auch sprach zu manchem Ritter da wohl sein jung Gemahl:
„O Herr, da ihr mich freitet nach eures Herzens Wahl
Und Treue mir gelobtet mit manchem theuern Eid,
Um Gott, wenn ihr zur Fremde nun fahrt im guten Streit,
Und seht die Stadt mit Augen, da Gott litt Todespein,
Dann sei ich unvergessen, und treu gedenket mein!"
Ha, was aus schönen Augen da Thrän' um Thräne rann!
Da war auch manche Dame, die selbst das Kreuz gewann;
Die Jungfrau'n aber kehrten von wannen jede kam
Zurück zu ihren Vätern und trugen schweren Gram.

Nun will ich euch erzählen von unserm Christenheer,
Das draußen ist im Lager. Die Theurung drückt es schwer,
Sein Vorrath ging zur Neige, gar schlimm ist es bestellt.
Herr Peter, der Ermite, er saß vor seinem Zelt,
Da kommt zu ihm der König Tafur mit großem Schwall,
Es waren an die Tausend, der Hunger nagt sie all.
„O Herr, nun rathet uns, und sehet unsre Noth.
Wir müssen Hungers sterben, erbarmet euch um Gott!"
Entgegnete Herr Peter: ihr Tröpfe fort, ihr Trägen!

Seht ihr die todten Türken nicht liegen allerwegen?
Sie sind ein trefflich Essen, wenn man sie salzt und brät.
Da sprach Tafur, der König: ihr habt gar klug geredt.

Herrn Peter's Zelt verläßt er und schickt die Seinen fort.
Mehr sind es denn zehntausend, sind sie an Einem Ort.
Sie häuten ab die Türken und weiden gut sie aus,
Gesotten und gebraten wird dann das Fleisch zum Schmaus.
Gar weidlich mundet's ihnen; sie essen's ungesalzen
Noch auch des Brods dazu. Ein Mancher spricht mit Schnalzen
Zu seinem Nebenmann: Die Fasten sind vergangen,
Mich will mein Lebtag nicht nach beßrer Kost verlangen,
Dem Schweinfleisch zieh' ich's vor und ölgesott'nem Schinken,
Laßt uns dran gütlich thun, bis wir zu Boden sinken.

Weil König nun und Volk so tapfer gehn zur Küche,
Aufsteigen durch die Luft die würzigen Gerüche
Des leckern Türkenbratens gen Antiochiens Mauern;
Da hub sich groß Geschrei und Alles ward voll Trauern;
Es steigen auf die Zinnen die Heiden ohne Zahl,
Die Heidinnen ingleichen, sie weinten allzumal.
Hinauf zum höchsten Söller begab sich Garsion
Und Isaës, sein Neffe, und Sansadon, sein Sohn.
Garsion sprach zu ihnen: Weh mir! Bei Mahommed,
Es fressen diese Teufel die Unsrigen! Da seht!

Umschaut Tafur der König, die Heiden sieht er stehn,
Die Damen und die Mägdlein, die von den Zinnen spähn.
Doch schafft ihm das kein Grämen; er läßt haushälterisch
Zuhauf die Todten schleppen und rösten was noch frisch,
Doch das Verdorbne werfen sie in den Fluß hinaus,
Der an der Stadt vorbeigeht; es wird der Fische Schmaus.
Da kommen mit Graf Robert Tancred und Boemund,
Und von Bouillon der Herzog, der hoch in Ehren stund.
Im vollen Harnisch gehn sie, bewehrt vom Kopf zum Fuß,

So bieten sie Tafur, dem König, ihren Gruß.
Sie fragen ihn mit Lachen: Nun, wie behagt's euch? Sprecht!
Fürwahr, versetzt der König, ich löge sagt' ich: schlecht.
Hätt' ich nur was zu trinken! Am Essen fehlt es nicht.
Wohlan, spricht Herzog Gottfried, ich schaff' euch was gebricht;
Er ruft nach einem Kruge von seinem guten Wein.
Deß trinkt Tafur, der König; es geht ihm sänftlich ein.

Da rief von seinem Söller der König Garsion
Nach Boemund; es brachte der Wind herab den Ton.
Bei Mahom, rief er zornig, man rieth euch nimmer gut,
Die Todten so zu schänden, bleibt eitel Frevelmuth.
Doch Boemund entgegnet: Herr, was man hier gethan,
Von uns nicht ward's befohlen, noch sind wir Schuld daran.
Tafur ersann's, der König, mit seiner Teufelsschaar;
Die sind ein arg Gesindel. Es schafft uns Leid fürwahr,
Daß ihnen baß, denn Wildpret, das Türkenfleisch behagt;
Doch dämpfen wir sie nimmer, dem Himmel sei's geklagt!

Es war ein lichter Anger unweit Samarkand,
Wo neben manchem Oelbaum Cypress' und Lorber stand;
Auch wuchsen Balsamstauden genug umher im Feld;
Dort hieß der Sultan schlagen sein königlich Gezelt.
Die Stangen waren ulmen, an Silberzierde reich,
Gewürfelt war das Zelttuch, einem Schachbrett gleich,
Zur Hälfte Weiß mit Scharlach, zur Hälfte Gelb mit Grün;
Dazwischen sah man prächtig viel edle Steine glühn.
Zwölftausend hätten drunter gelagert sonder Mühn.
Inmitten des Gezeltes beim köstlichsten Geräth
Sah man aus Gold getrieben ein Bild des Mahommed,
Das zwischen vier Magneten in freien Lüften hing,
Und sich im Schweben drehte, nachdem der Windzug ging.

Nun waren Heidenkönige, vierzehn an der Zahl,
Gekommen, dienstgewärtig dem Sultan allzumal;
Da ward dem Bild ein Opfer gerüstet von der Schaar,
Sie knieten alle nieder und brachten Gaben dar,
Sie räucherten mit Weihrauch und sprachen manch' Gebet,
Und immer war das Ende: erhör uns Mahommed!

Indeß noch alle knieen, da plötzlich drängt im Grimme
Hervor sich Sansadon und ruft mit lauter Stimme:
Steht auf, ihr Sinnberaubten! Ihr blinden Thoren, wißt,
Daß dieser euer Mahom zu helfen machtlos ist!
Durch seinen falschen Glauben, sein eitles Götzenthum
Hab' ich mein Volk verloren und allen meinen Ruhm.
Er wirft mit einem Faustschlag das Bildniß auf den Grund,
Und tritt es dann mit Füßen. Da hebt sich in der Rund'
Ein fürchterlich Getümmel, ein lautes Wuthgeheul;
Man wirft nach ihm die Dolche, man schießt auf ihn den Pfeil;
Verfluchter, schreit der Sultan, wer hat dich das gelehrt?
Wer bist du? Welches Stammes? Du bist des Hängens werth!

Jetzt nennt sich Sansadon, und giebt Bericht mit Gram,
Welch' Unheil von den Christen auf Antiochien kam.
Er klagt von ihren Bognern, die keinen Schuß verlieren,
Von den Geharnischten, die spitze Lanzen führen;
Ein Einziger von diesen, so spricht er, triebe schier
Von unsern Heergeschwadern zu Paaren drei bis vier!

Ei sieh, spricht da der Sultan, welch' tapfrer Held du bist!
Wenn Einer wissen wollte, was Furcht und Zittern ist,
Bei dir könnt' er es lernen. Doch Corbaran ruft: Nein!
Er hat zu viel getrunken, zu Kopf stieg ihm der Wein.

Nein, Admiral von Persien, entgegnet Sansadon;
Bei meinem Kopf, mich trifft mit Unrecht euer Hohn.
Nicht lehrt die Furcht mich lügen, noch spricht der Wein aus mir,

Mich sendet König Garsion zu euch auf schnellem Thier;
Um eure Hülfe fleht er, von harter Noth bedrängt.
Seht hier sein dringend Zeichen, daß ihr mir Glauben schenkt!
Er spricht's, und aus der Tasche, die er nach Botenart
Sich umgegürtet, zieht er seines Vaters grauen Bart.
Da den der Sultan sahe, gar schwer ward ihm der Sinn.
„Fürwahr, wenn König Garsion den Bart sich schor vom Kinn,
Dann stehn die Sachen übel, die Noth ist nimmer klein;
So rathet, wie mit Hülfe wir ihm gewärtig sei'n."

Lang blieb es still im Kreise; die Fürsten schwiegen all',
Bestürzt in tiefster Seele durch König Garsion's Fall;
Dann gab es wirren Rathschlag; sie red'ten dies und das;
Zuletzt sprach König Hangos, der über Nubien saß:
Bei Mahom, großer Sultan, mir däucht' es wohlgethan,
Ihr ließet Boten reiten durch's Land hin jede Bahn,
Und riefet gen Coronda die Fürsten all' in's Feld,
Insonders den Chalifen, der Hof zu Bagdad hält.
Käm' er, der unser Papst ist, er brächt' uns Heil und Kraft;
Ihm folgt im Morgenlande die größte Ritterschaft. —
So sei es, rief der Sultan, das war ein kluges Wort,
Noch heut mit Briefen sollen vierhundert Boten fort.

Nun ging ein Mond in's Land, und halb verlief der zweite,
Da zog es gen Coronda heran von jeder Seite,
In Haufen und in Schwärmen, zu Fuß und auch zu Roß,
Mit Schwertern und mit Stangen, mit Kolben und Geschoß.
Es kam mit seinen Rittern von Bagdad der Chalif,
Der Mahom's Lohn verheißend das Land in Waffen rief;
Es kamen die Araber, die gottlos ohne Scheu
Die Auferstehung leugnen; es kam der rothe Leu,
Des Teufels Bruder, knirschend in Zorn und Ungestüm;
Viermal hunderttausend Türken folgten ihm.
Aus fernstem Osten kam ein Volk von fremder Art,

An dessen Leibern Weißes nicht wahrgenommen ward,
Als nur die Zähn' und Augen. Hoch ritt vor dieser Schaar
Die Mutter Corbaran's auf einem Dromedar.
Triefäugig war die Greisin, doch stund ihr Geist in Kraft,
Von Sonn' und Mond besaß sie geheime Wissenschaft
Und von der Sterne Wandel, und oftmals las ihr Blick
Im Gang der Himmelslichter zukünftiges Geschick.
Zuletzt mit großem Zuge erschienen im Gefild
Die Könige von Mekka mit ihrem Mahomsbild,
Das war von hohlem Golde, und saß durch Zauberbann
Ein böser Geist darinnen; sie tanzten ihm voran
In feierlichem Reigen zum Klange der Schallmei'n,
Und Pauken und Violen und Harfen schollen drein.

Da nun mit großen Ehren am Ziele seiner Fahrt
Vom Heer und vom Chalifen das Bild empfangen ward,
Da blies der Lügengeist, der drinnen saß, der schlimme,
Sich mächtig auf vor Hoffahrt und rief mit heller Stimme:
„Hört an, was ich verkünde, und wägt es mit Verstand,
Die Christen haben nimmer ein Recht an dieses Land,
Dieweil sie Gott bekennen. Ich will es Euch verleihn,
Denn Gottes ist der Himmel, allein die Erd' ist mein."
Deß freuten sich die Heiden und jauchzten überlaut:
Mahom hat wohlgesprochen, ein Thor, wer ihm nicht traut.

Nun ward zum Feldhauptmann des Kriegs vom Großsultan
Gesetzt von Olifernien der tapfre Corbaran.
Er ließ die Trommeln rühren und schied den Heeresbann
In zweiunddreißig Haufen zu sechzigtausend Mann.
Schon faßt er, aufzusitzen, dem Roß in's Mähnenhaar,
Da tritt zu ihm Calabre, seine alte Mutter dar:
Sie las in den Gestirnen vor zwanzig Jahren schon
Den Sieg der Christenritter. Nun spricht sie: Schöner Sohn,
So willst du wirklich scheiden, und reiten in das Feld?

„Fürwahr, das will ich, Mutter, ich sag' es unverstellt,
Sind nicht in Antiochien die Christen, uns zur Schmach?
Doch keiner soll entrinnen, der mir begegnen mag."
Sohn, laß dir Gutes rathen; zieh heim nach Olifern!
Furchtbare Helden sind sie, und haben Glück und Stern.
„Ei, wie ihr redet, Mutter! Ist's wahr denn, sagt geschwind,
Daß Boemund und Tancred ihre kleinen Götter sind,
Und daß sie früh zum Imbiß, wenn sie der Hunger plagt,
Zweitausend Rinder fressen? Ich rede, was man sagt."
Da hub sich hoch die Alte: Sohn, laß dein Höhnen sein!
Sie haben keine Götter, als Christus ganz allein.
Doch wird der Euern keiner vor ihrem Schwert bestehn,
So viel ich Häupter zähle, ihr müßt zu Grunde gehn!
Da ward dem Feldherrn bange, doch barg er klug sein Graun;
Laßt sie nur keifen, rief er, sie wurde kindisch, traun;
Gescheut wär's, sie zu tödten. So schwang er sich auf's Roß,
Die Hörner ließ er schmettern; von dannen zog der Troß.

Als der Kreuzzug vollendet war und die Massen der Pilger wieder in ihre Geburtsstätten zurückströmten, brachten sie dann auch diese bunteren Mittheilungen ihren Landsleuten zu. Man kann sich vorstellen, wie gewaltigen Tones sie erzählt haben, wie ihnen selbst in der Ferne der Erinnerung der Stoff unter den Händen wuchs, wie sich auch die Vermuthung und Stimmung jetzt zu immer festeren Gestalten und zweifellosen Ereignissen verkörperte. Für den Antheil, welchen ihre Hörer an dem Inhalte nahmen, wurde nun vor Allem entscheidend die Königswahl zu Jerusalem. Während des Zuges hatte man Lieder, wie wir sahen, von Hugo's und von Robert's Thaten so gut wie von Herzog Gottfried: jetzt aber war das Interesse Europas ganz vorwiegend auf den Beherrscher Palästinas und

den Beschützer des heiligen Grabes gerichtet; alle Welt wollte von seinem Ursprung und Herkommen, von seinen Thaten und Tugenden wissen; seine Verherrlichung trat entschieden und ausschließlich in den Vordergrund, und drängte den wahren oder erdichteten Ruhm der Anderen ein für alle Mal in den Schatten. Man machte ihn also zu dem Nachkommen des märchenhaften Schwanenritters; man meldete, daß er stets der Hort der Unschuld und der Schutz der Schwachen gewesen, daß er einmal sündigend gegen Papst Gregor im Dienste des Kaisers gekämpft, und seitdem in schwerem Siechthum gelegen habe, bis die Zeit des Kreuzzuges gekommen, und dann auf Gottes Rathschluß als sicheres Zeichen des himmlischen Berufes das Fieber von dem Helden gewichen sei. Zwanzig Jahre nach seinem Tode fand sich ein talentvoller Erzähler, ein Geistlicher zu Aachen, Albert, welcher die ganze Fülle jener Lieder und mündlichen Mittheilungen zum Ruhme des Herzogs zu sammeln und in eine prosaische, immer aber höchst lebendige und anschauliche Darstellung zu vereinigen unternahm. Theils aus dieser Quelle, theils aus poetischen Ueberarbeitungen der ersten Lieder haben dann alle späteren Zeiten geschöpft, die sich an dem Ruhme Peter des Einsiedlers als des Urhebers, und Gottfried's von Bouillon als des Feldherrn des Kreuzzuges erfreut haben; hier hat Torquato Tasso den vermeintlich historischen Stoff seines großen Gedichtes gefunden, in Wahrheit aber hat er nur, wie wir jetzt wissen, mit künstlerischer Meisterschaft das große Gedicht eines früheren Jahrhunderts zu Rundung und Abschluß geführt.

Auf das wissenschaftliche Interesse vertrauend, welches Sie mit so großer Wärme und Nachsicht unseren Vorträgen entgegenbringen, habe ich es hier gewagt, Sie von der Betrachtung

der äußeren Thatsachen hinweg in den Kreis, den so übel berufenen Kreis der gelehrten Forschung und Kritik zu führen. Wie oft hört man klagen, die Forschung sei trocken, die Kritik zerstörend, und freilich ist denn hier in unserm Falle jener falsche Ruhm Gottfried's und Peter's zerstört worden. Und doch müßte ich völlig irren, wenn dadurch das Bild, welches Sie von jenen denkwürdigen Vorgängen erhalten haben, an Frische verloren, an Umfang eingebüßt hätte. Die Kritik der Quellen hat uns gezeigt, daß gewisse Ereignisse nicht in thatsächlicher Wahrheit geschehen, sondern nur in der schöpferischen Phantasie der Zeitgenossen ihre Stätte gehabt haben. Aber wir wissen ja, und haben uns auch hier davon überzeugt, daß das geschichtliche Leben nicht blos in Schlachten und Belagerungen verläuft; auch die Thaten des Geistes und die Schöpfungen der Phantasie gehören zu seinem würdigsten Inhalt, und bei dem Kreuzzuge nehme ich keinen Anstand, die Dichtung jener Lieder beinahe für ein größeres Ereigniß zu halten als die Erstürmung von Jerusalem. Denn der äußere Besitz wurde nach wenigen Jahrzehnten wieder eingebüßt, und war im Grunde von Anfang an hoffnungslos: in jenen Sagen aber sahen wir die erste Regung einer frohen inneren Wiedergeburt, das erste Pulsiren eines frischen geistigen Lebens nach einem Jahrhundert beklommener und dumpfer Schwärmerei, eine Wendung, welche einmal ergriffen, für Europa nicht mehr verloren ging, sondern Schritt auf Schritt den Welttheil mit ihren Schwingungen erfüllte.

III.

Die fränkischen Staaten, welche der erste Kreuzzug in Syrien gegründet, hatten keine leichte Aufgabe. Im Besitz einer Streitmacht zusammen von höchstens siebentausend Mann zu Roß und fünftausend zu Fuß, waren sie entfernt von allen heimischen Hülfsquellen, zersplittert unter einer kaum gebändigten feindlichen Bevölkerung, rings umgeben von starken, der Natur der Sache nach unversöhnlichen Gegnern. Im ersten Augenblick that der moralische Eindruck der großen Schlachten von Antiochien und Ascalon das Beste, innere Wirren unter den türkischen Machthabern halfen über den ersten gefährlichsten Augenblick hinweg, und bald begann, durch die Kunde des Kreuzzuges angeregt, das Abendland unaufhörlich Verstärkungen zu liefern, die bald in kleinerer bald in größerer Masse, zu Wasser oder zu Lande, meistens nur zu kurzer Anwesenheit, zuweilen auch zu bleibender Ansiedlung einströmten. Dem Herzog Gottfried kam wenig davon zu Gute: schwach wie er war, mußte er sich sogar in Jerusalem selbst als Vasallen eines ehrgeizigen Prälaten Dagobert bekennen, den man zum Patriarchen der heiligen Stadt erwählt hatte, und starb schon 1100 nach einer kurzen, fast ereignißlosen Regierung. Es folgte ihm sein Bruder, Balduin von Edessa, ein kräftiger und tüchtiger Regent, der auf der Stelle die Hoheit des Patriarchen mit rauher

Gewaltthat zerbrach, und die Macht des Königthums nach allen Seiten feststellte. Er nahm binnen zehn Jahren alle Seeplätze von Tripolis bis Jaffa ein, und sicherte dadurch das Wichtigste, die freie Verbindung mit dem Abendlande; in seinen letzten Lebensjahren schloß er die Südgrenze des Reiches gegen Aegypten durch eine Reihe von Castellen, die er theils um das von den Aegyptern stets noch behauptete Ascalon, theils inmitten der Einöde in den Ausläufern der arabischen Wüste anlegte. Auch sein Nachfolger, Balduin II., 1118 bis 1130, setzte diese kriegerische Thätigkeit, und zwar in höherem Maße und mit weiter blickender Einsicht fort. Die Chalifen von Aegypten führten damals ein schwaches, täglich mehr verkommendes Regiment, auch hinderte die Wüste und das Uebergewicht der Christen zur See jeden ernstlichen Anfall von dieser Seite; die eigentliche, ja die einzige Gefahr für die Franken lag demnach im Osten, sobald dort unter den stets rüstigen und streitlustigen Seldschuken sich einmal ein hervorragender Kämpfer erheben, die gegen einander hadernden Emire versöhnen oder bändigen, und dann mit gesammelter Kraft hereinbrechen würde. Balduin II., der wie sein Vorgänger einst Graf von Edessa gewesen, hatte von dieser Gefahr eine deutliche Vorstellung, und wünschte deshalb die Streitmittel sowohl Jerusalems als Antiochiens auf diese Seite zu werfen, und dort, wenn nicht das ganze Sultanat zu zertümmern, so doch wenigstens eine gesicherte und widerstandsfähige Grenze zu gewinnen. Man hätte demnach Damascus und Aleppo nehmen und alle Orte zwischen Antiochien und Edessa erobern müssen: dann hätte man im Norden durch das Taurusgebirge, im Nordosten durch den Euphrat, im Südosten durch die syrische Wüste eine leidliche Deckung für ein in sich gerundetes und geschlossenes Gebiet gehabt.

Balduin verfolgte diesen Zweck unter rastlosen Kämpfen und unsäglicher Anstrengung. Einmal durch einen kecken Parteigänger gefangen genommen, lag er Jahre lang in türkischer Haft; der Unfall diente nur dazu, nach der Befreiung seine Thätigkeit zu verdoppeltem Schwunge zu spornen. So lange er lebte, hielt er das Uebergewicht der Kreuzesfahne in diesen Gegenden aufrecht. Haleb und Damascus waren zwar nicht erobert, aber zahlten Tribut, auf allen Handelsstraßen zwischen Euphrat und Tigris zogen die muselmännischen Kaufleute zitternd einher, ob nicht die Lanzen fränkischer Ritterhaufen am Horizonte sichtbar würden. Hätten die Christen sämmtlich die Gesinnung ihres Königs gehabt, so wäre der Plan desselben höchst wahrscheinlich erreicht, und vielleicht eine bleibende Grundlage europäischer Macht und Bildung in diesen Landen errungen worden.

Aber Balduin stand mit seinen politisch-militärischen Erwägungen völlig allein unter seinen Genossen. Allerdings fehlte es auch diesen niemals an Streitlust, Tapferkeit und Glaubenseifer. Sobald ein Feind sich zeigte, nahmen die Ritter unter entzückten Thränen das Abendmahl, und stürzten mit seligem Todesmuthe in den Kampf, wo sich dann durchgängig die überlegene Wucht der fränkischen Eisenmassen gewaltig bewährte. Aber weiter reichte ihre Fähigkeit nicht. In ihrem Gefühle, von Gott selbst geschützt zu sein, dachten sie wenig an irdische Zweckmäßigkeit. Statt den König bei seinen Eroberungen im Norden zu unterstützen, jammerten die Barone und Bürger von Jerusalem, daß Balduin so oft die Stätte des heiligen Grabes verlasse, sie über jenen entlegenen Händeln vernachlässige, ja die unschätzbarste Reliquie, das heilige Kreuz, zu den verwünschten Kriegszügen mit hinausschleppe. So vermochte Balduin, überall gehemmt

und gehindert, seinen großen Zweck nicht zu verwirklichen. Die Helden, die ihre Schwerter und Lanzen so wacker für Christi Ehre schwangen, waren außer Stande, die politischen Voraussetzungen und Folgen ihres Unternehmens zu berechnen. Man kann sagen: sie wollten das nicht einmal. Jede irdische Rücksicht wäre ihnen als vermessenes Eingreifen in Gottes Rathschluß, als ein frevelhaftes Vermischen des Himmels und der Erde erschienen. So wurden sie die Verderber ihres Staates durch dieselbe Einseitigkeit der Andacht, aus der sie die Kraft zu ihrer Eroberung geschöpft hatten. Statt aus der Religion die allgemeine Richtung der Sitte zu entnehmen, und dann die Politik nach politischen, und den Krieg nach militärischen Grundsätzen zu führen, hielten sie das ganze Dasein ihres Reiches für ein Wunder Gottes, und waren überzeugt, daß für jede Gefahr desselben Gott ein neues Rettungswunder bereit hätte. Sie sollten bald erleben, daß eine solche Stimmung für Religion und Sitte ebenso verderblich wie für Staat und Krieg ist.

Denn zu allen Zeiten hat man es bemerkt, daß die exclusive Andächtigkeit, die sich über den menschlichen Verstand erhaben dünkt, eben deshalb um so sicherer den menschlichen Schwächen verfällt. Bald machten sich mitten unter dem glühendsten kirchlichen Enthusiasmus alle denkbaren irdischen Leidenschaften geltend. Die Fürsten von Edessa und von Antiochien haderten unter einander ganz so heftig, wie die Emire von Aleppo und Damascus. Bald kam es vor, daß ein Degen, wie Tancred, sich türkische Hülfe gegen christliche Widersacher suchte, während doch nach der ursprünglichen Anschauung jede Verbindung mit einem Türken ein Gräuel, und nur das Blut desselben dem Herrn ein angenehmes Opfer war. Ohnedies lag es ja an sich in der Noth-

wendigkeit der Dinge, daß die Schärfe des religiösen Hasses sich abstumpfen mußte. Jeder Tag brachte neben den kriegerischen auch gesellige und geschäftliche Beziehungen mit den Ungläubigen. Man sah mit Erstaunen, daß man mit ihnen, die man in Europa für ärger als Raubwild, für Mitteldinge von Bestien und Dämonen hielt, daß man mit ihnen leben, Verträge errichten, Vieles selbst von ihnen lernen konnte. Zum ersten Male dämmerte den Franken eine Ahnung auf, daß die menschliche Natur sich noch in anderen Kreisen als denen der einen Kirche bewegen, daß sie das göttliche Licht in mannichfaltigen Farben zurückstrahlen könne. Uns ist eine solche Vorstellung auch von der religiösen Seite her wohlthuend; damals stand sie noch vereinzelt, widersprechend und störend in dem hergebrachten Gedankenkreise. Nicht anders ging es in den übrigen Verhältnissen. Trotz aller Andacht für das heilige Grab lebte man sich immer tiefer in die irdischen Freuden des Orients hinein. Unter Balduin's Nachfolger, König Fulco, einem bejahrten etwas schwerfälligen Herrn, der schlechterdings kein Gedächtniß hatte, den eben ertheilten Befehl vergaß, die nächsten Freunde verkannte, und nur die Wünsche seiner lebhaften Gemahlin Melisende mit zitternder Pünktlichkeit im Sinne trug — unter diesem Fürsten kam der kriegerische Trieb der Balduine völlig in das Stocken. Man richtete sich zu möglichst reicher und glänzender Behaglichkeit ein. Der in diesem Staate äußerst zahlreiche Clerus ging mit gutem Beispiel voran, Barone und Prälaten wetteiferten im Drange nach politischem Einfluß, stattlichen Beneficien und Pfründen, Reichthum und Lebensgenuß. Es gab damals in ganz Europa kein Reich, in welchem der Reiz und die Macht der Frauen eine solche Rolle spielten, wie in diesem Gemeinwesen des heiligen Grabes. Bei aller Furcht vor seiner

Königin hing Fulco auch mit solcher Eifersucht an ihr, daß er den schönen und stolzen Grafen von Joppe, den er von ihr ausgezeichnet glaubte, durch einen peinlichen Rechtshandel in die äußerste Gefahr brachte, worauf dann Hugo zu den Aegyptern floh und dem Reiche einen verwüstenden Krieg anzettelte, bis der Streit mit Mühe vermittelt und Hugo nach Jerusalem zurückgerufen wurde, leider zu übelem Ausgang, da ihn eines Tages ein Meuchelmörder auf offener Straße anfiel, schwer verwundete und dadurch zu neuer Flucht nach Europa veranlaßte. Aehnliche Scenen finden wir im Norden. Graf Joscelin von Edessa, ein kleiner verwachsener Mann mit schwarzem Barte, funkelnden Augen und von gewaltiger Körperkraft, verließ seine Hauptstadt, um diesseit des Euphrat auf schattigen Landsitzen mit zahlreichen Geliebten fröhliche Tage zu verleben. In Antiochien suchte Elise, die Wittwe Boemund's II., ihrer Tochter Constanze die ererbte Herrschaft vorzuenthalten; darüber kam Graf Raimund von Poitou, ein stattlicher und strahlender Ritter in das Land, warf sein Auge auf die reiche Erbin, sah aber bald, daß er trotz ihrer Gunst den Thron doch gegen den Willen der festen und klugen Mutter nicht erlangen würde. Darauf trat er bei dieser selbst als leidenschaftlicher Verehrer auf, erhielt ihr Ja, und führte sie in glänzendem Festzuge an den Altar — aber nur an den Altar, denn dort wandte er sich plötzlich zu der begleitenden Tochter, ließ seine Trauung mit dieser vollziehen, und dann im selben Moment unter den Augen der völlig betäubten Mutter seine und seiner Gemahlin Herrschaft verkünden. Bei solchen Zuständen war es kein Wunder, daß der Krieg gegen die Türken nicht vorwärts ging. Man hatte jeden Wunsch nach weiteren Eroberungen verloren, man bat den Himmel nur, daß morgen Alles so bleiben möge wie heute.

Ein solches Verharren ist aber menschlichen Dingen nicht bestimmt. Während sie rasteten und im Vertrauen auf Gottes Hülfe ihr Leben genossen, erhob sich darüber auf der türkischen Seite der Mann, der zum Schöpfer ihres Verderbens bestimmt war. Einst hatte, kurze Zeit vor dem Kreuzzuge, der Bruder des Seldschukensultans einen seiner fähigsten Emire hinrichten lassen, und war sich gnädig und milde erschienen, daß er den jungen Sohn desselben, Emadeddin Zenki, verschonte. Mittellos und zurückgesetzt, diente sich dieser vom gemeinen Reiter durch die Kraft seines Armes und seines Geistes empor. In dem Getümmel des Bürgerkrieges und vollends seit dem Auftreten der Franken wurde sein scharfer Säbel, sein unermüdlicher Muth und sein treffendes Urtheil rasch in den syrischen Landen berühmt. Er stieg von Stufe zu Stufe, und alle Seldschuken priesen Allah, als Zenki endlich das Emirat von Mosul mit dem bestimmten Auftrage zum Krieg auf Leben und Tod gegen die Franken empfing. In seiner harten Jugend hatte sich seine Sinnesweise zu herbem Ernst entwickelt: er zürnte der schlaffen Anarchie seiner Landsleute fast noch mehr als der Feindseligkeit der Christen, und wenn er diesen seit dem Beginn seiner Herrschaft keinen Augenblick Ruhe ließ, sie stets auf unerwarteter Seite anfiel, und sich bald bei ihnen den gefürchteten Titel des Blutfürsten erwarb, so kannte er vollends keine Rücksicht der Milde oder auch nur der Rechtlichkeit gegen einen Seldschuken, der zum heiligen Kriege lässig oder gar der Freundschaft mit den Christen verdächtig war. So entstand unter der Fahne des Propheten wieder eine militärische Einheit und Energie, die sich mit blutigen Streichen bald dem Königreich Jerusalem, bald den nördlichen Fürstenthümern fühlbar machte, binnen kurzer Zeit die türkischen

Lande vom Tigris bis zum Libanon in einer Hand vereinigte, und im Jahre 1145 eine der christlichen Hauptstädte selbst, das wichtige Edessa, in plötzlichem Anfall überwältigte. Gleich nachher starb Zenki, und Graf Joscelin, aus seinem Wohlleben aufgerüttelt, eilte herbei, die Stadt von der türkischen Einlagerung zu befreien. Aber kaum hatte er sie betreten, als Zenki's Sohn, Nureddin, mit starkem Heere heranzog, nach scharfem Kampfe Edessa zum zweiten Male eroberte und beinahe gänzlich zerstörte. Ganz Mesopotamien blieb seitdem in türkischen Händen. Die Christen fanden, daran sei nichts mehr zu ändern, jetzt müßte eben Antiochien die nördliche Grenzwacht leisten, und so weit es an ihnen lag, blieb tiefe Ruhe im Lande. Nur gelegentlich ermahnten sie das Abendland, ihnen gelegentlich einige Hülfstruppen zu senden.

Dort hatte man seit langer Zeit dem gelobten Lande nur noch untergeordnete Aufmerksamkeit geschenkt. Der Grund davon lag in allgemeinen geistigen Richtungen, welche mit dem Anfange des zwölften Jahrhunderts unter den europäischen Nationen mit einem Schlage hervorbrachen. Jene weltverachtende Religiosität, welche in Gregor VII. und dem Kreuzzuge ihre Blüthen getrieben, rief durch ihre Heftigkeit einen allgemeinen Rückschlag hervor. In Frankreich erhob sich einer der schärfsten und kühnsten Denker aller Zeiten, Abälard, um die Unzuverlässigkeit der kirchlichen Dogmen und die Selbständigkeit des philosophischen Gedankens nachzuweisen, mit einem Feuereifer, der Tausende und aber Tausende von begeisterten Schülern um ihn sammelte. In der sonnenheißen Luft der Provence begann die feurige Poesie der Troubadours, farbig und keck, von allem Jubel dieser Welt, von allen Leidenschaften der Liebe und des Kampfes erfüllt: einer

der ersten in ihrer Reihe, Wilhelm IX. von Aquitanien, hat gerade das Mißgeschick seiner bewaffneten Pilgerfahrt zum heiligen Grabe mit keckem Scherze verspottet. Aus Italien verbreitete sich nach allen Seiten die Kunde, daß die großen Rechtsbücher des Kaisers Justinian wieder entdeckt seien: zu Bologna wurden sie mit unendlichem Eifer, unter dem Zuströmen zahlloser Hörer, gelesen und gelehrt, und damit der staunenden Zeit das Bild eines vergangenen Zustandes entrollt, in welchem eine geschlossene Staatsgewalt in Wahrheit weltbeherrschend und die Kirchenfürsten thatsächlich nur ihre ersten Diener und Beamten waren. In der frappantesten Weise wirkte das auf Deutschland wie auf Rom zurück. Hier klagten die Aebte, daß selbst ihre Mönche nicht mehr zur Hora von den juristischen Studien wegzubringen seien, dort trat Arnold von Brescia mit donnernder Beredsamkeit vor die Bürger der ewigen Stadt, ließ daß Bild des alten Populus Romanus vor ihnen emporsteigen, und riß sie zu flammender Empörung gegen das weltliche Regiment der Kirche fort, das ein Schaden für Religion und Sitte sei und seine Reichthümer und Schätze wieder dem gemeinen Wesen herausgeben müsse.

Allerdings war nun die päpstliche Macht seit Gregor VII. zu fest gegründet, um dieser ersten Bewegung zu erliegen. Eine Menge mächtiger Interessen hatte sich mit ihr verflochten, gegen jeden Widersacher erhob sich eine Anzahl begeisterter Verehrer oder eifriger Parteigenossen, und wie immer diente ein mißlungener Aufstand nur dazu, die Macht und den Ehrgeiz der Regierung zu steigern. Damals, um 1140, war es vor Allem der Abt Bernhard von Clairvaux, welcher weit und breit in allen Theilen Frankreichs und Oberitaliens die Gemüther in der Ehrfurcht

gegen die Kirche und den Papst festhielt. Er war philosophisch gebildet genug, um den Kampf gegen Abälard nicht zu scheuen; den großen Orden, dem er angehörte, führte er zu strenger Regel und eifrigem Studium zurück; die Lombarden und Provenzalen, die eine Zeitlang einem schismatischen Papste anhingen, entwaffnete er durch seine warme und wohlklingende Beredsamkeit. Auf das Wort des hinfälligen und zarten Mannes horchte seitdem die Bevölkerung des gesammten Abendlandes. Ohne Ehrgeiz und ohne Leidenschaft, eine durchaus nach Innen gewandte und beschauliche Natur, errang sich Bernhard eine europäische Macht allein durch seine heiße Hingebung an die leitenden Gedanken der Zeit. Seine Briefe, welche auf die Zierlichkeit des Styls, die Anschaulichkeit und oft die Sentimentalität der Bilder eine sichtliche Mühe verwenden, gingen durch die Länder, der Lebensathem eines herrschenden und noch unwiderstehlichen Geistes. Er selbst wollte nichts sein als schlichter und demüthiger Mönch; jede Beförderung, die ihn den Mauern seines geliebten Clairvaux entrissen hätte, wies er hartnäckig zurück: aber die Könige lauschten seiner Predigt, und Papst Eugen hielt eine unbedingte Ehrfurcht vor dem Abte beinahe für seine größte Tugend.

Der Boden des Abendlandes, wie wir ihn hier übersehen, war offenbar nicht eben günstig für eine neue große Erhebung zur Unterstützung Jerusalems, zum Kampf gegen die Türken. Nehmen wir den politischen Zustand hinzu. Es war nicht mehr die allgemeine Verwirrung und Erschütterung, in welche Gregor VII. die europäischen Lande versetzt hatte, aus der wie durch ein Erdbeben der vulkanische Ausbruch des ersten Kreuzzuges erfolgt war. Ueberall waren die politischen Gewalten wieder gekräftigt, die Staaten in Bewegung, große nationale Interessen

in Gährung. In Deutschland herrschte der erste König des Staufischen Geschlechtes, Conrad III. Von jeher ein Gegner der Päpste, hatte er mit deren Verbündeten, vor Allem mit dem mächtigen Fürstenhause der Welfen, unaufhörlich zu kämpfen. Diese, in Deutschland besiegt, riefen fremde Genossen zu den Waffen, im Osten die stets kampfbereiten Ungarn, im Süden den ehrgeizigen Normannenkönig von Neapel, Roger II. Dagegen trat Conrad in feierliches Bündniß mit Kaiser Manuel von Constantinopel, der, wie er selbst, von Normannen und Ungarn endlose Belästigung erfahren hatte. Roger war sogleich entschlossen, dafür mit doppeltem Eifer die griechischen Provinzen anzufallen, und bat dringend den König Ludwig VII. von Frankreich um Unterstützung, sei es mit einer Flotte gegen Manuel, sei es zu Lande gegen den deutschen König. Mit einem Worte, Europa war in zwei große Bündnisse gespalten, auf der einen Seite der deutsche König mit seinen meisten Fürsten und der griechische Kaiser, auf der andern die Welfen, Ludwig von Frankreich, die Ungarn, Roger von Neapel. Bei solchen Verhältnissen dachte kein Mensch an einen Kreuzzug, am wenigsten die syrischen Franken, die sich wohl einzelne Reiterhaufen, aber durchaus nicht die Ankunft großer Heere in ihren Reichen wünschten.

Es geschah aber, daß König Ludwig VII. bei einem Aufstande der Stadt Vitry in der Champagne den Ort erstürmte, eine Menge Menschen niedermachte, und unter anderen Häusern auch die Kirchen verbrennen ließ. Erregbaren Sinnes, unbändig im Jähzorn und zerknirscht nach der Aufwallung, jedem einzelnen Eindruck zugänglich und ohne Sinn für umfassende Erwägung, bereute er gleich nach dem Gefechte bitterlich und entsetzt die Mißhandlung der Kirchen, fürchtete für sein Seelenheil, und

gelobte zur Sühne seines Frevels einen Kreuzzug. Bernhard, den er dabei um Unterstützung bat, rieth ihm ab, es sei besser gegen die sündhaften Neigungen des Herzens als gegen die Türken zu kämpfen; als dann aber der König einen Befehl des Papstes zur Kreuzpredigt erwirkte, bot Bernhard in unterwürfigem Gehorsam auch für den mißbilligten Zweck alle Mittel seines Talentes auf, und hatte solchen Erfolg, daß in Frankreich sich ein Heer von 70,000 Rittern dem Könige anschloß. Mit höchstem Eifer drängte sich dann König Roger zu dem Unternehmen, in der sicheren Hoffnung, unterwegs den französischen Monarchen in Streit mit den Griechen zu bringen, und so die alten Pläne Boemund's gegen Constantinopel zu verwirklichen. Indeß kam Bernhard auch nach Deutschland herüber, fand aber anfangs bei König und Volk geringen Anklang. Es war begreiflich genug. Es gehörte ein besonderer Entschluß dazu, aus einer andächtigen Stimmung heraus, trotz aller inneren Sorgen und Händel querfeldein in den Orient zu ziehen, sich dazu mit den bisherigen Feinden zu verbinden, und folglich dem bisherigen Genossen, dem Kaiser Manuel, wenigstens indirect abzusagen. Aber Bernhard schreckte nicht zurück. Als Conrad eines Sonntags seiner Predigt zuhörte, richtete plötzlich von der Kanzel herab der Redner seine mahnenden, verheißenden, drohenden Worte mit solchem Nachdrucke an den König, daß dieser überwältigt wurde und in weicher bußfertiger Andacht das Kreuz nahm. Die Zahl der ritterlichen Begleiter blieb hier jedoch gering, die große Masse des deutschen Kreuzheeres bestand aus Gesindel vom Schlage der Tafuren. Auch zeigte sich der Papst, der ganz wie 1095 Urban als der Kriegsherr des ganzen Unternehmens auftrat, über diese Verstärkung wenig erbaut, und tadelte den König, daß er ohne An-

frage in Rom das Kreuz genommen habe, worauf Conrad nichts zu antworten wußte, als daß der heilige Geist wehe, wo er wolle, und keinen Raum zu weitläufigen Anfragen lasse.

Beide Armeen rückten dann im Sommer 1147 die Donau hinab auf Constantinopel. In demselben Augenblicke fiel König Roger mit seiner Flotte, nicht auf die Türken, sondern auf die griechischen Hafenstädte von Morea, und Manuel, seitdem überzeugt, daß auch die großen Heere zunächst sein Reich zu zertrümmern gedächten, zog dagegen mit höchster Anstrengung Truppen aus allen Provinzen zusammen, und setzte sich selbst mit den Türken von Kleinasien in halbe Verbindung. Die Lage verhetzte sich weiter durch die Zuchtlosigkeit der deutschen Rotten; die griechischen Truppen schritten mehrmals zum Angriff gegen sie, und in Ludwig's Hauptquartier forderten darauf zahlreiche Stimmen offenen Krieg gegen die treulosen Griechen. Die Könige waren einmüthig dies abzulehnen: in Constantinopel aber angelangt, ging ihre Gesinnung doch scharf auseinander, indem Ludwig aus seiner warmen Freundschaft für Roger kein Hehl machte, Conrad aber dem Kaiser gleich nach dem Kreuzzuge einen Angriff auf die Normannen zusagte. Das waren trübe Aussichten für ein gemeinsames Kämpfen der Beiden im Oriente, und mit jedem Schritte nach Osten wuchsen die Schwierigkeiten. Das deutsche Heer, in mehrere Abtheilungen zerfällt und ohne Kraft und Umsicht geführt, wurde schon auf kleinasiatischem Boden durch den Emir von Iconium in Stücke gehauen und bis auf einige hundert Mann vollständig aufgerieben. Auch die besser gerüsteten Franzosen erlitten in diesen Gegenden starken Verlust, gelangten aber doch noch mit höchst bedeutenden Streitkräften nach Antiochien, und hätten von hier aus endlich durchführen

können, was einst der zweite Balduin vergebens ersehnt hatte, die Deckung der Nordostgrenze, von der vollends seit Zenki's Auftreten Leben und Tod der christlichen Staaten abhing. Aber vergebens mühete sich Fürst Raimund von Antiochien, den König Ludwig für diese Auffassung, also für unmittelbaren Angriff auf den gefährlichsten aller Gegner, auf Nureddin, zu gewinnen. Ludwig wollte nichts hören und nichts thun, bis er Jerusalem gesehen und am heiligen Grabe gebetet hätte. Besseren Eingang fand der glänzende Fürst bei Ludwig's Gemahlin, Eleonore, der goldfüßigen Königin, wie die Griechen sie nannten, deren Neigung er durch so öffentliche Huldigung gewann, daß Ludwig in den heftigsten Zorn gerieth, und den sofortigen Aufbruch aus Antiochien befahl. In Jerusalem empfing ihn Königin Melisende, nach Fulco's Tod Regentin für ihren minderjährigen Sohn, mit Lob und Dank, daß er sich nicht auf die entlegenen Händel der Antiochier eingelassen, sondern der heiligen Stadt Jerusalem seine Kräfte aufgespart hätte: hier wurde denn beschlossen, das Heer zur Eroberung von Damascus zu führen, der einzigen türkischen Stadt, deren Emir sich weder Zenki noch Nureddin jemals hatte unterwerfen wollen. Nichtsbestoweniger nahm Nureddin auf der Stelle alle Kraft zusammen, um dem bedrängten Orte gegen die gemeinsamen Widersacher Hülfe und Rettung zu bringen; es schien, wenn Damascus nicht vor der Zeit erlag, ein großer Zusammenstoß bevorzustehen. Aber eine eigenthümliche Wendung trat dazwischen. Auf der einen Seite hatte Melisende vernommen, daß Ludwig, wenn man Damascus erobere, es nicht ihr, sondern einem französischen Grafen zu geben gedenke. Auf der anderen konnte der Emir nicht zweifeln, daß, wenn Nureddin die Stadt entsetze, dessen Oberhoheit nicht länger abzuweisen

wäre. Beide, die Königin und der Emir, waren mit diesen Aussichten gleich unzufrieden. Diesen kleinen Landesherren war der Gegensatz des Orients und des Occidents, des Islam und des Christenthums gleichgültig geworden: sie wünschten nur die Fortdauer ihrer localen behaglichen Verhältnisse ohne die Einmischung der großen unbequemen Machthaber. So kam es zu einem geheimen Vertrage zwischen Jerusalem und Damascus, in dessen Folge die syrischen Barone durch verrätherische Umtriebe den König Ludwig zur Aufhebung der Belagerung nöthigten, und dann der Emir sich beeilte, die erfreuliche Kunde an Nureddin zu senden, daß er sich keine weitere überflüssige Mühe mache. Der deutsche König, schon längst seiner machtlosen Stellung müde, kehrte darauf im Herbste 1148, Ludwig, auf vielfaches Bitten noch einige Monate verweilend, im folgenden Frühling nach Europa zurück. Der ganze Zug, unternommen in einer andächtigen Aufwallung, wie sonst ein Gläubiger eine Kerze weiht oder eine Capelle gründet, angetreten ohne Rücksicht auf die großen politischen Verhältnisse und die wahren Bedürfnisse der Staaten, war thatlos und ruhmlos gescheitert an den elendesten persönlichen Leidenschaften und einer bornirten eigensüchtigen Dorfpolitik. Wir sehen, wie an dem ersten Kreuzzuge die Stärke, so an dem zweiten die Schwäche der mittelalterlichen Religiosität. Nur zu raschen, gewaltsamen, augenblicklichen Leistungen war sie befähigt; zu fester Combination, zu fruchtbarer Besonnenheit, zu bleibenden Schöpfungen fehlten ihr nur zu häufig die Mittel. Sie ging auf in hitziger Begeisterung und einseitiger Weltverachtung; sie stürmte vorwärts, den Blick zum Himmel nach irgend einem unerhörten Wunder gerichtet, und stürzte, den Fuß in elendes Schlingkraut verwickelnd, in prasselndem Falle zu Boden.

Ueber die syrischen Franken kam die Vergeltung für ihre Thorheit eilig, unaufhaltsam, überwältigend. Kaum war König Ludwig hinweggesegelt, so erhob sich Nureddin furchtbarer als je sein Vater. Zuerst fiel er auf Antiochien, da kam nach allen geselligen Triumphen das Verderben rauh über den Fürsten Raimund; er selbst wurde im Kampfe getödtet, sein halbes Heer vernichtet, seine Landschaft nach allen Richtungen von dem Sieger durchzogen. Nicht minder hart traf Nureddin bald nachher die Reste der Grafschaft Edessa diesseit des Euphrat; Graf Joscelin wurde gefangen, und das Land definitiv den Türken unterworfen. Die Macht, welche Zenki gegründet hatte, schwoll immer höher gegen die schwachen Dämme der christlichen Staaten heran. Nureddin hielt sie in sicherer und stäter Hand, mit weitem Blicke das gesammte Morgenland umfassend, bald mit Cairo, bald mit Iconium anknüpfend, selbst mit dem griechischen Kaiser Manuel befreundet. Er hatte die Tapferkeit, den Ernst und den Glaubenseifer seines Vaters geerbt, und höchst eigenthümlich charakterisirte ihn ein unauslöschlicher Sinn für Regel und Ordnung, der sich in seinem persönlichen Handeln als strenge Gewissenhaftigkeit, in seiner Politik als methodische Vorsicht ausprägte. Eine gewichtige und besonnene Natur, welche erst durch das große religiöse Interesse in Bewegung gesetzt wurde. Mit dem geringsten seiner Unterthanen trat er wie jeder andere Bürger vor den Richter, nicht einen Fingerbreit wich er von den Vorschriften des Gesetzes ab, nicht einen Augenblick wurde er dem einmal für wahr erkannten Grundsatze untreu. Sein Hof hatte dieselbe ernste Farbe; man sah wenig äußeren Luxus, dafür fiel der Herrscher nie aus seiner vornehm schweigsamen Haltung. Ein Jeder lernte in seiner Umgebung sich ruhig und gemessen zu betragen, seine

Verwandten und seine Großen wagten keine Leichtfertigkeit, keine Eigenmächtigkeit, denn der Herr war gerecht gegen jedes Verdienst und unerbittlich bei jedem Fehltritt. Was aber von harten Elementen in diesem festen Menschen war, empfanden vor Allem die Christen und die Christenfreunde. Seine christlichen Unterthanen drückte er mit unerträglichen Steuern, deren Einkünfte dann sofort zum heiligen Kriege benutzt wurden. Mit allen Mitteln setzte er den Glaubenseifer des Islam gegen Jerusalem in Bewegung. In allen türkischen Nachbarstaaten hatte er als Anhänger und Vertraute die frömmsten der Priester, die heiligen Derwische, die büßenden Fakire; bei deren Begeisterung, durch welche die Volksmassen immer stärker in Gluth gesetzt wurden, hätte keiner der umwohnenden Fürsten sich Nureddin's Kriegsruf entziehen dürfen. Dem Emir von Damascus vergaß der Sultan jenes Bündniß mit Jerusalem nicht; er sagte: Damascus ist nichts nütze für die Sache des Islam, die Christen werden es einnehmen, wenn ich nicht zuvorkomme. Für ihn war damit jede Art der Kriegführung, jedes Mittel des Sieges gerechtfertigt; er hetzte durch einen Agenten den Emir gegen seine Beamten, und durch einen anderen das Volk von Damascus gegen den Fürsten; der vornehmste Vezir desselben, ein kurdischer Häuptling, Ejub, war in genauem Einverständniß mit seinem Bruder Schirkuh, dem ersten Officier Nureddin's. So war die Beute sicher umgarnt, und im Jahre 1154 nahm Nureddin die Stadt und ihr Gebiet ohne Schwertstreich. Damit war die ganze Ostgrenze Jerusalems seinen siegreichen Waffen bloßgelegt.

Die Christen thaten indeß Alles, um ihm das Gelingen zu erleichtern. König Balduin III. hatte keinen Gedanken, Damascus gegen ihn, sei es durch eigene Besitznahme, sei es durch

Unterstützung zu sichern. Statt dessen gab er der Politik seines Reiches die Wendung, welche dann in rascher Entwicklung die Katastrophe herbeiführte: er richtete seine Waffen nicht gegen den starken, allein gefährlichen Widersacher, sondern gegen den schwächsten und ohnmächtigsten seiner Nachbarn, gegen Aegypten. 1153 hatte er Ascalon genommen, 1156 machte er verwüstende Züge bis zum Nil. Die Folge war, daß Aegypten, bisher äußerst eifersüchtig gegen Nureddin, nothgedrungen dessen Hülfe anrief, und Balduin's zersplitterte Streitkräfte mehrmals von dem Sultan blutig zertrümmert wurden. Dennoch blieb auch 1164, nach Balduin's Tode, dessen Bruder Amalrich hartnäckig auf diesen unheilvollen Wegen. Ein wohlbeleibter, ernsthafter, stotternder Herr, mit großem Eifer für Länder- und Völkerkunde, für juristische und theologische Untersuchungen, mit noch stärkerer Neigung für sinnliches Wohlleben, welche er dann mit trockener Laune zu entschuldigen wußte, und vor Allem erregbar durch den Gedanken an Geld und Geldeswerth. Eben um Geld zu erpressen, erhob er gleich nach seiner Thronbesteigung einen neuen Krieg gegen Aegypten. Er erlangte bedeutende Summen, aber bewirkte auch eine solche Verzweiflung, daß eine dortige Partei sich unbedingt dem Sultan Nureddin in die Arme warf, und dessen Vezir Schirkuh durch die Wüste hindurch eine Reiterschaar in das Land führte, bei deren Erscheinen Amalrich muthlos nach Palästina zurückging. Noch einmal bot ihm das Glück einen Ausweg. Schirkuh trat in Aegypten sofort mit großem Uebermuthe als Eroberer und Beherrscher auf; der dortige Chalif, ein völlig stumpfer und unfähiger Mensch, war ein Spielball in seiner Hand. Der Vezir desselben jedoch, Schaver, wüthend über den Kurden, wechselte plötzlich die Partei, und rief jetzt seinerseits

den König Amalrich um Hülfe an. Da war Schirkuh mit seiner Handvoll leichter Reiter nicht im Stande zu widerstehen, und eilte zu Nureddin nach Damascus, um Verstärkung zu erbitten, den wirren und morschen Zustand Aegyptens zu schildern, eine gründlich auftretende Eroberung zu veranlassen. Nureddin zögerte. Seinem bedächtigen Wesen waren diese Entwürfe zu weitaussehend und unsicher; er vermißte bei dem beweglichen, verschlagenen und tollkühnen Schirkuh die hier erforderliche Vorsicht und Zuverlässigkeit, und bewilligte ihm endlich 1166 nur eine kleine Schaar, welche von Amalrich gleich nach ihrer Ankunft wieder aus Aegypten hinausgeschlagen wurde. Damit war das Land thatsächlich fränkische Provinz, in Cairo lag eine christliche Besatzung, ein ansehnlicher Tribut ging jährlich nach Jerusalem hinüber. Es war ein unvermutheter, und bei rechter Benutzung ein unermeßlicher Gewinn für die christliche Sache. Allein auf's Neue wurde Alles durch Amalrich's beschränkten Eigennutz verdorben. Er meinte Aegypten noch stärker ausbeuten zu können, hielt jede Widerspenstigkeit für undenkbar, und begehrte 1168 unter der Drohung verheerenden Krieges eine Brandschatzung von zwei Millionen Goldstücken. Das war dem Vezir Schaver zu viel. Er war empört im innersten Herzen: mag uns Schirkuh umbringen, rief er, wir sind dann wenigstens nicht den Ungläubigen unterlegen. Trotz der früheren Zerwürfnisse erbat er auf's Neue Nureddin's Unterstützung. Der Sultan sah, daß er keine Wahl mehr hatte. Dieses Mal eilte Schirkuh mit 8000 Reitern durch die Wüste, täuschte durch seine reißende Schnelligkeit alle Vorkehrungen der Christen, und stand, als ihn Amalrich noch weit auf asiatischem Boden vermuthete, bereits von dem Jubel der Einwohner empfangen, vor Cairo. Hierauf

räumte Amalrich das Land für immer, und Schirkuh trug Sorge, daß es dieses Mal der türkischen Herrschaft nicht wieder verloren ging. Vierzehn Tage nach dem Abzuge der Franken ließ sein junger Neffe Saladin den Vezir Schaver verhaften und hinrichten, und der willenlose Chalif übertrug das dadurch erledigte Amt und mit ihm die Beherrschung des Landes dem türkischen Sieger. Als Schirkuh einige Wochen nachher starb, folgte ihm, auch von Nureddin bestätigt, Saladin selbst.

Dieser stand damals in der Blüthe der ersten, frischesten Jugend und hatte noch wenige Proben von politischem und militärischem Talent gegeben. Er hatte früher in den Gärten von Damascus in wissenschaftlichen Studien und geselligen Freuden gelebt, und war nur mit Widerwillen seinem Oheim nach Aegypten gefolgt. Mir war elend zu Muthe, sagte er später, als würde ich zum Tode geführt. Er suchte, wie Sie sehen, das Glück nicht: das Glück ging ihm nach. Einmal aber im Gange, zeigte er sich energisch und feurig; sein Geist entwickelte sich mit freiem und großem Schwunge; aus einer heiteren, genußfreudigen Natur wuchs hier mit jeder Aufgabe und jeder Gefahr die überströmende Fähigkeit zum Herrschen und Siegen hervor. Er hatte nichts von der etwas pedantischen Weise Nureddin's; er liebte es, heitere Gesichter um sich zu sehen, und seine äußere Würde im persönlichen Verkehre fallen zu lassen, weil er sicher war, in jedem Augenblicke wieder als hinreißender Führer hervortreten zu können. Er war kein so strenger Richter wie Nureddin, nicht gegen Andere und auch nicht gegen sich selbst; oft verfuhr er nachsichtig, oft mit launisch harter Willkür, war aber nachher bereit, sein Unrecht mit freiem Bekenntniß einzugestehen und mit vollen Händen zu vergüten. Alles war an ihm liebenswürdiger,

offener, unbefangener als an Nureddin; er gehörte zu jenen Naturen großen Styles, die aus einer reichen Fülle des Genies heraus halb unbewußt die Herrschaft über die Völker ergreifen, und dann auch kein anderes Maß und keine andere Schranke kennen, als ihre persönliche Kraft. Sie schreiten in jedem Sinne über das Gewöhnliche hinaus; sie verletzen alle Regeln und nicht selten auch die nächsten Pflichten; sie haben das Bewußtsein ihrer Stärke, und mit der Fähigkeit auch den unendlichen Drang, sie geltend zu machen und zur Macht zu bringen. Der junge Feldherr, welcher das Jahr zuvor seinem Sultan wehklagend gezürnt hatte, daß sein Befehl ihn in Arbeit und Strapazen hinausstoße, hielt jetzt ein weites Reich in der ebenso festen wie gelenken Hand; er hatte kein anderes Gefühl, als das des geborenen Herrschers, und traf einen jeden, der ihn darin störte, mit der vollen Wucht seines Zornes. Mehrere Aufstände in Aegypten wurden so rasch und blutig erdrückt, daß das Volk in scheuem Zittern jeden widerspenstigen Gedanken aufgab; als im Jahre 1171 der ohnmächtige Chalif eine schwache Regung zur Selbstständigkeit zeigte, ging plötzlich die Kunde durch das Land, daß er aufgehört habe zu leben; das Reich der Fatimiden war nach zweihundertjährigem Bestande erloschen. Niemand war durch diese Entwicklung stärker bedroht, als die Franken in Palästina, welche sich jetzt auf allen Seiten von einer einzigen, erbarmungslosen, rastlos vordringenden Macht umgeben und eingeschnürt sahen. Ohne Zweifel brauchten Nureddin vom Osten und Saladin vom Süden her ihre Heeresmassen nur zusammenzurücken, und die fränkischen Staaten waren auf der Stelle durch die Uebermacht zerquetscht. Indeß eine unerwartete Verwicklung auf der feindlichen Seite hielt die Entscheidnng noch für einige Jahre

zurück: es stand so, daß einer der großen, türkischen Machthaber für den Augenblick ein persönliches Interesse an der Erhaltung der Christen hatte.

Saladin war als Untergebener Nureddin's nach Aegypten gekommen, und führte die Herrschaft dort dem Namen nach als Statthalter des Sultans. Thatsächlich regierte er, bei der großen Entfernung zwischen Damascus und Cairo und der Nothwendigkeit eines schnellen und scharfen Regiments in Aegypten, mit voller Selbstständigkeit. Nur war es gewiß, daß diese Souveränität auf der Stelle zu Ende sein würde, sobald die Eroberung Palästinas die beiden Ländermassen in eine einzige verschmölze, und nach dieser Erwägung hielt Saladin unter jedem ersinnlichen Vorwande zurück, wenn Nureddin ihm Befehl zum heiligen Kriege gab. Nureddin ertrug es zwei Jahre lang, dann berief er seinen Neffen Saifeddin aus Mosul nach Damascus, übertrug ihm die Verwaltung Syriens, und schickte sich an, persönlich an der Spitze eines mächtigen Heeres den ehrgeizigen Emporkömmling zur Rechenschaft zu ziehen. Saladin eroberte indeß Nubien und einen Theil Arabiens, um bei dem Erscheinen des zürnenden Gebieters dorthin zu flüchten: da, in dem höchsten Augenblicke der Krisis, griff zu Gunsten des jüngeren Machthabers eine höhere Hand ein. Im Jahre 1174 starben rasch nacheinander Sultan Nureddin und König Amalrich, beide mit Hinterlassung unmündiger Söhne, um welche sich sofort Parteiung und Anarchie ausdehnte, so daß Saladin in der vollen Manneskraft einen unbegrenzten Schauplatz sich eröffnet und die Zukunft des Orients in seiner Hand sah.

Sein erster Schritt war, daß er den aufstrebenden Emiren und Prätendenten in Nureddin's Reich erklärte, er werde jede

Verletzung des jungen Ismael als eine eigene, und den Sohn seines Wohlthäters als seinen natürlichen Schutzbefohlenen betrachten. Als dieser aber mit unvermuthetem Nachdrucke auftrat, und seine Verwandten und Beamten mit raschen Schlägen demüthigte, wechselte Saladin plötzlich seine Politik, erschien mit Heeresmacht in Syrien, eroberte Damascus, und nahm, in offener Verkündung seiner Selbstständigkeit, den Sultantitel an. Unter wirren Kämpfen, an denen die Christen mit vollendeter Thorheit zu Saladin's Gunsten Theil nahmen, vergingen mehrere Jahre, bis Ismael 1181 starb, und darauf Saladin unter höchster Kraftentfaltung binnen drei Feldzügen alle syrischen Emirate, darauf Mesopotamien und endlich Mosul selbst zur Unterwerfung zwang. Im Jahre 1184 war er Herr von den Nilquellen bis zum Tigris, und eröffnete jetzt den letzten entscheidenden Angriff gegen die Christen, die er trotz der sonstigen Weite seines Sinnes mit der vollen Unbarmherzigkeit aus Zenki's und Nureddin's Schule haßte.

In den hinsiechenden fränkischen Staaten bereitete sich die nahende Todesstunde durch die Fülle der inneren Krankheit, durch Spaltung und Zerwürfniß, durch kleinmüthige Feigheit und freche Unbesonnenheit vor. Der junge König Balduin IV. lag unheilbar krank an einem aussatzartigen Leiden; man suchte als künftigen Erben einen Gemahl für seine Schwester Sibylle, und Balduin entschied sich übereilt für den Grafen Guido von Lusignan, einen gasconischen Haudegen ohne Reichthum und Macht, und, was schlimmer war, ohne Verstand und Charakter, so daß seine Erhebung einen Sturm des Unwillens im ganzen Reiche erregte. Sofort bildeten sich zwei große Parteien. An der Spitze der einen standen dem Namen nach Balduin und Guido, in

Wahrheit der verwegene rauf- und beutelustige Rainald von Chatillon, ein physisch und sittlich unbändiger Mensch, der unter anderen Verhältnissen vielleicht ein gemeiner Pirat, vielleicht ein großer Eroberer geworden wäre, die verzweifelte Lage vollkommen begriff und eben deshalb, da man doch höchstens den Hals verlieren könnte, unablässig drein zu schlagen mahnte. Die opponirenden Barone schaarten sich ihm gegenüber um den früheren Reichsverweser, den Grafen Raimund von Tripolis, einen klugen, aus Schwäche überklugen Mann, der, zwischen Rechtschaffenheit und Ehrgeiz schwankend, halb aus Selbstsucht, halb aus patriotischer Ueberzeugung nach der Krone strebte, und mit höchstem Eifer eine friedfertige und nachgiebige Politik gegen Saladin als die einzig denkbare Rettung forderte. Ueber diesen trostlosen Händeln brach Saladin's gewaltiger Angriff herein, von Aegypten, von Damascus, von der See her, mit gleichzeitigen, wohl combinirten Stürmen, von denen jeder einzelne der Gesammtmacht der Christen überlegen war. Noch einmal schafften Kämpfe am Tigris, in die der Sultan verwickelt wurde, den Franken einen Augenblick Luft; Raimund von Tripolis benutzte ihn, um den unfähigen Guido zu entfernen und Sibyllens Sohn als Thronerben auszurufen; als dann aber König Balduin seinem Siechthum erlag, als bald nachher auch der königliche Knabe unvermuthet starb, da rief trotz aller früheren Hindernisse Sibylle dennoch ihren Gatten zurück und setzte ihm die Krone auf. Der Graf von Tripolis, außer sich vor Zorn, brach darauf alle Rücksicht und rief Saladin um Hülfe an. Guido und Sibylle priesen sich glücklich, als sie von dem mächtigen Sultan, der sich aus Verachtung langmüthig zeigte, durch harte Opfer einen Waffenstillstand erwirkten. Aber in ihrer Ohnmacht waren sie außer

Stande, den Grafen Rainald zur Ruhe zu zwingen; dieser fiel aus den Burgen der arabischen Wüste auf die friedfertig heranziehenden Caravanen, und nun erklärte Saladin das Maß für voll. Dem gewaltigen Heere, welches er von Damascus heranführte, eröffnete der Graf von Tripolis in seiner Erbitterung gegen Guido den Durchzug durch seine Landschaft; am 1. Mai 1187 errang Saladin den ersten Sieg über eine vorgeschobene fränkische Schaar am Flusse Kischon, und wälzte seine übermächtigen Schaaren gegen Jerusalem heran. Dort schwieg endlich in dieser höchsten Gefahr der Parteienhaß; man nahm alle Kraft zusammen, und Tripolis selbst, beim Anblicke der entsetzlichen Folgen seinen Treubruch bereuend, schloß sich den bisherigen Gegnern an. Aber sie waren auch so weder an Zahl der Mannschaft noch an Fähigkeit der Lenkung dem Gegner entfernt gewachsen. Am 5. Juli kam es bei Tiberias zur Schlacht, die nach der kopflosen Schwäche Guido's und den energischen Anordnungen Saladin's sich gleich in der ersten Stunde zur völligen Vernichtung der Christen entschied. Der große Haufen ihrer Ritter deckte mit seinen Leibern das Schlachtfeld; der Graf von Tripolis entrann mit einer unbedeutenden Schaar in wilder Flucht, um nach wenigen Tagen in heftigen Gewissensbissen gebrochenen Herzens zu enden; König Guido, Rainald von Chatillon, eine Menge der bedeutendsten Barone wurden gefangen. Saladin empfing sie in seinem Zelte, und bot dem ermatteten Könige mit tröstenden Worten den Erfrischungstrunk; als dann aber Graf Raimund nach dem Becher griff, hieb er ihn, als den Verletzer der beschworenen Verträge, über den Kopf, daß er stöhnend zusammenbrach und auf der Stelle verschied. Die Schreckenskunde der Niederlage ging, jede Kraft und jeden Muth zerbrechend,

durch das Land; Städte und Schlösser öffneten, wo sich die Truppen des Siegers zeigten, ihre Thore; das einzige Tyrus wurde durch die rechtzeitige Ankunft eines italienischen Geschwaders unter dem Markgrafen Conrad von Montferrat behauptet. Jerusalem, welches Saladin als eine auch ihm heilige Stadt durch Vertrag zu nehmen wünschte, capitulirte nach dreiwöchentlicher Umlagerung am 3. October. Tripolis und Antiochien wurden von Saladin's Siegeslauf in diesem Augenblicke nicht erreicht, das Königreich Jerusalem aber, der Stolz und Mittelpunkt der christlichen Herrschaft, war vernichtet.

IV.

Obwohl nach dem Mißlingen des zweiten Kreuzzuges im Abendlande das Interesse an dem Königreich Jerusalem stark gesunken war, so fiel doch die Nachricht von dem Verluste der heiligen Stadt wie ein Donnerschlag in die Gemüther. Aufregung, Zorn und Kummer waren allgemein; noch einmal vor ihrem Erlöschen loderte die Flamme des mystischen Gotteskampfes hoch in den Herzen der Menschen empor. Welch ein Schimpf, welch ein Schmerz, rief Papst Urban III., daß das Kleinod, welches der zweite Urban der Christenheit gewonnen, von dem dritten eingebüßt werden soll. Mit Heftigkeit mahnte er die Kirche und all ihre Gläubigen zum Kampfe auf, arbeitete bei Tag und Nacht, betete, seufzte, und verzehrte sich in dem Jammer und Unwillen, daß er nach wenigen Wochen erkrankte und starb. Sein Nachfolger Gregor VIII. und nach diesem Papst Clemens III. waren von gleichem Sinne erfüllt, und nahmen sich der großen Sache mit unendlicher Anstrengung an. Beim ersten Kreuzzuge hatte Urban II., wie wir sahen, ein einziges Mal gepredigt, und dann das Feuer der schwärmerischen Begeisterung seiner eigenen Kraft überlassen; dieses Mal sandte Gregor VIII. seine Legaten in alle Länder, überwachte durch dieselben den Fortgang der Bewaffnung, sorgte für die Kosten des Zuges, legte eine allgemeine

Steuer, den Saladinszehnten, auf alle Classen der europäischen Bevölkerung, ließ sich die Kriegspläne vorlegen, beseitigte die politischen Schwierigkeiten und Zwistigkeiten, welche den Aufbruch der Heeresmassen hätten verzögern können: mit einem Worte, er benahm sich wie der Monarch eines großen, kriegführenden, wohlverwalteten Reiches. Die Wirkung war denn gewaltig. Schon 1185 hatten bei Saladin's drohenden Fortschritten in England eine Menge Barone das Kreuz genommen, Ende 1187 folgte ihrem Beispiele der Thronerbe Richard, einige Monate später hatte König Heinrich II. mit seinem bisherigen Widersacher Philipp August von Frankreich eine Zusammenkunft bei Gisors, wo sie ihrem irdischen Zwiste abschworen und sich zu Streitern des ewigen Gottes gelobten. Ihr Vorgang riß beinahe den ganzen Adel und eine Menge niederen Volkes mit sich fort. In Italien hatte Genua schon längst seinerseits den Papst angetrieben; jetzt ließ sich durch diesen auch das den Genuesern sonst überall feindselige Pisa gewinnen; König Wilhelm von Sicilien rüstete seine Flotte und wurde nur durch den Tod an persönlichem Auszug gehindert. Aus Dänemark und Scandinavien strömten die Pilger zu Land und zu Wasser nach Syrien; in Deutschland zeigte sich jetzt wie früher geringerer Eifer, bis im März 1188 der beinahe siebzigjährige Kaiser Friedrich Rothbart das Gelübde auf sich nahm, und dann durch seinen immer festen, immer gewaltigen Willen allmälich eine Masse von beinahe 100,000 Pilgern zusammenbrachte.

Der ganze Occident ergriff die Waffen.

Die Kunde von dieser unermeßlichen Bewegung kam drohend, anfangs kaum geglaubt, mit jedem Tage aber wachsend und anschwellend, in das Morgenland, und dieses antwortete dem

dröhenden Kriegsrufe Europas mit nicht minder brausendem Widerhall. Saladin hatte mit dem Blicke des echten Staatsmannes von seinen Feinden gelernt, und seine Besitzungen fast nach abendländischer Weise organisirt. Gegen die Verpflichtung zu Treue und Kriegsdienst erhielt jeder seiner Emire eine Stadt zu Lehn, mit deren Ackerflächen er dann seine Mannschaft weiter ausstattete: so fesselte der Sultan die beweglichen Reiterschwärme an den Boden und hielt die unruhigen Geister dauernd zusammen. Dann rief er den Glaubenseifer aller Muhammedaner auf, und hatte die Genugthuung, daß ihm aus Fanatismus und Beutelust Freiwillige von allen Himmelsgegenden zuströmten, aus den Tiefen der arabischen Wüste, aus den Landen zwischen Euphrat und Tigris, aus Persien und Kurdistan. In sein Lager rückten die streitbaren Räuber und Jäger des kaukasischen Gebirges; es kamen mit ihren Rindern und Kameelen die Nomadenstämme der Bucharei; und neben ihnen drängten sich von den Grenzen Nubiens her zahlreiche Negerhorden, ein Volk von Larven und Teufeln, sagten die Franken, an denen nichts weiß ist als die Augen und Zähne. Wohl zerstreuten sich diese Schwärme mit dem Beginne jedes Winters, und der Sultan war dann für einige Monate auf seine Lehnstruppen beschränkt: mit der besseren Jahreszeit aber sammelten sie sich um jenen Kern auf's Neue in immer wachsender Zahl. Ja nicht einmal auf die Gebiete des Islam blieb die Rüstung des Orientes beschränkt. Saladin wußte, welch eine gegenseitige Abneigung die griechischen Byzantiner und die lateinischen Franken trennte. Er verstand es, in dem Kaiser Isaak Angelos die Furcht vor dem Uebermuthe der Abendländer so geschickt zu nähren, daß dieser mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die Genossen seines Glaubens abschloß. Auf der

Insel Cypern hatte damals in offener Empörung gegen den Kaiser der Comnene Isaak eine abgesonderte Herrschaft gegründet: obwohl er mit dem Kaiser in bitterer Feindschaft stand, gewann Saladin doch den einen wie den anderen für seine Politik, so daß die cyprischen Fahrzeuge seitdem gemeinsam mit den ägyptischen die Küste Syriens bewachten. Sogar die Armenier in Cilicien und den Euphratländern, welche einst dem ersten Kreuzzuge die Rettung ihres Daseins verdankt hatten, zog er auf seine Seite hinüber. Das ganze Morgenland, von der Donau bis zum Indus, von dem Kaspischen See bis zu den Quellen des Niles, schickte sich an, den großen Einbruch Europas in ungetheilter Eintracht abzuweisen.

Unter diesen drei Welttheile überschauenden Sorgen und Rüstungen versäumte Saladin allerdings den nächsten Gegner, die schwachen Reste der christlichen Staaten in Syrien, welche an sich geringfügig, jedoch im bevorstehenden Kriege als sichere Landungsplätze für das angreifende Abendland sehr wichtig waren. Es bestanden noch die kleinen Herrschaften von Antiochien und Tripolis, und inmitten der türkischen Schaaren hielt Markgraf Conrad von Montferrat die Kreuzesflagge auf den Zinnen von Tyrus aufrecht. Es scheint, als hätte Saladin hier der leichten und großartigen Sorglosigkeit seiner Natur zu viel nachgegeben. Bis dahin hatte er die höchsten Anstrengungen nicht gescheut, nun war er seiner Sache so gewiß, und säumte den letzten Streich zu führen. Erst im Herbste 1187 begann er die Belagerung von Tyrus, fand dort aber zum ersten Male in seinem Leben in Conrad von Montferrat einen gefährlichen Gegner, einen Mann von kaltem Muthe und scharfer Entschlossenheit, dessen Seele freilich von überirdischer Begeisterung, aber auch von Weichheit und

Schwäche nichts wußte, so daß die Bürgerschaft unter seiner Führung alle Angriffe mit wachsendem Selbstvertrauen abwies. Saladin setzte darauf seine Hoffnung auf den Hunger, den eine strenge Einschließung zu Wasser und zu Lande in der Stadt herbeiführen sollte; im Juni 1188 erschien aber die sicilianische Flotte, gab den Christen das Uebergewicht zur See und brachte damit den Tyriern den Entsatz. Der Sultan wich aus, durchzog die wehrlose Landschaft von Antiochien und Tripolis, ließ aber auch hier die Hauptstädte in Ruhe, sobald die sicilianische Flotte sich in deren Gewässern zeigte. Der folgende Sommer verging ihm dann mit der Eroberung der fränkischen Burgen in dem steinigen Arabien, deren Besitz ihm für den freien Verkehr zwischen Aegypten und Syrien erheblich war. Unterdessen strömten aber die Zuflüsse aus dem Abendlande bereits in die christlichen Seeplätze ein. Zunächst waren es die beiden Ritterorden der Templer und der Johanniter, die aus ihren europäischen Besitzungen Streitmittel aller Art heranzogen und ihre Soldtruppen bis auf 14,000 Mann verstärkten. Dann hatte sich König Guido aus der Gefangenschaft gelöst und sich nach Tripolis begeben, wo allmälich die Trümmer der syrischen Barone und fränkische Pilger aller Nationen zu ihm stießen. Man kam dort zu dem richtigen Entschlusse, bei der Aussicht auf die kolossalen Rüstungen Europas nicht länger unthätig zu bleiben, sondern sofort zum Angriffe überzugehen. Am 28. August 1189 begann Guido die Belagerung der starken Seefestung Ptolemais (St. Jean d'Acre). Zu der sicilianischen Flotte war bereits eine pisanische gestoßen, im October langten 12,000 Friesen und Dänen an, im November ein Haufen Flandrer unter dem Grafen von Avesnes, französische Ritter unter dem Bischof von Beauvais, Thüringer

unter ihrem Landgrafen Ludwig. Saladin, durch diese Vorgänge aus seiner Unthätigkeit emporgerissen, eilte mit seinem Heere herbei, und schloß seinerseits das christliche Lager ein. Dieses legte sich in weitem Halbkreise um Ptolemais herum, und deckte sich mit starken Verschanzungen nach innen und außen, ein eiserner Ring um die belagerte Stadt, den Saladin trotz aller Anstrengung nicht zu durchbrechen vermochte. Mit jedem Flügel lehnte sich die Stellung an das Meer, war dadurch ihrer Verpflegung sicher und nahm an diesen Endpunkten die immer massenhafter anlangenden Verstärkungen auf, Italiener und Franzosen, Engländer und Deutsche, Normannen und Schweden. Wenn wir heute zehn erschlugen, sagen die Araber, so waren morgen hundert aus dem Abendlande neu gekommen. Der Kampf ging rastlos fort, zu Wasser und zu Lande, gegen die Stadt und das Lager des Sultans. Zuweilen trieb die ägyptische Flotte die christlichen Schiffe in das weite Meer hinweg, und Saladin konnte dann die Belagerten mit Lebensmitteln und Truppensendungen erfrischen: bis neue fränkische Geschwader den Hafen wieder sperrten, und höchstens wagehalsige Taucher durch die feindlichen Schiffsreihen sich hindurchstahlen. Auf dem Lande ging die Gefahr eben so wechselnd hinüber und herüber: eines Tags überstieg der Sultan die christlichen Verschanzungen und kam bis hart an die Stadtmauer, ehe die Franken neu gesammelt ihn mit verzweifeltem Ansturz wieder abdrängten; bald nachher nahmen die Christen ihre Vergeltung dafür, indem sie mit nächtlichem Ueberfall den Sultan in seinem Zelte heimsuchten, daß er nur durch die rascheste Flucht entrann. Gegen die Stadt selbst machten sie äußerst langsame Fortschritte, da die Besatzung unter einem fähigen und kräftigen Commandanten, Bohaeddin,

sich unerschütterlich und unverwüstlich zeigte: eine Woche nach der andern verging, und die Lage der Franken fing an, sich in trüber Weise zu verwickeln. Man kam nicht vorwärts und konnte nicht zurück; man konnte die Mauern nicht beschädigen und im Angesichte des rüstigen Feindes sich nicht wieder einschiffen. Man hatte keine Wahl als zu erobern oder zu sterben, fing also an, sich auf längeren Aufenthalt einzurichten und sich hölzerne Baracken, die Fürsten auch wohl steinerne Häuser zu bauen, so daß eine neue feindliche Stadt rings um Ptolemais herum entstand. Trotzdem brachte der Winter unendliches Ungemach. Auf dem engen Raume waren jetzt mehr als hunderttausend Menschen zusammengedrängt, unter ungenügendem Obdach mit unsicherer und elender Ernährung; bald brachen Seuchen aus, die ihre Opfer zu Tausenden forderten und durch den Dunst der Leichenhaufen immer stärkere Intensität erhielten. Vor ihrer tödtlichen Nähe wich Saladin in luftigere Quartiere auf den benachbarten Hügelreihen zurück; auch seine Truppen hatten von der Strenge der Witterung zu leiden, waren aber sonst mit Wasser, Lebensmitteln und Bequemlichkeiten aller Art viel besser als die Christen versehen, da die Caravanen von Cairo und Bagdad in ihrem Lager sich begegneten und eine Menge von Kaufleuten in glänzenden Buden alle Waaren des Morgenlandes feilhielten. Eine beispiellose Anhäufung der Kräfte zweier Welttheile um einen einzigen, halb durch Zufall erwählten, an sich selbst nicht eben wichtigen Punkt. Erst unsere Tage haben in der Belagerung Sebastopols ein Gegenstück dazu gesehen, unter gründlich verwandelten Formen einen neuen Act in demselben großen Kriege des Orients und Occidents, bei dem glücklicher Weise das Abendland nicht mehr aus der Quelle der Religion

den Antrieb zum Streite geschöpft, dafür aber, wenn nicht sein militärisches, so doch sein geistiges Uebergewicht auf das Glänzendste bewährt hat.

Wenn nun in dem Kampfe um Ptolemais dieses Uebergewicht ohne Zweifel auf Seiten Saladin's war, so gab es doch einen Moment, in welchem Europa den großen Sultan mit dem Eintreten eines ebenbürtigen Gegners bedrohte. Im Mai 1189 brach Kaiser Friedrich I. von Regensburg mit seinem Heere zum Zuge nach Syrien auf. Er hatte damals siebenunddreißig Jahre lang über Deutschland und Italien regiert, und ein Leben voll von Kampf und Arbeit, von wachsendem Ruhme und geringen Erfolgen zurückgelegt. Er war im höchsten Sinne des Wortes zum Herrscher geboren; er besaß alle Tugenden der Macht, indem er kühn und besonnen, muthig und ausdauernd, energisch und planmäßig war; er ragte stolzen Hauptes über jede Umgebung hervor, und trug die höchste Vorstellung von seinem fürstlichen Berufe im Herzen. Aber diesem Ehrgeiz widersprachen die Zustände seiner Zeit, vergebens suchte er in Deutschland die Fürsten für seine Pläne zu gewinnen, vergebens in Italien den Widerstand des Papstes zu überwältigen. Es dünkte ihn unerträglich, daß der Kaiser, der als der Hort des Rechtes und der Quell der Gesetze für alle Welt gepriesen war, sich beugen sollte vor unbändigen Vasallen und schrankenloser Kirchenmacht: und doch war die Lage der Dinge eine solche, daß er fort und fort den guten Willen seiner deutschen Vasallen mit neuen Concessionen erkaufen mußte, daß er dennoch im entscheidenden Augenblick den Abfall des Mächtigsten derselben erlebte, daß er in immer höherem Maße sein Interesse und seine Thätigkeit von Deutschland hinweg und nach Italien hinüberlenkte, und dadurch vollends mit der leitenden

Weltmacht seiner Zeit, mit der römischen Curie, in unheilbares Zerwürfniß gerieth. Ein solches Verhältniß war unhaltbar in sich selbst. Von den beiden Würden, die er besaß, war das deutsche Königthum seit einem Jahrhundert ohne eigentliche reale Macht, das römische Kaiserthum war seit Gregor VII. durch den rivalisirenden Genossen, den römischen Papst in den Schatten gestellt. So hatte Friedrich die Strömung seiner Zeit entschieden gegen sich; wenn er als Vertreter des Staates Gehorsam gegen die Gesetze forderte, so erschien er den Einen als ein Frevler gegen die heilige Kirche, den Anderen als tyrannischer Unterdrücker gemeiner Freiheit, und während er in hundert Schlachten siegte, wurde er durch die Bewegung der Geister aus einer Position nach der andern hinausgedrängt. Aber so gebietend war die Kraft, so mächtig der Ernst, so unauslöschlich die Hülfsquellen seiner Natur, daß er seinen Feinden ebenso furchtbar am letzten Tage wie am ersten blieb, leidenschaftslos und erbarmungslos, nie durch Grausamkeit entstellt und nie durch Milde erwärmt, ein eherner Wächter seines kaiserlichen Rechtes.

Was einen Fürsten dieses Schlages aus der heimischen Thätigkeit hinweg in den phantastischen Kampf des Kreuzzugs trieb, können wir nur vermuthen. Als er einst inmitten seiner italienischen Fehden sich die Thaten Alexander's des Großen vorlesen ließ, rief er aus: „Glückseliger Alexander, der du nie Italien sahest, glückselig ich selbst, wenn ich nach Asien gekommen wäre." Mag ihn nun Andacht oder Ruhmliebe zuletzt entschieden haben, genug er fühlte in sich die Kraft zu einer großen Entscheidung, und schritt danach zur That. Der greise Fürst entwickelte bei dieser letzten Erhebung noch einmal die ganze Fülle seiner reichen und immer jugendstarken Natur. Zum ersten Male in

diesen Kriegen, seit man die bewaffneten Pilgerfahrten begonnen, sah Europa einen des Zweckes bewußten, der Mittel mächtigen Geist. Das Heer war kleiner als eines der früheren, 20,000 Ritter, 50,000 Knechte und Fußtruppen: aber es wurde von einem einzigen, unerschütterlichen und unaufhaltsamen Willen gelenkt. Mit strenger Disciplin warf der kaiserliche Feldherr alle lockeren und unbrauchbaren Elemente aus seinem Lager hinaus; er selbst war persönlich voran bei jedem Hinderniß und jeder Gefahr, und zeigte sich gleich sehr den politischen und militärischen Schwierigkeiten des Zuges gewachsen. Zuerst war das griechische Reich zu durchziehen, dessen Kaiser Isaak, wie ich erwähnte, sich mit Saladin verbündet hatte: bei dem Anblick aber dieser wuchtigen Massen wich er furchtsam vor jedem Versuche einer Feindseligkeit zurück, und beeilte sich das deutsche Heer nach Kleinasien hinüber zu schaffen. Dort hoffte man freundliche Aufnahme bei dem Emir von Iconium, der, wie es hieß, dem christlichen Glauben zugeneigt sei: mittlerer Weile aber war der alte Fürst durch seine Söhne gestürzt worden, und diese warfen sich den Deutschen mit starker Kriegsmacht entgegen. Sie sollten die Schwere des deutschen Armes empfinden. Nachdem ihre berittenen Schützen die christlichen Schaaren eine Weile durch ihren Pfeilregen geplagt, sprengte der Kaiser mit einem plötzlichen Reiterangriff ihre Schlachtlinie nach allen Seiten auseinander, und in derselben Stunde erstieg Friedrich's Sohn in unerwartetem Ueberfall die Mauern ihrer Hauptstadt. Der siegreiche Marsch ging darauf weiter nach Cilicien; bereits bequemten sich die Armenier zu unterwürfigem Stillstand, und weit und breit durch das türkische Syrien ging der Schrecken vor Friedrich's unnahbaren Waffen. Saladin selbst, welcher dem ordnungslosen Anschwall der Hundert-

tausende vor Ptolemais keck getrotzt hatte, gab jetzt die Hoffnung auf, und verkündete seinen Emiren die Absicht, bei Friedrich's Ankunft Syrien zu verlassen, und über den Euphrat zurückzuweichen. Da wurde es unruhig auf allen Straßen des Landes, die Emire räumten ihre Städte, sie Alle begannen ihre Familien, ihr Hab' und Gut hinwegzuflüchten, und höher als jemals stieg die Hoffnung im christlichen Lager. Dieser Ruhm war dem Kaiser bestimmt; was kein anderes fränkisches Schwert zu leisten vermochte, das hatte der Schatten seiner Annäherung gethan: er hatte Saladin das Bekenntniß des Erliegens entrissen. Aber die Verwirklichung seines Strebens war ihm hier so wenig wie in Europa vergönnt. Das Heer hatte Cilicien betreten, und schickte sich an, das reißende Bergwasser des Seleph zu überschreiten. Der Zug ging am 10. Juni 1190 langsam über die schmale Brücke, und der Kaiser, ungeduldig voran zu kommen, trieb sein Roß in die Wellen, um schwimmend das andere Ufer zu erreichen. Da faßte ihn plötzlich die tobende Strömung und riß ihn vor den Augen der Seinen hinweg: als man ihn weit abwärts aus den Fluthen herauszog, war er eine Leiche. Ein unermeßliches Klagen erfüllte das Heer, der glänzende Schmuck und die einzige Hoffnung der Christenheit war dahin, in tiefster Niedergeschlagenheit kamen die Schaaren nach Antiochien. Von dort zerstreute sich eine Menge der Pilger muthlos zu Hause, unter den Anderen brach eine Seuche aus, welcher die große Mehrzahl erlag: es war, sagt ein Chronist, als wollten die Glieder ihr Haupt nicht überleben. Mit 5000 Mann gelangte des Kaisers Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben, in das Lager vor Ptolemais, stiftete hier noch den Orden der deutschen Ritter, welche dereinst an der fernen Küste der Ostsee eine glänzende

Herrschaft gründen sollten, und folgte dann bald nachher dem Vater im Tode.

So war die höchste Hoffnung in diesem tragischen Sturze gebrochen. Es war, als hätte ein strenges Geschick der christlichen Welt von ferne her die Möglichkeit des Sieges zeigen wollen; der mächtige Kaiser hätte ihn erringen mögen; dem Geschlechte aber, das ihn verkannte, blieb Elend und Niederlage bestimmt. Ein zweiter Winter, durch Hunger und Krankheit eben so furchtbar wie der erste, brach über das Lager vor Ptolemais herein, und das Maß des Unheils wurde durch neuen bitteren Zwiespalt unter den fränkischen Fürsten erfüllt. König Guido war unfähig wie immer, und richtete in seiner Kopflosigkeit die christliche Sache so zweifellos zu Grunde, daß Markgraf Conrad von Montferrat ihm in voller Entrüstung entgegen trat. Eben starb damals die Königin Sibylle, durch deren Heirath Guido die Krone einst erworben hatte; Conrad erklärte sogleich, daß jetzt Sibyllens Schwester Elise die einzige rechtmäßige Erbin sei, und da er jeden zweckdienlichen Schritt für löblich hielt, trug er nicht einen Augenblick Bedenken, Elisen ihrem Gemahl zu entführen, sie nachher selbst zu heirathen und daraufhin die Krone für sich zu begehren. Bei all' dieser Noth und Verwirrung schweiften die Blicke der Kreuzfahrer um so sehnsüchtiger über die Meeresfläche hinweg, um endlich die Segel zu erspähen, welche ihnen die beiden anderen Häupter, die Könige von Frankreich und England zuführen sollten. Deren Rüstung hatte jedoch langsamen Fortgang gehabt. Heinrich II. von England war auch nach seinem Gelübde wieder in neue Zwistigkeit mit Philipp August gerathen, die erst 1189 durch seinen Tod zum Ende gelangte. Sein Sohn und Nachfolger Richard, dessen Eifer ihn

früher als andere zur Uebernahme des Kreuzes getrieben, trat dann sofort mit Philipp zur Regelung des Zuges zusammen. In seinem heftigen Wesen jubelte er der Aussicht auf unerhörte Triumphe entgegen; in großer Hast wurde die Verwaltung Englands während der Abwesenheit des Königs nothdürftig bestellt; vor Allem aber Geld in großen Massen mit guten und schlechten Mitteln zusammengerafft. Als Jemand dem Könige Vorstellungen über die Erpressungen machte, rief dieser: „London selbst würde ich verkaufen, wenn ich nur einen Käufer fände." Mit derselben überstürzenden Hitze sorgte er für Zucht und Ordnung in seinem Heere: Mörder sollten auf dem Lande lebendig begraben, auf der See mit dem Leichnam des Getödteten zusammengebunden und in das Wasser geworfen werden; Diebe würden in Pech und Federn gewälzt; wer um Geld spiele, es sei denn der König oder ein Baron, dreimal in die See getaucht oder nackt vor dem Heere gepeischt. Richard führte sein Heer durch Frankreich, und schiffte sich auf seiner stattlichen Flotte in Marseille ein, während Philipp auf gemietheten Fahrzeugen in Genua unter Segel ging. Halben Wegs nach Sicilien wurde Richard jedoch der Seefahrt müde, landete bei Rom, und zog mit wenig Begleitern durch die Abruzzen und Calabrien, hier schon nach Abenteuern spähend und gelegentlich mit den Bauern der Gebirgsdörfer in blutige Raufereien verwickelt. Endlich in Sicilien angelangt, schlug sein unsteter Sinn plötzlich um; ein Streit mit dem dortigen König Tancred ließ ihn des heiligen Grabes völlig vergessen; bald kämpfend, bald unterhandelnd lag er drei Vierteljahre lang zu Messina, gehaßt und gefürchtet von den Einwohnern, die ihn den Löwen, den grimmen Löwen nannten, taub für die Bitten seiner nach Syrien drängenden Mannschaft, trotzig gegen die Vor=

stellungen und Forderungen Philipp August's. Dieser ging endlich ungeduldig allein in See, und kam April 1191 bei Ptolemais an. Mit lebhafter Freude wurde er empfangen, vermochte aber nicht, die Belagerung in kräftigeren Zug zu bringen. Denn bei der Menge der ihm vorausgeeilten französischen Pilger brachte er kein starkes Heer mit, und obgleich ein kluger und feiner Diplomat, ein gewiegter und rücksichtsloser Staatsmann, entbehrte er der soldatischen Derbheit und Tüchtigkeit, auf welche dort im Augenblicke eben Alles ankam. Endlich war denn auch Richard wieder unterwegs, ließ sich aber nochmals von dem Ziele seiner Fahrt ablenken. Eins seiner Schiffe, auf dem sich die Braut des Königs befand, war an die cyprische Küste gerathen, und bei der feindlichen Stimmung des dortigen Fürsten sehr ungastlich aufgenommen worden. Richard war sogleich Feuer und Flamme, eröffnete den Krieg gegen den Comnenen, und eroberte binnen 14 Tagen die ganze Insel, eine Erwerbung aus dem Stegreif, welche jedoch für Jahrhunderte dem christlichen Wesen im Oriente äußerst wichtig blieb.

Noch damit beschäftigt, hier eine Schaar seiner Ritter militärisch zu colonisiren, wurde er durch einen Besuch des Königs Guido von Jerusalem überrascht, der in seinen einheimischen Parteikämpfen den Schutz des gefürchteten Monarchen zu erlangen wünschte. Guido klagte die Ehehändel seines Nebenbuhlers dem König Richard, meldete ihm, daß Philipp August sich für Conrad's Anspruch erklärt habe, und gewann damit auf der Stelle die eifersüchtige Zustimmung des englischen Fürsten. Hierauf landete dieser am 8. Juni bei Ptolemais; die Christen feierten seine Ankunft mit einer festlichen Beleuchtung des Lagers, und ohne Zaudern riß er durch seine kriegerische Ungeduld das Heer aus

der neuerlich eingetretenen Ermattung heraus. Tag für Tag wurden die Mauern auf allen Seiten mit Ungestüm bedrängt; am 8. Juli machte Saladin den letzten Entsatzversuch auf die christlichen Schanzen; als er mit großem Verluste abgewiesen war, gab er der Besatzung die Erlaubniß zur Capitulation. Die Stadt wurde nach einer fast dreijährigen Umschließung mit allen Vorräthen überliefert; die heldenmüthigen Vertheidiger, noch etwa 3000 Mann, sollten binnen 40 Tagen gegen 2000 gefangene Christen und ein Lösegeld von 200,000 Goldstücken ausgewechselt werden. Den Kreuzfahrern hatte der Krieg nach allen Nachrichten bis dahin über 300,000 Menschen gekostet.

Die Eifrigen und Andächtigen unter den Pilgern hofften, nun endlich werde es geraden Weges zum heiligen Grabe gehen. Allein statt dessen zeigte sich, daß die Gesinnung der Kreuzzüge für immer ab und todt war. Die Nachricht von dem Falle Jerusalems hatte im Abendlande wohl eine augenblickliche Aufregung hervorgebracht, in der Tiefe der Gemüther aber die alte Begeisterung keineswegs entflammen können. Auf dem syrischen Boden wich die ideale Frömmigkeit den irdischen, realen Rücksichten. Richard, Guido und die Pisaner auf der einen, Philipp, Conrad und die Genueser auf der anderen Seite, lagen bereits in offenem Hader, welcher durch Richard's polternden Jähzorn eine solche Höhe erreichte, daß schon Ende Juli Philipp August sich wieder nach Frankreich einschiffte, eidlich versichernd, daß er nichts Feindliches gegen England im Schilde führe, im Herzen aber entschlossen, bei erstem Anlaß Richard seinen Groll empfinden zu lassen. Indeß hatte sich zwischen diesem und Sultan Saladin eine Unterhandlung angesponnen, welche anfangs den Christen günstige Aussicht zeigte: leider kam darüber der zur Auslösung

der Gefangenen bestimmte Tag heran, und da Saladin nicht gleich im Stande war, das verheißene Geld zu schaffen, ließ Richard in roher Barbarei 2700 der Gefangenen auf einen Tag enthaupten. Saladin wies die zornige Aufforderung der Seinen zu Repressalien großsinnig zurück, von Unterhandlungen aber konnte nicht mehr die Rede sein, und der Krieg begann wieder mit vollem Nachdrucke. Richard bot dann das Heer auf zu einem Zuge gegen Ascalon, schlug Saladin auf dem Marsche dorthin bei Arsuf, rückte aber unter steten Plänkeleien und Einzelngefechten, in die er sich haltungslos wie ein irrender Ritter vertiefte, so langsam vor, daß vor seiner Ankunft Saladin den Ort zerstört und den Besitz desselben für die Christen werthlos gemacht hatte. Wieder begannen Verhandlungen, bis im Januar 1192 Richard plötzlich gegen Jerusalem vorbrach, und in eilfertigem Zuge bis Baitnuba gelangte, einem wenige Stunden von der heiligen Stadt entfernten Dorfe. Dort aber hatte der Sultan durch Befestigungen großen Styles vorgesorgt, und nach langen peinlichen Berathungen kehrten die Franken wieder um nach Ascalon. Unterdeß hatte sich auch Markgraf Conrad mit Saladin in Berührung gesetzt, bot ihm geradezu ein Bündniß gegen Richard, und gewann bei dem Sultan durch seine Umsicht und Consequenz täglich breiteren Boden. Das christliche Lager erfüllte sich dagegen mit wachsendem Unfrieden; zwischen Richard und Conrad kam es so weit, daß der Markgraf nach Ptolemais zurückging, und dort die englisch gesinnten Pisaner förmlich belagerte. In so elende Zerrüttung war die große Erhebung Europas bei dem Mangel eines starken Führers, bei dem Mangel eines entsprechenden Zieles versunken.

Im April kam die Nachricht aus England, daß der Bruder

des Königs, Johann, in offener Empörung und Verbindung mit Frankreich stehe, und Richard, tief erschreckt, eröffnete den Baronen des Kreuzheeres, daß er an seine Rückkehr denken, und sie also auffordern müsse, zwischen Guido und Conrad als künftigem Beherrscher definitiv zu wählen. Zu seinem großen Aerger trat hier vor der Wirklichkeit des Bedürfnisses alle frühere Parteiung zurück, und Alle stimmten einmüthig für Conrad, als den einzig passenden und tüchtigen Fürsten im Lande. Es blieb Richard nichts übrig, als sich zu fügen, und Guido seine letzte Gunst zu bethätigen, indem er ihn mit dem Königreiche Cypern abfand. Conrad säumte jetzt keinen Augenblick, seinen Vertrag mit Saladin zu schließen: der Sultan willigte ein, den von dem Kreuzheere eroberten Küstenstrich dem neuen Könige zu belassen, dazu sollte er Jerusalem erhalten, jedoch eine türkische Moschee daselbst verstatten, die übrigen Städte des Binnenlandes würden dann zwischen Beiden getheilt werden.

Welch ein Ausgang dieses Weltkrieges, dieser unermeßlichen Anstrengungen! Nachdem der einzige wahre Führer durch ein zürnendes Geschick den Christen hinweggerafft worden, hatte die Planlosigkeit der Anderen alle Früchte des Kampfes verdorben; die andächtigen Pilgerschaaren hatten dort von Baitnuba aus Jerusalem gesehen, und dann mit ohnmächtigem Kummer der heiligen Stätte den Rücken wenden müssen. Da erscheint ein namenloser, kecker, verschlagener Fürst, in dem Kampfe der beiden Weltreligionen gleichgültig gegen Religion und Sitte, ein Mann, der keinen anderen Trieb als den des Eigennutzes kennt, diesen aber mit voller Kraft und Consequenz verfolgt, der setzt es durch, und streckt bereits die Hand aus, die Krone des heiligen Grabes zu ergreifen.

Da geschah am 28. April, daß Conrad durch zwei saracenische Meuchelmörder ermordet wurde, auf Anstiften König Richard's wie Manche sagten, auf Befehl des Alten vom Berge, des Hauptes einer fanatischen Secte im Libanon, versicherten die Meisten. Noch einmal kam durch diese Unthat Alles in Frage. Die syrischen Barone erwählten sofort den Grafen Heinrich von Champagne zum Könige, welcher schon fünf Tage nach Conrad's Tode dessen Wittwe Elise heirathete, und sehr bereit gewesen wäre, wie in die Ehe, so auch in das Bündniß desselben mit Saladin einzutreten. Aber König Richard in seiner Unbedachtsamkeit ließ zwar die scandalöse Heirath zu, verhinderte jedoch den verständigen diplomatischen Abschluß. Da er zu Heinrich, seinem Neffen, eine gewisse Neigung hatte, so wollte er ihm in aller Schnelle noch einige Provinzen hinzu erobern und dabei einige Lorbeern für sich selbst erringen, und begann demnach auf's Neue den Krieg gegen Saladin. Eine türkische Burg wurde darauf erstürmt: da kam neue Hiobspost aus England, und Richard verkündete, er könne keinen Augenblick länger bleiben. Die Barone brachen in einen einstimmigen Ruf des Unwillens aus, daß er, der sie in die Gefahr gestürzt, sie jetzt darin verlassen wollte, und wieder ließ sich der haltlose Sinn des Königs zum Wechsel seines Entschlusses bestimmen. Nochmals rückte man auf Jerusalem vor, und blieb nochmals in langer Unthätigkeit in Baitnuba stehen, ohne einen Angriff auf die Stadt zu wagen. Der letzte Grund dieses Zögerns war bezeichnend für den Zustand: man wußte, daß die Masse der Pilger sich unaufhaltsam verlaufen würde, sobald durch die Befreiung des heiligen Grabes ihr Gelübde gelöst wäre, womit denn vor erreichtem Friedensschlusse mit Saladin das Verderben der fränkischen Herrschaft in Syrien besiegelt worden

wäre. Das officielle Ziel des Kreuzzuges durfte also nicht verwirklicht werden, wenn der Kreuzzug nicht zum Ruin des Christenthums im Oriente führen sollte. Es ist nicht möglich, die Hoffnungslosigkeit und den inneren Widerspruch in diesen Bestrebungen auf einen schärferen Ausdruck zu bringen. So ging man endlich verdrossen zurück auf Ramlah, und wurde hier durch die Nachricht aufgeschreckt, daß Saladin in unvermutheter Offensive den wichtigen Hafenplatz Joppe angegriffen und die Stadt wahrscheinlich schon überwältigt hätte. Hier flammte Richard's kriegerischer Ungestüm noch einmal heftig auf; mit einer Handvoll Leute warf er sich zu Schiff, und eilte nach Joppe hinüber. Als er in Sicht des Hafens kam, waren die Türken schon in der Stadt, in hellen Haufen plündernd und eine letzte Abtheilung der Besatzung drängend. Nach kurzer Recognoscirung trieb Richard sein Fahrzeug an das Ufer, und stürzte sich mit hallendem Schlachtruf in die feindliche Uebermacht, so daß die Türken verwirrt und bestürzt vor seinen mächtigen Streichen den Ort räumten. Den folgenden Tag lagerte sich Richard in verachtendem Uebermuthe vor den Thoren mit einigen hundert Reitern, als er plötzlich von eben so vielen tausenden überfallen wurde. Er war auf der Stelle gewappnet, trieb die Vordersten der Gegner zurück, spaltete einem den Kopf bis auf die Brust, und ritt dann, seine Lanze schwingend, an der weichenden Fronte der Feinde von einem Flügel zum andern entlang; nun rief er: Wer will den Strauß zur Ehre Gottes wagen? Danach blieb ihm der Ruhm, daß nach Jahren noch türkische Mütter ihre Kinder bedrohten: König Richard kommt, und daß türkische Reiter dem scheuenden Pferde zuriefen: Siehst du König Richard?

Aber der Krieg kam durch solche Ritterthaten in kein gün=

stigeres Geleise. Es war das Glück der Franken, daß Saladin's Emire des langen Ringens müde waren, und der Sultan selbst in wachsender Kränklichkeit den Abschluß wünschte. Jene Bedingungen des früheren Vertrages, vor Allem den Besitz von Jerusalem selbst, vermochte Richard freilich nicht mehr zu erlangen. Man mußte sich, 30. August 1192, mit einem dreijährigen Waffenstillstande begnügen, durch welchen die Küste von Antiochien bis Joppe christlich blieb, und die Franken die Erlaubniß empfingen, waffenlos zum Gebete am heiligen Grabe nach Jerusalem zu pilgern. Richard schiffte gleich nachher sich ein, ohne selbst für die Lösung der Gefangenen gesorgt zu haben. Wie Sie sich denken, waren die Christen über einen solchen Frieden tief entrüstet; die Türken jubelten, Saladin allein sah mit weitblickender Sorge in die Zukunft, und fürchtete von der Fortdauer der geringsten christlichen Herrschaft gefährliche Folgen. Sonst aber entspann sich jetzt zwischen beiden Bevölkerungen der lebhafteste, zuweilen durch einigen Argwohn getrübte, sonst aber anerkennende Verkehr. Hier an Ort und Stelle des Kampfes hatte der gegenseitige Haß vollkommen aufgehört, Handelsbeziehungen spannen sich an, politische Berührungen sollten bald folgen. Anstatt einer mystischen Trophäe des Glaubenskampfes hatte das Abendland eine unendliche Erweiterung seines irdischen Gesichtskreises aus dem hundertjährigen Kampfe davongetragen.

Saladin überlebte seinen Triumph über die vereinigten Kräfte Europas nicht lange. Er starb am 3. März 1193 zu Damascus, siebenundfünfzig Jahre alt: nimm diesen Mantel, sagte er auf dem Todesbette zu seinem Diener, zeige ihn den Gläubigen, und verkünde ihnen, daß der Beherrscher des Morgenlandes nur ein einziges Kleid in das Grab mitnehmen konnte. Ein

Mensch, den man oft über Verdienst idealisirt hat, der ehrgeizig war und in seiner Herrschbegier kein Mittel verschmähte, ein strenger Muselmann und darin fanatisch bis zur Grausamkeit, sonst aber weiten Geistes, großen Herzens, freigebig und heiter, jeder geistigen Regung und jedem sittlichen Antrieb zugänglich, zuweilen leichtsinnig in kleinen Dingen, aber entschlossen und gewaltig bei jeder großen Aufgabe. Sein Reich und seine Resultate waren an seine Persönlichkeit geknüpft; nach seinem Tode brach auch auf der türkischen Seite eine gleiche Auflösung und Zersplitterung herein, wie wir sie auf der christlichen beobachtet haben.

Ich sagte, und die Thatsachen werden Ihnen gezeigt haben: die Gesinnung der Kreuzzüge war ab und todt. Ihre Kämpfe selbst waren allerdings deshalb nicht gleich zu Ende, sondern setzten sich noch beinahe ein Jahrhundert in mannichfachen Versuchen fort. Wir können die Kreuzzüge, im Gegensatze zu den früheren Kriegen gegen den Islam, an deren Spitze die fränkischen und griechischen Kaiser standen, und im Unterschiede von den späteren, die von den großen Mächten Europas geführt wurden, als die auswärtige Politik der päpstlichen Weltherrschaft bezeichnen. So lange der Thron des Vaticans über die weltlichen Gewalten Europas leitend emporragte, so lange strebten seine Inhaber auch danach, die Kräfte unseres Welttheils auf jene syrischen Gestade zu werfen. Aber früher als im Inneren des Abendlandes kam hier der beginnende Wandel der Dinge zu Tage. Die Päpste erlebten hier nur noch Mißlingen oder Erfolge gegen ihren Willen. Ein großes Pilgerheer entschlüpfte der Hand des mächtigsten aller Päpste, Innocenz III., um im Soldbienste der Republik Venedig seine Waffen gegen Constantinopel zu richten, für kurze Zeit das griechische Reich mit latei-

nischem Ritterthum zu überschwemmen, und als einzig bleibenden Gewinn den Venetianern eine mächtige Ausdehnung ihres Handelsgebietes zu verschaffen. Zu einem anderen Zuge erhob sich nach einem Versprechen seiner Jünglingsjahre der gefährlichste Feind, den das Papstthum jemals gesehen, Kaiser Friedrich II. Er segelte nach Syrien hinüber, von den Bannflüchen Papst Gregor's IX. verfolgt, und während die Geistlichen Palästinas ihm die Kirchen schlossen, verschaffte er ohne Schwertstreich durch eine meisterhafte diplomatische Unterhandlung den Christen den Besitz der heiligen Orte wieder, mußte aber vor weiterer Feststellung dieser Erfolge zurück in die Heimath, um sein Königreich Neapel gegen einen Einbruch päpstlicher Schaaren zu decken. Zwanzig Jahre später erlebte die Curie noch einmal einen Kreuzzug ihres Sinnes, indem der heilige Ludwig ein französisches Heer in heißer Andacht gegen den Sultan von Aegypten führte: nach kurzen Vortheilen aber ließ er sich in dem überschwemmten Nilthale von den Gegnern einschließen, und das Unternehmen endigte ruhm- und erfolglos mit der Gefangenschaft des ganzen Kreuzheeres. Nach dieser Niederlage hatte keine Anstrengung des Papstes für den orientalischen Krieg noch irgend welchen Erfolg, und eine syrische Feste nach der andern erlag der Uebermacht der Muhammedaner, bis endlich die letzte, das theuer erworbene Ptolemais, nach hartem Widerstande dahinsank, im Jahre 1292, zu einer Zeit, in welcher Papst Bonifaz VIII. die ersten Schritte zu seinem großen Streite gegen König Philipp den Schönen von Frankreich, und damit zur tiefsten Niederlage der päpstlichen Weltmacht that. Das System Gregor's VII. ging gleichzeitig in Europa und in Asien zur Neige.

Es wird Ihnen aufgefallen sein, wie in dieser ganzen großen

Periode der Kreuzzüge die Feindschaft zwischen Orient und Occident heftiger, die Verschiedenheit aber zwischen beiden geringer war als in unserer Zeit. Heutigen Tages blickt Europa in voller Ueberlegenheit der Waffen, der Bildung und der Sitte auf die Welt des Islam beinahe mit gleicher Stimmung wie auf die absterbenden Indianer des Westens und das scheiternde Reich der Chinesen im Osten; der Abstand zwischen unserem Völkerkreise und dem türkischen ist beinahe gleichbedeutend mit dem Gegensatze zwischen Bildung und Barbarei geworden. Völlig anders steht aber im dreizehnten Jahrhundert das Verhältniß. Damals sahen wir hüben und drüben ähnliche Zustände in Verfassung und Cultur, wir sahen einen lebhaften Wetteifer, und können zweifeln, auf welcher Seite sich die größere Fähigkeit befindet. Wenn vor dem fränkischen Gewappneten freilich ein ganzer Schwarm turkmanischer Reiter auseinander stob, so war dafür die türkische Kriegführung und Strategik der christlichen ohne Frage überlegen. Verwaltung und Polizei, bürgerliche Sicherheit und Ordnung, Bequemlichkeit und Pracht des äußeren Lebens standen in Cairo und Damascus auf höherer Stufe als in London oder in Paris. Wissenschaftliche Forschung und künstlerisches Schaffen blühte in Syrien und Persien wenigstens mit gleichem Erfolge wie in Europa; hier wie dort studirte man den Aristoteles, bildete eine gelehrte Jurisprudenz und Theologie aus, erfreute sich an einer jugendlich frischen Poesie. Auf dem religiösen Gebiete war durch die Einwirkung der Politik und Philosophie die ursprüngliche Rohheit des Islam gemildert und befruchtet worden, während umgekehrt aus tiefer Innigkeit heraus das Christenthum eine Wendung zu äußerlicher Herrschsucht und streitlustigem Fanatismus genommen hatte. In

Asien hatte sich damals die Staatsgewalt und die persönliche Religiosität in hohem Grade von der geistlichen Herrschaft des Chalifen befreit, während in Europa das Papstthum alle Anstalt machte, die Macht der Könige und das Dasein der Ketzer ebenso entschlossen zu vernichten, wie es einst im Oriente Muhammed gethan hatte. Kurz bei aller angeborenen Verschiedenheit finden wir einen deutlichen Trieb der Annäherung und Ausgleichung, bei allem Haß und Kriegslärm eine starke wechselseitige Einwirkung.

So ist es wohl das größte Trauerspiel, von welchem unsere geschichtliche Kenntniß weiß, wenn jene reiche Culturwelt des Ostens wenige Jahre nach Saladin's Triumphen durch einen unermeßlichen Barbarensturm verheert und zu Grunde gerichtet wird. Damals wälzten sich die rohen Massen der Mongolen von ihren weiten Hochebenen hinab verwüstend und zerstörend über Persien und Kleinasien, über Turkestan und Rußland. Es war keine erfrischende Ueberfluthung, wie sie einst der Boden Roms durch die Germanen erfahren hatte: jene Horden Dschingischan's kannten keine Freude, als die Schädel der Erschlagenen zu Thürmen aufzuhäufen, und ihre Rosse über die Trümmer verbrannter Städte schreiten zu lassen. Wohin sie gelangten, war es mit Bildung, Lebensfreude und Zukunft der Nationen zu Ende. Eine öde, rohe Barbarei legte sich über den Länderkreis, der ein Jahrhundert früher mit dem besten Schmucke Europas hatte wetteifern können. Hier und da konnte fortan der Islam noch mit militärischer Kraft gegen das Abendland in die Schranken treten; hier und da entwickelte er unter günstigen Verhältnissen noch einige Nachblüthen geistiger Cultur: im Ganzen und Großen aber war seine Lebenskraft gebrochen, und damit die

Beherrschung der Erde für immer den glücklicheren Nationen unseres Welttheils zugewiesen.

Diese haben dann Jahrhunderte gebraucht, um die ihnen so erwachsene Aufgabe zu fassen und zu lösen. Wir dürfen hinzusetzen, sie haben verdient sie zu lösen, nicht blos weil der Islam schwächer, sondern auch weil das Christenthum stärker geworden ist. Es ist stärker geworden, denn es ist ruhiger und innerlicher geworden. Wir haben gesehen, woran die Kreuzzüge gescheitert sind. Wahrlich nicht blos an Zenki's Ungestüm, an Nureddin's Festigkeit, an Saladin's freudigem Muth. In den großen geschichtlichen Strömen geht Niemand unter, der sich nicht selbst zerstört. Es war die Gluth der religiösen Begeisterung, welche die Kreuzzüge in das Leben rief, und dann unaufhaltsam in das Verderben stürzte. Wir haben beobachtet, wie ihre Ueberspannung, ihre Wundersucht und Weltverachtung jedes planmäßige und folgerichtige Auftreten im Oriente von vornherein unmöglich machte. Man verachtete die irdischen Kräfte des Menschengeistes, und so fiel man aus der mystischen Verzückung in jede erbärmliche Leidenschaft, und mit den fränkischen Staaten ging der Bestand auch der christlichen Religion im Morgenlande unter. Die neuere Zeit dagegen redet bei ihren Weltfahrten, ihren Colonien und Eroberungen nicht viel mehr von Religion; sie betreibt weder den Handel noch den Krieg noch die Ansiedelung nach kirchlichen Gesichtspunkten; sie ist zufrieden, wenn ihre Söhne durch ihren Glauben den inneren Antrieb zu Recht und Sitte erlangen, und dann in jedem Lebensgebiete nach dessen eigenen Gesetzen thätig sind. Denn sie sieht nicht mehr, wie das Mittelalter, einen feindlichen Gegensatz zwischen Himmel und Erde, und erwartet nicht von der Ertödtung, sondern von der rechten Pflege der

irdischen Dinge auch die religiöse Blüthe. So ist dieser scheinbar so religionskalten Zeit gelungen, woran der Eifer Urban's und die Kraft der Balduine vergeblich gearbeitet haben: es giebt auf der Erde keine feindliche Religion mehr, welche die christliche ungestraft bedrohen dürfte. Wo christliche Macht und christliche Bildung auftritt, da erkennt, bald freudig bald zürnend aber immer ohnmächtig, die Welt den Schritt des Siegers und Herrschers. Jerusalem, für dessen Eroberung damals Millionen fruchtlos geblutet, würde heute durch ein Protocoll von fünf Zeilen dem türkischen Beherrscher entzogen werden — wenn unsere Zeit daran noch ein Interesse nähme. Wohl haben wir auch in unsern Tagen gesehen, daß ein großer Krieg zwischen Rußland und Frankreich seinen ersten Anstoß in der Frage der heiligen Stätten genommen hat. Aber Niemand hat den geringsten Zweifel darüber, daß die widerliche Zänkerei der griechischen und lateinischen Mönche um die Schlüssel der Grabeskirche für die streitenden Kaiser nur der Vorwand, daß der wahre Gegenstand des Krieges die herrschende Stellung am Bosporus war. Die religiöse Gesinnung unserer Zeit sagt eben wie der heilige Bernhardt: es ist besser die sündhaften Neigungen des Herzens bekämpfen, als Jerusalem erobern.

Deutschland und Dänemark

im dreizehnten Jahrhundert.

Bonn, 1864.

Rudolf Usinger, Deutsch-dänische Geschichte 1189—1227. Berlin 1863, Mittler und Sohn.

Der Krieg, welcher jetzt um die Freiheit Schleswig-Holsteins geführt wird, ist das letzte Glied in einer tausendjährigen Reihe von Kämpfen, welche Deutsche und Dänen um die herrschende Macht an den Gestaden der Ostsee geführt haben. Der kleine aber kräftige, kluge und kriegsmuthige Volksstamm, der von Skandinavien her auf die Inseln des Sundes und Beltes und von dort auf die jütische Halbinsel vorgedrungen ist, hat mehr als einmal sich zu einer überlegenen Stellung emporgeschwungen, zuweilen die halbe Ostseeküste umfaßt und seine Waffen tief nach Deutschland hineingetragen: bis dann in günstigen Augenblicken Deutschland seine überlegene Stärke sammelt, und mit zermalmenden Schlägen die Rechts- und Machtverhältnisse wieder auf ihr richtiges und natürliches Maß zurückführt.

Wir haben vor fünfzehn Jahren eine solche Periode dänischer Siege durch innern deutschen Hader erlebt und hoffen jetzt trotz aller innern Wirren die unserm Rechte und unserer Stärke angemessenen Erfolge für Deutschland zu ernten: es fehlt also in unsern Tagen sicher nicht das praktische Interesse einem Buche, welches wie das oben genannte die Wechselfälle eines ganz ähn-

lichen Kampfes vor Augen führt. Bemerken wir sogleich, daß auch wer von dem Reize dieser Parallelen absieht, und nur nach dem schlichteren wissenschaftlichen Werthe fragte, dem Verfasser achtende Anerkennung für die Gründlichkeit und Schärfe der Forschung schenken und sich einer Reihe neuer Daten und Auffassungen erfreuen wird, die Usinger's umfassendes Studium, auch nach Dahlmann's und Ludwig Giesebrecht's Arbeiten, auf dem vielbetretenen Boden zu Tage gefördert hat. Nirgendwo ist Usinger, soweit ich sehe, der Versuchung gefolgt, einem politisch-nationalen Gesichtspunkte zu Liebe die Ergebnisse der objectiven Forschung willkürlich zu erweitern oder auch nur zu färben; vielleicht hat er mehr als nöthig der exacten Vollständigkeit des Details die Einheit und Uebersichtlichkeit der Darstellung geopfert. Ich versuche den Gewinn, welchen sein Buch der geschichtlichen Kenntniß gebracht hat, durch kurze Entwicklung seines Inhaltes anschaulich zu machen, indem ich nur an wenigen Stellen einige allgemeine Beziehungen etwas ausführlicher als der Verfasser beleuchte. Gleich hier mag es mir übrigens gestattet sein, meine Freude darüber auszusprechen, daß an einer so entscheidenden Stelle der deutschen Geschichte durch die sorgfältigste Detailforschung meine vor einigen Jahren entwickelte Ansicht über den Charakter unserer mittelalterlichen Kaiserpolitik eine unbedingte Bestätigung erhält.

Die erste Berührung zwischen Dänen und Deutschen fällt zusammen mit der Vereinigung aller deutschen Stämme in der Monarchie Karl's des Großen. Die Eroberung Sachsens führte den gewaltigen Fürsten sofort an die Eider und dort zum Zusammenstoße mit Dänemark. Nachdem er auch hier die Ueberlegenheit seiner Waffen bethätigt und zwischen der Eider und der Schlei die deutsche Markgrafschaft Schleswig errichtet hatte, gab

fünfzig Jahre später die innere Zerrüttung und Zerfleischung des karolingischen Reiches den Dänen die Möglichkeit, Schleswig und Hamburg, Sachsenland und Niederland mit entsetzlichen Verwüstungszügen heimzusuchen. Im zehnten Jahrhundert stellte dann das Heldengeschlecht der sächsischen Ottonen die politische Einheit Deutschlands her, errang sich mit der römischen Kaiserkrone den Anspruch auf die Beherrschung der ganzen lateinischen Christenheit und zwang, wie Burgund und Italien, wie Böhmen und Polen, so auch Dänemark zur Anerkennung seiner Lehnshoheit. Aber ebenso verderblich wie die Einbuße nationaler Selbstständigkeit ist für ein Volk auch das Streben nach grenzenloser Weltherrschaft. Deutschland zersplitterte damit in jener Zeit seine Kräfte, vernachlässigte seine staatliche Ordnung, erlebte infolge dessen zugleich den innern Bürgerkrieg und die auswärtige Niederlage. Gleichzeitig faßte in Dänemark ein junger und hochbegabter König, Knud der Große, sein Volk in fester monarchischer Ordnung zusammen, erschuf ein kleines aber schlagfertiges stehendes Heer, gab sich durch engen Anschluß an den Papst eine auch politisch wichtige Allianz. Hiernach fand sich 1027 Kaiser Conrad II. bewogen, um gegen andere Widersacher ungestört kämpfen zu können, nicht blos die Lehnshoheit über Dänemark nicht weiter zu begehren, sondern auch die Markgrafschaft Schleswig dem Könige Knud freiwillig abzutreten und sich mit der Eidergrenze für Deutschland zu begnügen.

Bald nachher brach der große Kampf zwischen Heinrich IV. und Gregor VII., der Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum um die oberste Herrschaft der Christenheit aus, und zog schnell alle Staaten Europas in seine Wirbel hinein. Auch für unsere Betrachtung ist es wichtig zu bemerken, daß Dänemark in

diesem Streite ohne Zaudern für das Papstthum Partei nahm und bei allen Wechselfällen unerschütterlich an dieser Stellung festhielt. Abgesehen von religiösen Stimmungen war es in politischer Hinsicht nur der Ausdruck der Verhältnisse. Das Kaiserthum bedrohte Dänemarks nationale Selbstständigkeit; man hielt sich also zu dem Gegner des Kaiserthums, der seinerseits auch in kirchlichen Dingen dem Dänenkönige gefällig war und sich mit einer mäßigen Jahresabgabe, einem freiwilligen Ehrengeschenk an den römischen Stuhl, begnügte. Allerdings war nun die kaiserliche Macht nicht mit einem Streiche zu brechen. Als seit 1125 Kaiser Lothar sich wieder mit Rom versöhnte und dadurch Dänemark seinen geistlichen Rückhalt entzog, mußte König Niels ihm die Huldigung auf's neue leisten. Vollends nach dessen Tode gab es in Dänemark traurige Zeiten innerer Verwirrung, Thronhändel und Bürgerkrieg, dreiundvierzig Jahre hindurch. Die einzelnen Provinzen des Reiches haderten untereinander; der deutsche Kaiser lud die kämpfenden Prätendenten vor seinen Richterstuhl, die wilden Slavenstämme der Ostseeküste, im heutigen Mecklenburg und Pommern, verheerten alle dänischen Gestade Jahr für Jahr auf das furchtbarste. Das Land schien dem unermeßlichen Elend erliegen zu sollen. Endlich, im Jahre 1157, begann die Herstellung mit König Waldemar I., dem Retter, dem Großen, wie ihn sein dankbares Volk genannt hat. Von seinen Nebenbuhlern hatte der eine den andern meuchlerisch aus dem Wege geräumt, Waldemar selbst war dem Mordstahle mit Mühe entronnen und hatte dann den Urheber des Frevels in offener Feldschlacht rühmlich besiegt. Dem jungen, hochgewachsenen, lebhaften Manne flogen die Herzen der Bauern zu; an seinem Erzbischofe Eskil von Lund hatte er einen klugen und hochgeachteten

Vertreter beim römischen Stuhle; für die kriegerische Sicherstellung besaß er die seltenste Stütze an seinem Milchbruder Axel oder Absalon, der zwar seines Standes auch Bischof, von Roeskild, nach seinem Talente aber Feldherr und Politiker, und nach der Lust des Herzens vor Allem Soldat und Seemann war. Die Lage war äußerst schwierig; es galt ebenso keck und streitfertig als schmiegsam und vorsichtig zu sein. Vor allem kam es darauf an, den Raubzügen der Slaven ein Ende zu machen, und es kostete dem rastlosen Bischof Absalon einige Mühe, sowohl das verarmte Volk als auch den erregbaren König zu eignem Angriffskrieg auf die See zu bringen. Zweimal kehrte Waldemar halben Weges zu scharfem Zorne des Bischofs wieder um; endlich aber faßte man sich ein Herz, und nun folgte ein Rachezug dem andern nach Mecklenburg, nach Rügen, an die Odermündungen. Indessen war nach der langen innern Zerrüttung Dänemarks Kraft nicht ausreichend zu voller Bewältigung dieser heidnischen Slavenstämme, welche noch manches Jahr hindurch Zug um Zug jede Feindseligkeit dem Gegner zurückgaben: Waldemar suchte also auswärtigen Beistand und fand ihn an dem großen Herzog von Sachsen und Bayern, Heinrich dem Löwen, der nach dem Muster der Karolinger und Ottonen schon längst auf Eroberungen und Colonisationen im Slavenlande bedacht war. Da fiel denn unter den Streichen der Verbündeten einer der wendischen Häuptlinge, eines der wendischen Heiligthümer nach dem andern, und weit bis zur Oder hin wurde alles Küstenland der christlichen Kirche gewonnen. Den Löwenantheil an der Beute aber trug zu lebhaftem Aerger der Dänen der deutsche Herzog davon. Während Waldemar nur ein Stück der Insel Rügen erhielt, fiel dem Herzog ganz Mecklenburg, ein Stück von Pommern, die Hälfte von Rügen

zu. Unaufhörlich fand sich Waldemar durch die mächtige Nähe des königsgleichen Herzogs gedrückt. Bald suchte er ihn durch hülfreiche Freundschaft zu kirren, bald durch feindliche Drohung zurückzudrängen. Es war alles wirkungslos, der Löwe hielt sein Gebiet mit mächtigem Griffe fest. Wie gegen die Slaven beim Herzoge suchte indessen Waldemar Hülfe gegen den Herzog bei einem höheren, bei dem Kaiser Friedrich Rothbart. Staufer und Welfen, die Familien des Kaisers und des Herzogs, standen seit Generationen in heftiger Feindschaft; zwar war im Augenblicke Friedrich mit Heinrich ausgesöhnt, aber dem Kaiser, der sich eben zu neuem Kampfe mit dem Papste und den Italienern anschickte, war die fast souveräne Macht des Herzogs zu groß. An diese eifersüchtige Stimmung Friedrich's knüpfte der Dänenkönig an. Er erschien persönlich an des Kaisers Hof, um in dessen Hände die anbefohlene Lehnshuldigung zu leisten. Dafür erhielt er, worauf ihm alles ankam, des Kaisers Versprechen, Pommern* solle dänische Provinz und damit die Ausbreitung des Herzogs definitiv begrenzt werden. Friedrich handelte hierbei nicht im Sinne deutschen Königthums, sondern römischer Kaiserherrlichkeit. Daß die deutsche Nation, wenn sein Versprechen erfüllt wurde, eine wichtige Eroberung an die dänische einbüßte, war ihm gleichgültig, da er jetzt den Dänenkönig ebenso wie die deutschen Fürsten unter seinen Vasallen sah, und im Grunde über die letzteren ebensowenig reale Herrschermacht wie über den erstern besaß. Denn es ist bekannt genug, daß seit dem zwölften Jahrhundert die kaiserliche Lehnshoheit nur noch ein prunkender Name ohne politisch wirksamen Inhalt war. Friedrich hoffte eben, wenn es

* Giesebrecht, wendische Geschichten III., 130.

einmal zwischen ihm und Heinrich dem Löwen zum Bruche käme, an Waldemar einen ungefährlichen und doch wirksamen Helfer zu haben; er begünstigte den Dänen, um den norddeutschen Nebenbuhler zu drücken. Darum drehte sich alles in diesem unnatürlichen Verhältniß. Bei dem Streite zwischen Kaiser und Papst blieb Waldemar in der überlieferten dänischen Politik und hielt zu der römischen Curie; als dann aber Heinrich, gerade weil er die Heeresfolge nach Italien geweigert und dadurch den Sieg des Papstes über Friedrich entschieden hatte, von dem Kaiser geächtet und mit Krieg überzogen wurde, griff auch Waldemar in feierlichem Bunde mit Friedrich den gefürchteten Herzog an und half zu seiner Ueberwältigung kräftig mit. Es war der Wendepunkt der deutsch-dänischen Verhältnisse für ein volles Menschenalter.

Der Sturz Heinrich's des Löwen kam nicht dem Kaiserthume, nicht der deutschen Centralgewalt zu gut. Friedrich war durch den päpstlich-italienischen Krieg zu sehr erschöpft und bald durch neue Pläne auf Neapel zu sehr abgezogen, um den deutschen Norden selbst zu behaupten. Die dem Herzog entrissene Beute fiel an die Fürsten, die Bischöfe und Grafen des Landes, welche jetzt, von Heinrich's starker Oberleitung befreit, ihre Landeshoheit mächtig abrundeten und damit das Reichsgebiet völlig zersplitterten. Das machte dem Wachsthum Dänemarks Luft. Als Waldemar 1182, ein Jahr nach des Löwen Niederlage starb, wies sein Sohn und Nachfolger Knud jedes Ansinnen auf Erneuerung des Lehnseides mit schneidendem Hohne zurück. Der Kaiser hetzte zur Strafe die pommerschen Slaven gegen ihn, aber Erzbischof Absalon vernichtete deren Flotte in einem einzigen raschen Ueberfall und verwüstete das Land dermaßen, daß der

alte Fürst Boguslaw völlig zerknirscht sich der dänischen Hoheit unterwarf und damit auch dasselbe Schicksal für den größten Theil von Mecklenburg entschied. Friedrich, fort und fort von seinen kaiserlichen, d. h. römischen und italienischen Sorgen in Anspruch genommen, hatte keine Mittel dagegen; er mußte es ertragen, daß der siegreiche Däne noch dazu sich in lauten Klagen über die deutsche Feindseligkeit erging und jetzt sogar zu der geräuschvollen Erklärung fortschritt, ihm stehe von Rechtswegen auch die Herrschaft über ganz Holstein zu. Von wirklichen Rechtstiteln war hier allerdings keine Rede. Thatsächlichen Anlaß aber zu solchen Ansprüchen hatte der König genug. Seinen Geboten folgte damals der größte Theil der Ostseeküsten, im Norden Schonen, die Inseln, Jütland und Schleswig, im Süden Pommern, Rügen, Mecklenburg; um den Kreis im Westen zu schließen und damit dem Ganzen sichern Zusammenhang zu geben, fehlte eben nur noch Holstein — und dieses dem ehrgeizigen Dänenkönige in die Hände zu liefern, waren damals die deutschen Verhältnisse völlig angethan. Auf der einen Seite die Spannung zwischen Kaiser und Papst, auf der andern die Katastrophe Heinrich's des Löwen hatte den deutschen Norden in die gründlichste Parteiung und Zerrissenheit versetzt. Hier gab es welfische, dort staufische, hier kirchliche, dort kaiserliche Parteigenossen; in dem wüsten Durcheinander und der allseitigen Eifersucht wuchs jeder kleine Egoismus der Fürsten und Herren üppig in die Höhe; das nationale Interesse hatte nicht die mindeste Vertretung, zum wenigsten an dem entfernten, in entfernte Händel verstrickten Kaiser. In Holstein herrschte damals Graf Adolf, aus dem westphälischen Geschlechte Schauenburg, ein tapferer aber unsteter planloser und hochfahrender Herr, früher Vasall Heinrich's des Löwen, und aus

Widersetzlichkeit gegen diesen ein eifriger Anhänger des Kaisers, worauf ein Theil der holsteinischen Edelleute, aus entsprechender Widersetzlichkeit gegen ihren Grafen, die Partei des Herzogs ergriff, bald aber nach Heinrich's Sturz von dem Grafen mit grausamer Strenge wieder gebändigt wurde. Im Westen des Landes, zwischen der Eider und der Nordsee, saßen die freien und kräftigen Bauergemeinden der Dithmarschen unter einer gelinden Schirmherrschaft des Erzbischofs von Bremen; als dieser sie jedoch aus Geldnoth zu einer stärkeren Abgabe heranzog, machten sie sich keinen Scrupel ihm zu kündigen und sich dem (dänischen) Bischof von Schleswig anzuschließen; sie könnten, sagten sie, im Dom zu Schleswig den heiligen Petrus ebensogut verehren, wie im Dom zu Bremen. König Knud sah diesen Wirren für's erste ruhig zu. Da nach dem Tode Friedrich Rothbart's dessen Sohn, Heinrich VI., noch einmal das kaiserliche Ansehen weit und breit in Deutschland und Italien zur Geltung brachte, mochte es gefährlich scheinen, ihm gegenüber einen offenen Einbruch in das Reichsgebiet zu wagen. Der König wartete seiner Zeit, und bald genug sollte diese, alle Früchte für die dänische Herrschsucht reifend, erscheinen.

Im Jahre 1197 starb im kräftigsten Mannesalter Kaiser Heinrich in seinem eben eroberten Königreiche Neapel, mit Hinterlassung eines dreijährigen Sohnes Friedrich, der einstweilen in Palermo unter stürmischen Verhältnissen aufwuchs und somit den deutschen Beziehungen völlig entrückt war. In Deutschland folgte eine zwistige Königswahl; eine Partei der Fürsten erhob den jüngsten Sohn des Rothbart, Philipp, eine andere den zweiten Sohn des Löwen, Otto. Die Wogen des Bürgerkrieges schlugen über dem Reiche zusammen. König Knud, wie alle seine Vor-

gänger mit dem damals weltherrschenden Papstthume enge befreundet, sah den Augenblick gekommen. Bereits besaß er Dithmarschen und Rendsburg; jetzt brachen Herbst 1201 seine mecklenburger Vasallen von Osten, sein junger Bruder Waldemar von Norden in Holstein ein; der mißvergnügte Adel öffnete ihnen einen Ort nach dem andern; Graf Adolf warf sich in das feste Hamburg, wurde dort eingeschlossen und nach kurzem Widerstande zur Capitulation genöthigt. Als dann seine Burgmannen den Dänen die Uebergabe von Lauenburg weigerten, ließ Waldemar den Grafen trotz der Capitulation verhaften und an Händen und Füßen gefesselt nach Seeland in schweren Kerker bringen. Die welfische Partei in Norddeutschland jubelte über den Fall des staufisch gesinnten Grafen; sonst im deutschen Reiche (man sieht den Verfall des Nationalgefühles) nahm kein Mensch von dem Ereignisse Notiz,* mit großem Pompe empfing Knud die Huldigung Holsteins, Lübecks, Dithmarschens und starb dann 1202 auf der Höhe kriegerischer Erfolge und weitgreifender Aussichten.

Es folgte ihm der Bruder, der zu diesen Triumphen das beste gethan, Waldemar II. der Sieger zubenannt, als König der Dänen und Slaven, Herzog von Jütland, Herr von Nordelbingen. Seine erste That war die Bezwingung Lauenburgs, nach dessen Einnahme der jetzt völlig wehrlose Graf Adolf aus dem Gefängniß in das einsame westphälische Stammschloß entlassen wurde. Als dänischer Vasall wurde dann der Schwestersohn des Königs, der thüringische Graf Albert von Orlamünde, mit der Regierung Holsteins betraut. Indessen ging in Deutschland der Thronstreit zwischen Philipp und Otto seinen Gang und erlaubte

* Usinger, 103.

dem Dänenkönige immer weitere Uebergriffe. Allerdings änderte sich die Lage einigermaßen, als nach der Ermordung des staufischen Königs der Welfe Otto zum unbestrittenen Besitze der Kaiserwürde gelangte und nun auch die Rechte derselben zu vertheidigen begann, gegen Jedermann, mochte er früher sein Feind oder sein Helfer gewesen sein, gegen den Papst in Italien, gegen den Dänenkönig im Norden. Mehrere deutsche Fürsten ergriffen damals gegen Dänemark die Waffen, der Markgraf Albrecht von Brandenburg fiel auf Pommern, der Graf Heinrich von Schwerin auf die mecklenburger Slaven. Aber keiner von ihnen war Waldemar's Stärke gewachsen; Brandenburg mußte das Feld räumen, Schwerin selbst den Dänen Huldigung leisten. Bald gab eine neue Wendung der allgemeinen Verhältnisse auch hier die Entscheidung. Dem Kaiser Otto war keine lange Wirksamkeit bestimmt. Er war ein wenig begabter, heftiger und leidenschaftlicher Mann, unfähig die Geister zu lenken oder die Herzen zu gewinnen: als der Papst, über die neue Selbstständigkeit seines frühern Schützlings im höchsten Grade erbittert, sich mit dem Wunsche mehrerer deutschen Fürsten auf Berufung des jungen Friedrich zum deutschen Throne einverstanden erklärte: da erlebte Otto Abfall auf Abfall, sobald das sicilische Kind, wie man Friedrich nannte, sich im Norden der Alpen zeigte. Die sonst feindlichen Parteien, die päpstliche und die staufische, wetteiferten dieses Mal sich um ihn zu schaaren; in wenigen Monaten war er im ganzen Süden und Westen unseres Vaterlandes anerkannt. Trotz jenes populären Namens war aber in dem jungen Manne nichts Kindisches mehr: früh reif, in harter Schule entwickelt, war er im siebzehnten Lebensjahre ein völlig klarer, kalter, selbstständiger Staatsmann, der mit bewußter Rechnung, ohne Scheu in der

Wahl der Mittel und in merkwürdiger Unabhängigkeit von den Stimmungen der Zeit, sein Ziel verfolgte. Dies Ziel aber war ein völlig anderes, als es schien. Er trat auf, wie sein Gegner Otto sagte, als Pfaffenkönig; er kam, um als Verbündeter oder Creatur des Papstes die deutsche Krone zu erlangen; er versprach dem Papste, dann einen Kreuzzug zu machen, zugleich aber ohne Zaudern die neapolitanische Regierung seinem in den Windeln gekrönten Sohne abzutreten, weil dem Papste nichts gefährlicher dünkte als die Beherrschung Neapels durch einen starken, zugleich in Deutschland und Oberitalien mächtigen Fürsten. So war das officielle Programm. In Wahrheit aber fühlte sich Friedrich, in Neapel geboren, in Sicilien erzogen, ganz und gar als Italiener, war entschlossen, gerade umgekehrt seinen Sohn zum nominellen deutschen König zu ernennen, für sich selbst aber auf italischem und vielleicht auch auf orientalischem Boden sein kaiserliches Regiment zu festigen, und wenn der Papst sich dem widersetze, den Kampf auf Leben und Tod nicht zu scheuen. In solchen Gedanken kam er nach Lothringen und an den Rhein. Sein Gegner Otto, obwohl stark geschädigt, hielt die Kräfte Sachsens noch um sich versammelt, und Sachsen, d. h. damals alles Norddeutschland zwischen Rhein und Elbe, war kein verächtlicher Gegner. Friedrich, ein guter Soldat, aber immer lieber Diplomat als Krieger, war auch hier nicht wählerisch in den Mitteln. Wie sein Großvater einst Heinrich den Löwen durch den ersten, so hoffte er den Otto durch den zweiten Waldemar zu schädigen. Der Papst vermittelte die Annäherung, indem er den Dänenkönig nachdrücklich zur Unterstützung Friedrich's aufforderte. Das Ergebniß zeigt uns eine Urkunde Friedrich's, ausgestellt Ende 1214 zu Metz, des Inhaltes: da die kaiserliche Majestät überall für die Wahrung des kirchlichen

Friedens wirken müßte, so sei er vor allem auf Frieden mit den Nachbarn bedacht, damit die Kirche, für die er kämpfe, tiefe Ruhe genießen könne: zu diesem Zwecke und zur Ueberwältigung der Reichsfeinde habe er mit dem christlichen Könige Waldemar ewige Freundschaft geschlossen, und alle Provinzen jenseits der Elbe und Elde (ein kleiner östlicher Nebenfluß der Elbe, die Südgrenze von Mecklenburg) sowie alle von Knud eroberten Slavenlande dem Dänenreiche zugelegt. Einem sehr persönlichen oder dynastischen Interesse wurden auf diese Art durch die leitende Macht des Reiches die Sicherheit des deutschen Bodens und die Ehre des deutschen Volkes geopfert, nicht viel anders als es 1851 in den berufenen Vereinbarungen über Holstein und Schleswig geschah. Zu Friedrich's Urkunde fügte dann Papst Innocenz seine bestätigende Garantie hinzu; was in jener Zeit mindestens ebenso viel bedeutete, wie gegenwärtig eine Garantie durch die fünf europäischen Großmächte. Die Integrität der dänischen Monarchie mit all ihren deutschen Eroberungen erschien also in jeglicher Weise und viel zweifelloser als 1852 durch den Londoner Vertrag gesichert. Der damalige Erzbischof von Bremen hatte so wenig Bedenken über den wahren und echten Sitz der Macht in norddeutschen Landen, daß er in demselben Jahre 1218, in welchem Kaiser Otto durch den Tod seinen staufisch-dänischen Gegnern entrückt wurde, mit Waldemar ein Schutz- und Trutzbündniß auf alle Zeiten gegen alle Widersacher, auch ohne Ausnahme des deutschen Reiches, abschloß.

Halten wir hier auf dem Höhenpunkte der dänischen Macht einen Augenblick inne, um uns ihre Mittel und ihre Wirkungen zu vergegenwärtigen.

Wir haben sehr wenige ausdrückliche Zeugnisse über Walde-

mar's II. Persönlichkeit. Der Inhalt seines Lebens zeigt eine durch und durch mit Thatlust, Arbeitskraft, Vorwärtsdrängen erfüllte Natur; dem Könige ist die Ruhe unerträglich, sagt ein gleichzeitiger Geschichtschreiber. Was er zu erreichen sucht, was seine ganze Seele bewegt, ist Herrschaft und immer weitere Herrschaft: wenn es auf Herrschaftszwecke ankommt, weiß er bei aller Unruhe und Ungeduld zu warten und hinauszuschieben, unter verschiedenen Verhältnissen entgegengesetzte Mittel und Tendenzen zu verwenden, und wo es nicht mit rechtschaffenen Mitteln gelingen will, Rechtlosigkeit und unbarmherzige Gewalt zu gebrauchen. Wie er den Grafen Adolf gegen den Vertrag in Fesseln schlug und so durch ganz Holstein höhnend umherführte, so ergriff er einen aufrührerischen Bischof von Schleswig inmitten eines Friedensgespräches, um ihn lange Jahre im Gefängniß angekettet zu halten, so stellte er den von ihm völlig unabhängigen Bischöfen von Livland und Esthland nach, um sie und ihre Sprengel sich unterthan zu machen. Denn auch in diese fernen Regionen drang das Trachten seines Ehrgeizes. War einmal ein Sommer ohne deutsche oder slavische Streitigkeiten, so setzte sich der König zu Schiff, um die nordöstlichen Theile der baltischen Küsten kriegerisch zu recognosciren. Bald ist es Preußen, wo er den Eingeborenen durch scharfe Gefechte den dänischen Namen furchtbar macht, bald Esthland, wo er in feindseligem Wetteifer mit den deutschen Ansiedlern eine dänische Colonie zu gründen sucht. Ein anderes Mal sendet er reisige Schaaren nach Norwegen, um dort einen ihm dienstwilligen König zu unterstützen; es fehlt nicht an Versuchen, durch List oder Gewalt dem dänischen Einfluß auch in Schweden breite Bahn zu machen. Mit einem Worte, es ist deutlich, welches Ziel sein Ehrgeiz verfolgt, die

Umspannung des ganzen Ostseebeckens durch eine einzige kriegsgewaltige Herrschaft. Man ist erstaunt, woher das kleine Dänemark die Kraft zu solchen Leistungen schöpfte, wenn man in einer etwa hundert Jahr spätern Aufzeichnung liest, Waldemar habe 1400 Schiffe, die größten zu 120 Mann, ebensoviele geharnischte Ritter und im Ganzen 160,000 streitbare Männer aufzubieten vermocht. Nun ist es richtig, daß wenige Fürsten jener Zeit mit gleicher Sicherheit und Umsicht alle im Volke ruhenden Hülfsquellen zu benutzen wußten wie dieser Dänenkönig. In Deutschland war damals, wie wir sehen, die Reichseinheit und die Volksfreiheit zertrümmert; jedes Mitglied des Fürstenadels war beinahe souverän; kein Bauer durfte die Waffen führen; es gab mit wenigen Ausnahmen keine Streitmacht im Lande als die Reisigen und Söldner der Fürsten und Herren. In Dänemark existirte damals noch kein in sich geschlossener Adel; was man so nannte, waren Heermannen, welche gegen Anweisung eines königlichen Ackerlandes bei jeder Rüstung Reiterdienst zu leisten übernommen hatten. Neben ihnen aber galt allgemeines Waffenrecht und allgemeine Dienstpflicht jedes Bauern. Reiche Grundbesitzer bildeten zu dreien, weniger begüterte zu sechsen oder zwölfen eine Genossenschaft, die bei jeder Ausfahrt zur See oder zu Lande einen Reiter zu stellen hatte. Die Führer oder Officiere dieses Heerbannes ernannte der König und stattete dieselben mit Grundbesitz aus, wofür jeder von ihnen ein Schiff zu bauen und zu rüsten verpflichtet war. Von dieser Einrichtung war außer den Rittern Niemand befreit; die Priester und Mönche brauchten für ihre Person nicht auszurücken, mußten aber die Pächter ihrer Güter stellen. Es bedarf nicht der Erörterung, welche Masse streitbarer Kräfte eine solche Einrichtung dem Könige zur Ver-

fügung stellte, und welche Quelle frischer Streitlust sie für die Masse des Volkes werden konnte: wie sehr sie also dem Kriegswesen des feudalen Adels in Deutschland an Quantität und Qualität überlegen war. Dänemark bildete damals, nach seiner weltlichen Seite, eine monarchisch beherrschte Demokratie, eine Staatsform, die wie auch die heutige Erfahrung zeigt, nicht immer die höchste Freiheit, sicher aber die möglichst große Stärke, allerdings auch einem bedeutenden Herrscher die Möglichkeit einer raschen Ueberspannung gewährt. Auf dem kirchlichen Gebiete verfolgte der König scheinbar entgegengesetzte Tendenzen, erreichte aber damit denselben Zweck der Macht und Sicherheit nach außen. Nach der engen Anlehnung Dänemarks an das Papstthum gewann jeder Bischof, jedes Stift, jedes Kloster immer größere Selbstständigkeit. So entwickelte sich mitten in dem demokratischen Staate eine starke geistliche Aristokratie, deren Privilegien der weltlichen Ritterschaft ein stetes Muster zur Nacheiferung wurden. Wohl ließ Waldemar auch sie noch nicht völlig seiner herrschenden Hand entschlüpfen und zog insbesondere ihre Geldmittel mehrmals zu außerordentlichen Leistungen heran. An einem schweren Schlachttage aber in Esthland, heißt es dann freilich, hätte er versprochen, wenn Gott ihn aus der Gefahr siegreich hervorgehen lasse, keine Kriegssteuern mehr vom Klerus zu erheben. Indessen was er hiemit etwa im Innern aufgab, brachte ihm nach außen das lebhafte Wohlwollen der Päpste mit Zinsen zurück. Dieses cultivirte er mit ebenso religiöser Andacht wie politischer Einsicht. Er machte inmitten seiner endlosen Ostseekriege dem Papste die Hoffnung auf einen Kreuzzug nach Palästina. Er empfing die zahlreich erscheinenden päpstlichen Legaten mit tiefster Ehrfurcht und gestattete ihnen die Erhebung sehr

drückender Abgaben von der dänischen Kirche. Er erhob keine Einwendungen, wenn die Päpste jene alte jährliche Collecte jetzt als eigentliche Steuer und Dänemark demnach als ein der Curie zinspflichtiges und der päpstlichen Gerichtsbarkeit unterworfenes Reich bezeichneten. Dafür aber war er auch sicher, daß der weltbewegende Spruch des Papstes in jeder deutschen und slavischen Sache, wenn irgend möglich, unbedingt zu seinen Gunsten fiel.

In einer so starken und allseitig gesicherten Stellung, in der Waldemar die Kräfte seines Volkes überall mit möglichst großer Energie zusammenfaßte, behandelte der König die unterworfenen Landschaften mit verständiger Mäßigung. Wäre Fremdherrschaft den Deutschen jener Zeit überhaupt erträglich gewesen, so würde Waldemar sie leidlich gemacht haben. Nirgendwo trat seine Regierung auch nur einen Tag in der Weise auf, wie die Kopenhagener seit 1851 in dem an sie verrathenen Schleswig. Von Abgaben an die dänische Staatscasse, von einem Zwange zu Waffendienst außerhalb der eigenen Provinz war keine Rede. Jede Landschaft hatte einen Vasallenfürsten aus dem Stamme oder doch von der Sprache ihrer Bevölkerung; nirgendwo fand sich dort auch nur Ein dänischer Beamter. Es war um so verdienstlicher, als im dänischen Volke ein sehr starkes Gefühl von dem Gegensatze der Nationalitäten, ein sehr lebhafter Widerwille gegen alles Fremde vorhanden war, am meisten gegen das deutsche, das auch zur Zeit dieser äußern Unterwerfung seine innere Ueberlegenheit bewährte, und sächsische Wahl und Lebensweise und Bildung überall in Dänemark eindrängte. In Holstein bemerkte man unter diesen Umständen von der neuen Herrschaft keine Aenderung der Verhältnisse, es wäre denn hie und da ein der Volksfreiheit ungünstiger, dem kirchlichen und weltlichen Adel

geneigter Einfluß von oben. Die Stadt Lübeck gedieh unter Waldemar's starkem Schirme in einer lange nicht erblickten Ruhe und Sicherheit in der Nachbarschaft zu Lande, sah aber mit um so tieferem Mißbehagen das Abgraben ihrer wichtigsten Lebensquellen, die Beschränkung der deutschen Ostseecolonien durch das dänische Schwert. In Mecklenburg und Pommern ging der Proceß der deutschen Einwanderung und allmälichen Colonisation auch unter dänischer Herrschaft seinen ungestörten Gang. Das dänische Volk wäre an sich kaum zahlreich genug gewesen, dagegen Concurrenz zu machen, am wenigsten vermochte man es unter einer Regierung, welche Jahr aus Jahr ein ihre Bürger in kriegerischer Bewegung hielt und dadurch, wie kräftig auch die Staatsformen organisirt waren, die Bevölkerung endlich doch ermüden und decimiren mußte.

Absichtlich bin ich in dieser Schilderung etwas ausführlich gewesen. Es ist gut für uns, auch bei dem Feinde zu lernen, wie viel selbst dem kleinen Volke die Einheit des Staates und die Freiheit des Bürgers einträgt, wie tief auch die größte Nation durch den Mangel nationaler Politik und das Emporwuchern adlicher und localer Selbstsucht sinken kann. Wir sehen diesen Waldemar auf der Sonnenhöhe der Siege; wir kennen sein mächtiges Talent, seinen zugleich starken und biegsamen Willen, sein zahlreiches Heer, welches sein Volk in Waffen ist, seine Stellung in Europa, die auf der Garantie der beiden höchsten Weltmächte ruht. Je bestimmter wir diese strahlende Größe in das Auge fassen, desto tröstlicher wird uns der Satz, daß dies Alles doch nur möglich war, so lange es in Deutschland deutsche Dänen, so lange es Gewalten gab, denen Partei und Tendenz über das Vaterland ging: und daß dies Alles in Trümmer auseinander

splitterte, als, nicht einmal ganz Deutschland, nein, als nur der umliegende Theil des deutschen Nordens sich ermannte, ohne Unterschied der Parteien und Stände sich zusammenschloß und ohne Scheu vor irgend einer Großmacht wieder deutsch sein wollte.

Unter den großen Vasallen des Königs war einer der kleinsten Graf Heinrich von Schwerin. Ein ritterlicher Dynast, der sich bis dahin nicht viel anders ausnahm, wie damals hunderte seiner Genossen. Er befestigte zu Hause seine Burgen, baute einige Kirchen, zog mit seinem sächsischen und später mit seinem dänischen Lehnsherrn tapfer in das Feld, war gern gesehen am Hofe des Kaisers und pilgerte in das gelobte Land, wo er wie alle andern mit den Saracenen todesmuthig raufte und aus Jerusalem ein Tröpfchen von Christi Blut in köstlicher Jaspisschale dem Dome zu Schwerin zurückbrachte. In der Heimath aber fand er verdrießliche Neuigkeiten, bei deren jeder der Dänenkönig seinen Antheil hatte, starke Schmälerung des gräflichen Besitzes und nach einem Zeugen ein Verhältniß des Königs mit des Grafen Gemahlin. Der Graf verhandelte fruchtlos mit seinem Lehnsherrn, fand sich statt einer Genugthuung mit königlicher Ungnade bedroht, preßte darauf seinen Grimm in sein Herz zurück und nahm erst ein Jahr nachher mit hinterhaltigem Handstreiche seine Rache. Der König jagte 1223 mit seinem ältesten Sohne und wenig zahlreichem Gefolge auf der Insel Lyö im kleinen Belt. Graf Heinrich kam hinüber, dem Könige aufzuwarten, und brachte den Tag mit ihm in voller Unbefangenheit freundlich zu. In der Nacht aber überfiel er mit seinen Gewaffneten das Zelt, in welchem Waldemar mit seinem Sohne in ruhigem Schlafe lag; dort wurden die beiden Fürsten übermannt, geknebelt und in den nächsten Wald geschleppt, und während nun

die einen die königlichen Fahrzeuge zur Erschwerung der Verfolgung in Stücke hieben, schleppten die andern die Gefangenen in das eigne Schiff, und es gelang, die kostbare Beute hinüber nach Schwerin, dann nach Schloß Lenzin, endlich über die Elbe nach Dannenberg in Sicherheit zu bringen. Dem Könige geschah, wie er es dem Holsteiner Grafen und dem Schleswiger Bischof gethan; die treulose Gewaltthat brach jetzt zerstörend über sein eigenes Haupt herein.

Man begreift das unermeßliche Aufsehen, welches ein Act so verwegener Selbsthülfe in Deutschland und Europa machen mußte. Was Dänemark selbst betraf, so zeigte sich jetzt, daß Waldemar's Triumphe dem Lande zu schwere Anstrengungen zugemuthet hatten. Eine geraume Zeit hindurch blieb die Masse des Volkes fast gleichgültig; die Ritterschaft, einer so energisch waltenden Monarchie überdrüssig, machte gar keine Bewegung. Es fehlte schlechterdings an einem hervorragenden Führer, die Ordnung des Regimentes löste sich auf, und nur der Klerus ließ zürnende und klagende Weherufe erschallen. In Norwegen und Slavien datirte man Urkunden anstatt mit der Jahreszahl nach der Zeit, in welcher König Waldemar gefangen wurde. In Livland riefen die Deutschen, das sei die Strafe der heiligen Jungfrau, der Patronin Livlands, wo der Dänenkönig streitsüchtig Eingang gesucht habe. Thüringer und Rheinländer, Engländer und Italiener trugen das merkwürdige Ereigniß in ihre Jahrbücher ein.

Ehe jedoch die zunächst Betheiligten zu einer praktischen Thätigkeit kamen, griff mit hastiger Hand die damalige deutsche Reichsregierung in die wichtige Angelegenheit ein. Die Reichsregierung sage ich, nicht der Kaiser; wir werden sehen, wie wichtig der Unterschied ist. Kaiser Friedrich war abwesend in Neapel,

und mit den Vorbereitungen zu seinem Kreuzzuge beschäftigt; es leitete demnach als Gubernator des jungen Königs Heinrich der Erzbischof Engelbert von Cöln die Reichsgeschäfte, ein klarer, kräftiger, nationalgesinnter Mann. Er konnte nicht umhin, sich im Sinne der äußern Ordnung um die Freilassung Waldemar's zu bemühen; doch war er weit davon entfernt, etwa weil der Graf von Schwerin sich an einer höchsten königlichen Person vergriffen, auf Kosten Deutschlands als rächendes Organ der Legitimität einzuschreiten. Vielmehr erwog er zu Nordhausen mit Schwerin gelassen und gründlich die Bedingungen, unter welchen die königlichen Gefangenen zunächst dem deutschen Reiche zur Verfügung gestellt werden sollten. Die Hauptsache war, daß der Graf 52,000 Mark Silber erhalten und dann der König nur gegen Herausgabe aller Lande südlich der Eider zum Besten der frühern Inhaber freigelassen werden würde. Darauf schloß Engelbert am 26. September 1223 ab und belohnte dann „seinen lieben Freund den Grafen wegen der vielen Dienste, die er ihm in Sachsen erwiesen," mit einer jährlichen Lieferung von fünfzehn Fuder edlen Rheinweines. Es war hiernach also Waldemar in der Gewalt des deutschen Reiches, und dieses schickte sich an, seine Person als Pfand für die Wiedererstattung aller abgerissenen Landschaften zu behandeln.

Allein in diesem Augenblicke treten die beiden Weltmächte, Papstthum und Kaiserthum, dazwischen. Nach seiner alten Stellung zu Dänemark war der Papst außer sich vor Entrüstung. Er bedrohte Schwerin auf das heftigste als einen treubrüchigen und meineidigen Rebellen. Er bat Engelbert, ein solches Beispiel der Empörung, welches die legitime Ordnung aller Lande bedrohe, nicht straflos zu lassen. Er forderte den Kaiser auf,

harte Ahndung über den gräflichen Frevler zu verhängen, kein König der Welt werde sicher sein, wenn ein solches Verbrechen zur Nachahmung verleite. Es zeigt sich nicht, daß diese Beredtsamkeit auf Heinrich oder Engelbert Eindruck gemacht hätte. Kaiser Friedrich hatte freilich, wie alle starken Herrschernaturen, wenig Ohr für die conservative Phrase, wohl aber war ihm der Inhalt des Nordhauser Vertrages zu sehr deutsch und zu wenig kaiserlich; und da eine Aenderung desselben im letztern Sinne auch den damaligen Interessen des Papstes entsprach, so beschloß Friedrich, die weitere Verhandlung mit Waldemar aus Engelbert's Hand zu nehmen und sie eigenen kaiserlichen Commissarien zu übertragen. Diese einigten sich dann mit dem Könige am 4. Juli 1224 dahin, Waldemar werde zu Ehren der Kirche einen Kreuzzug nach Palästina machen und dem Kaiser wie seine Vorfahren für alle seine Lande den Lehnseid leisten. Dafür würde ihm sein Lösegeld auf 40,000 Mark herabgesetzt, so daß die 12,000 fehlenden dem Grafen Heinrich durch das Reich hätten ersetzt werden müssen. Holstein sollte nicht mehr beim Könige, sondern beim Reiche zu Lehn gehen, ertheilen aber werde dieses Lehn der Kaiser dem jetzigen Inhaber, dem königlichen Neffen, Grafen Albert von Orlamünde. Slavien endlich sollte Waldemar dem Reiche zur Prüfung seiner Rechtstitel herausgeben, aber nach einem Jahre entweder durch Richterspruch oder als Gnadengeschenk zurückerhalten. Der Gegensatz dieser Abrede zu der Nordhauser ist deutlich. Für das Kreuzzugsgelübde, welches Waldemar seit Jahren geleistet und nie erfüllt hatte, und dann für den Lehnseid an den Kaiser, welcher für Deutschland nicht mehr Nutzen brachte als das Kreuzzugsgelübde, für diese nichtigen Decorationen erhielt der König auf's neue die Anerkennung aller seiner Er-

oberungen: denn es ist klar, daß Graf Albert, in Holstein ringsum von dänischem Besitze umgeben, und von jeher mit Waldemar auf das festeste befreundet, auch unter dem Titel eines kaiserlichen Vasallen thatsächlich nur ein dänischer Beamter gewesen wäre. Also auf der einen Seite der fortgesetzte Besitz der deutschen Landschaften, auf der andern einige Versprechungen betreffend das Lehns- und Verfassungsrecht, welche Dänemark früher nie gehalten hatte, und jetzt genau so lange, wie es wollte, halten würde. Ein Verhältniß, nicht unähnlich, wie wenn heute die Großmächte zu der Einigung gelangten, der Dänenkönig solle Herrscher in Schleswig-Holstein bleiben, dieses aber eine etwas freiere Verfassung als 1852 oder 1855 erhalten.

Zu Deutschlands Glück war damals aber mit dem Vertrage vom 4. Juli die Sache nicht zu Ende. Wie bei demselben verabredet worden, kam im October Graf Albert von Holstein mit einer Anzahl dänischer Großen nach Blekede an der Elbe, um dort seinen König gegen die stipulirten Geldsummen auszutauschen. Was man daselbst weiter verhandelt hat, wissen wir nicht, sicher aber ist, daß beide Theile sich auf's neue überwarfen, der Graf das Geld in die Schiffe, die Deutschen den König in das Gefängniß zurückbrachten. Ein Glück für Deutschland, und zwar, wie ich meine, ein doppeltes Glück. Wir wissen, wie viel Deutschland durch jenen Vertrag verloren hätte. Und was etwa gewonnen worden, hätte man nicht der Kraft der Nation und des Rechtes, sondern einer Gewaltthat verdankt, welche zwar der Dänenkönig sattsam verwirkt hatte, die aber dem deutschen Namen niemals zur Ehre gereichen konnte. Jetzt war der schimpfliche Vertrag zerrissen, und es kam darauf an, was Deutschland im offenen Kampfe vermochte.

Gleich nach dem Bruche traten drei deutsche Fürsten zusammen, um ohne Rücksicht auf Kaiser oder Papst die Entscheidung des Schwertes zu suchen, der Graf von Schwerin, der Sohn des vertriebenen Adolf von Schauenburg, der neue Erzbischof von Bremen. In Holstein regte sich das Nationalgefühl in allen Schichten; mehrere Edelleute sandten Einladungen an den jungen Grafen Adolf, und wo dann im harten Winter 1224 das kleine Heer erschien, erhoben sich die Holsten in Masse, die Bürger der Städte, die Bauern der Marschen, in wenigen Wochen war die Hälfte des Landes befreit. Graf Albert wehrte dem Anfall wie er konnte; das Einzelne ist in der dürftigen Ueberlieferung nicht erkennbar; genug im Januar 1225 kam es bei Mölln zu dem entscheidenden Kampfe, der blutig und hartnäckig von Sonnenaufgang bis Niedergang gefochten wurde. Endlich brach Heinrich von Schwerin siegreich die feindlichen Reihen, und das Glück wollte ihm so wohl, daß er in das Gewölbe des väterlichen Schlosses zu dem Dänenkönige auch den gefangenen Grafen Albert hinüberführen konnte. Da rächte Gott, schrieb ein dankbarer Zeitgenosse, an dem Könige Waldemar, was er einst an dem alten Grafen gethan; wie er gemessen hatte, wurde ihm wieder gemessen. Waldemar's Herrschaft auf deutschem Boden war zu Ende. Lübeck übergab sich dem Reiche, Hamburg dem Grafen Adolf, überall wurden die Burgen Albert's gebrochen. Freilich, so hell der Tag der Freiheit über Holstein selbst jetzt auch leuchtete, so bedenklich schien draußen die Lage sich noch immer zu gestalten. Der König von Böhmen, Waldemar's Schwager, Otto von Lüneburg, des Königs Neffe, der Graf von Orlamünde, Albert's Bruder rührten sich heftig; der Markgraf von Brandenburg zeigte mehr Neigung zu Dänemark als zur deutschen

Sache, in der Ferne drohte die Ungnade des Kaisers und das Interdict des Papstes. Indessen die mannhaften Fürsten des Befreiungsbundes hielten fest, und im Laufe des Sommers bequemte sich Waldemar, um jeden Preis seine Entlastung zu unterhandeln. Jetzt war keine Rede mehr von einer leeren kaiserlichen Lehnshoheit oder einem Zuge zum heiligen Grabe: dafür unterzeichnete Waldemar die realen Forderungen des Nordhauser Vertrages, die Abtretung von Holstein und Schwerin, von Mecklenburg und Pommern an das deutsche Reich. Darauf wurde er am 21. December 1225 aus der Haft entlassen, nachdem er über zwei Jahre zu Schwerin in Banden gelegen hatte.

Indessen auch hiermit war der Triumph der deutschen Sache noch nicht vollständig, weil er noch nicht rein war. Die Frage lag nahe, ob sie zu Mölln auch dann gesiegt hätte, wenn der dänische Siegerkönig nicht durch hinterlistigen Ueberfall in deutschem Kerker entfernt gehalten worden? Wir haben es Waldemar zu danken, daß er die Antwort auf diese Frage geschafft hat. Um Ostern 1226 begann er neue Rüstung und brachte an Papst Honorius die Bitte, ihn von den durch Gewalt und Frevel erpreßten Eiden zu entbinden. Honorius entschied umgehend in hohem Wohlwollen, daß ein solcher Eid, dessen Inhalt unrechtlich, dessen Leistung erzwungen, dessen Empfänger selbst meineidig gewesen, in jeder Hinsicht unverbindlich sei. Er begleitete dieses Gutachten mit einem scharfen Drohbriefe an den Grafen von Schwerin, mit einer dringenden Mahnung an den Kaiser um Hülfe für Dänemark, mit einem Auftrage an den Bischof von Verden, die geistlichen Censuren gegen den Grafen zu verhängen. Gestützt auf solchen Rückhalt, mit dem Aufgebote seiner gesammten dänischen Macht, beschloß der König im Herbste 1226 die Feind-

seligkeiten zu eröffnen. Die nordalbingischen Fürsten aber blieben auch bei diesem Unwetter entschlossen bei dem einmal erhobenen deutschen Banner, und mit der gewachsenen Gefahr zeigte sich auch wachsende Verbreitung ihres tapfern Sinnes in den norddeutschen Landen. Auf der einen Seite trat der Herzog Albert von Sachsen, anhaltinischen Stammes, zu ihrem Bunde, auf der andern stellte Lübeck, jetzt als Reichsstadt anerkannt, seine streitbaren Männer unter dem Bürgermeister Alexander Soltwedel zu den fürstlichen Reisigen. Von den alten Zwistigkeiten über particulare Grenzen und Rechte war keine Rede mehr; auch Adolf bewilligte Lübeck die Reichsfreiheit, Sachsen die Lehnshoheit, Bremen die Schirmherrschaft über Dithmarschen. Auch von dem Gegner hatte Graf Adolf gelernt und rief zur Vertheidigung des heimathlichen Bodens nicht blos die ritterlichen Reisigen, sondern alle streitfähigen Männer Holsteins und Dithmarschens auf. Anfangs zwar zeigte sich noch einmal die kriegerische Stärke des Feindes. Ein Treffen bei Rendsburg wurde von den Dänen, wenngleich mit starkem Verluste, gewonnen, dann im Spätherbst Rendsburg erobert und im Januar 1227 Dithmarschen überwältigt. Im Frühling brach dann Waldemar mit altgewohnter Schnelligkeit südwärts vor, reihte die deutschen Bauern überall mit Gewalt in seine Schlachthaufen ein und begann darauf gleichzeitig die Belagerung von Itzehoe und von Segeberg. Jetzt aber nahmen auch die Deutschen alle Kraft zusammen. Neben den Lübeckern rückten die bewaffneten Bürger Hamburgs in die Reihen; zuerst wurde Itzehoe durch ein scharfes und glückliches Gefecht entsetzt, dadurch auch das feindliche Hauptheer zum Rückzug gegen die Eider hin genöthigt; und nun drang die vereinigte deutsche Macht unaufhaltsam zum letzten Entscheidungskampfe vor. Er

wurde am 22. Juli 1227 in der weiten sandigen* Ebene des Dorfes Bornhöved, wo später der Sitz des Holsteiner Landtages war, geschlagen. Den ersten Streich that, durch das Loos dazu bestimmt, der Erzbischof von Bremen; darauf dauerte das blutige Ringen Stunden lang, bis endlich die Dithmarschen, von dem Könige wider Willen zur Heerfahrt gezwungen und in die Nachhut gestellt, ihre Schilde umkehrten und den Dänen mörderisch in den Rücken fielen. Da war Alles zu Ende. Viertausend der Besiegten deckten das Schlachtfeld; drei dänische Bischöfe wurden gefangen, im letzten Getümmel verlor König Waldemar selbst ein Auge und wurde mit Mühe vor neuer Kerkerhaft hinweg gerettet. „So endete," sagt Usinger, „der letzte Versuch des Dänenkönigs, sich den deutschen Norden zu unterwerfen. Schmachvoll genug hatte einst das Reich alle die herrlichen deutschen Lande aufgegeben, war selbst bei passender Gelegenheit nicht bereit gewesen, sie wieder zu erwerben. Aber was der modernde Körper des Reiches nicht zu thun wagte, das vollbrachte hier Kraft und Einigkeit und Festigkeit der betheiligten Fürsten, Bürger und Bauern. Sie zeigten sich hier würdig und werth der selbstständigen politischen Macht, die jetzt an sie als ein Erbe des verfallenen Kaiserthums gekommen war."

Das geschah vor mehr als sechshundert Jahren. Seitdem hat die Welt freilich ihr Aussehen mehr als einmal verwandelt, aber unverändert sind die großen Grundverhältnisse der Völker und unverändert auch die Leidenschaften der Menschen und ihre Folgen geblieben. Damals siegte Dänemark, weil und so lange Deutschlands Bevölkerung ihres Nationalgefühles vergaß, und Deutsch-

---

* Dahlmann I., 390.

lands Machthaber lieber selbstsüchtige und Parteitendenzen als die nationalen Feinde verfolgten. Sechzig Jahre hindurch durfte Dänemark Schritt auf Schritt die deutschen Rechte beeinträchtigen; zweimal in dieser Zeit unterstützte und bekräftigte die deutsche Kaiserherrschaft selbst seine Usurpationen; unaufhörlich bot der Beherrscher Europas, der Papst, ihm seine Garantien, und zwei Menschenalter hindurch endigte jeder Versuch des Widerstandes mit ärgerer Unterdrückung. Und doch, wie gründlich hätte der sich getäuscht, welcher damals am endlichen Gelingen verzweifelt hätte. In unserer Nation blieb ein unverwüstlicher Kern. Bei dem ersten günstigen Anlasse brach er hervor; der Parteienhader schwieg, die Eifersucht der Stände trat zurück, im Bewußtsein des Rechtes bot man den überlegenen Gefahren kühn die Stirn und errang den glorreichsten Sieg. Als man sich selbst wiedergefunden, fand man auch das Gelingen nach außen wieder.

Die Briefe der Königin Marie Antoinette.

Bonn, 1865.

Die Briefe der Königin Marie Antoinette.

Bonn, 1865.

I.

Correspondance inédite de Marie-Antoinette publiée sur les documents originaux par le comte Paul Vogt d'Hunolstein. Paris 1864, Dentu.

Louis XVI, Marie-Antoinette et Madame Elisabeth. Lettres et documents inédits publiés par F. Feuillet de Conches. 2 Vols. Paris 1864, Plon.

Maria Theresia und Marie Antoinette. Ihr Briefwechsel während der Jahre 1770—1780. Herausgegeben von Alfred Ritter von Arneth. Paris Jung-Treuttel. Wien, Braumüller 1865.

Wer sich mit der Geschichte der französischen Revolution und ihren Quellen beschäftigt, weiß, daß schon im Jahre 1835 die Revue rétrospective unter andern werthvollen Beiträgen eine Anzahl Briefe der Königin Marie Antoinette aus dem Jahre 1791 publicirt hat, von denen auf Befehl Napoleon's im Jahre 1809 in Wien Abschriften genommen und seitdem im Pariser Reichsarchive aufbewahrt worden sind. An ihrer Authenticität war niemals ein Zweifel, mochte man auf ihre Provenienz oder auf ihren Inhalt sehen; hätte es noch einer sonstigen Bestätigung bedurft, so fand ich auch diese in den preußischen Gesandtschaftsberichten jener Jahre aus Wien, welche die wichtigeren jener Documente nach dem Datum ihrer Ankunft und den Hauptpunkten ihres Inhaltes, überall mit dem Abdrucke der Revue übereinstimmend, erwähnen. Die Persönlichkeit der Königin tritt in den Briefen

auf die bedeutendste Art hervor, klug, kräftig, besonnen, den höchsten Antheil einflößend. Für die geschichtliche Auffassung der größten Fragen jener Zeit, der Stellung des französischen Hofes zu den fremden Mächten und der Haltung Kaiser Leopold's gegen die Revolution, geben die Briefe ganz entscheidenden Aufschluß. Sie zeigen unwidersprechlich die völlige Unrichtigkeit der landläufigen Annahme, daß Ludwig und Antoinette ähnlich wie die Emigranten eine Invasion Frankreichs durch fremde Heere betrieben, daß Leopold der Urheber eines großen Angriffsbundes gegen Frankreich und damit Veranlasser des Revolutionskrieges gewesen. Es war nur zu charakteristisch für die Art der Fabrikarbeit, welche damals in Masse über die Geschichte der Revolution geliefert wurde, daß von jener Correspondenz in Frankreich fast Niemand Notiz nahm.

Wer die Briefe kannte, vernahm dagegen mit um so lebhafterem Interesse, daß Herr Feuillet de Conches mit Fleiß und Erfolg eine reiche Autographensammlung angelegt habe, in der auch die Correspondenz Ludwig XVI. und Marie Antoinette's auf das stattlichste vertreten sei. Jahr für Jahr wurde eine Veröffentlichung dieser Schätze erwartet; Goncourt in der Geschichte Antoinette's und neuerlich Lescure in dem Leben der Prinzeß Lamballe theilten sehr interessante Auszüge daraus mit; die Andeutung kam vor, daß in jener Sammlung die Geschichte der Revolution ein ganz neues Fundament erhalten würde. Um so größer war die Ueberraschung, als im vorigen Jahre ein ganzer Band von Briefen der Königin nicht durch Herrn Feuillet de Conches, sondern durch einen Dritten, den Grafen Hunolstein, veröffentlicht wurde. Der Titel sagte: Publiée sur les documents originaux; die Vorrede erwähnte, Antoinette habe häufig

mehrere Abschriften ihrer Briefe genommen, so daß es erklärlich sei, wenn jetzt derselbe Brief an mehreren Stellen zum Vorschein komme. Sonst fand sich der Herr Graf nicht bemüßigt, über die Erwerbung seiner Papiere Auskunft zu geben. Ein großer Theil des Bandes war angefüllt mit den durch die Revue bekannten Briefen; dazu kamen aber, mit dem Frühling 1770, also der officiellen Verlobung Antoinette's beginnend, eine Reihe von Zuschriften an die Kaiserin Maria Theresia, die Erzherzogin Marie Christine, den Kaiser Joseph, die Fürstin Lamballe, die Frau von Polignac, den österreichischen Gesandten, Grafen Mercy, sie alle des anmuthigsten Inhaltes, wie er einer so jugendlichen Prinzessin von lebhafter Auffassung, mäßiger Bildung und frischer Naivetät vortrefflich anstand. Ton und Haltung dieser Briefe waren allerdings von jenen der Revue sehr verschieden, doch schien dies durch die Länge des dazwischen liegenden Zeitraumes und die furchtbaren Eindrücke der Revolution vollkommen erklärlich. Der Erfolg der Publication war groß, die meisten Leser und Leserinnen entzückt und ergriffen. Irgend ein pedantischer Recensent erinnerte wohl, daß das Schweigen des Grafen über seine Quellen nicht erfreulich sei; auch seien einige Formalien nicht correct, die Unterschrift der Königin sei nicht Marie Antoinette gewesen wie hier, sondern nur Antoinette; die Erzherzogin Marie Christine sei in der Familie nicht wie hier Christine, sondern immer Marie genannt worden: indessen das sachliche Interesse der Briefe war zu erheblich, als daß solche kleine Ausstellungen hätten in das Gewicht fallen können.

Wenige Monate nachher erschien dann auch das Buch des Herrn Feuillet de Conches. Der Verfasser trat um ein bedeutendes gewichtiger auf. Ich gebe hier, beginnt seine Vorrede,

Briefe und Documente, die ich zwanzig Jahre hindurch in den Archiven Frankreichs, Oesterreichs, Rußlands und Schwedens gesammelt habe; Archive alter Familien sind mir zu Hülfe gekommen, persönliche Erwerbungen haben die Sammlung vervollständigt. Der Verfasser klagt über die Masse der erdichteten Documente, die aus jener Zeit im Umlaufe sind, und betont nachdrücklich, daß es nur einen Beweis der Aechtheit giebt, das Autograph. Im Buche selbst erscheinen zuerst einige der schon durch Hunolstein bekannt gewordenen Briefe, hier und da mit berichtigtem Datum und auch mit einem nach der Originalhandschrift gereinigtem Texte. Dazwischen stehen kurze Briefe Ludwig's XVI., zwei Briefreihen der Madame Elisabeth, einige bisher unbekannte Zuschriften der Königin; mehrere Staatsmänner, Minister, Diplomaten sind vertreten, auch die Briefe der Revue rétrospective fehlen nicht. Die beiden bis jetzt vorliegenden Bände reichen bis October 1791. Bei einer großen Anzahl der Briefe ist die Provenienz im Einzelnen angegeben, z. B. bei der Correspondenz der Prinzeß Elisabeth; bei einer größeren aber müssen wir uns auch hier mit der allgemeinen Versicherung der Vorrede begnügen, ohne zu erfahren, ob die citirten Archive Herrn Feuillet de Conches die autographen Originale für seine Sammlung mit gesetzwidriger Freigebigkeit geschenkt haben, oder warum derselbe, wenn er nur Abschrift genommen, unter den ihm vorliegenden archivalischen Schätzen sich auf die Copie so weniger und so wenig bedeutender Stücke beschränkt hat. Denn daß die geschichtliche Erkenntniß jener Zeit durch diese neue Publication erheblich bereichert worden wäre, könnte man in keiner Hinsicht behaupten. Daß Ludwig XVI. nach seiner Thronbesteigung die Dubarry fortgeschickt und neue Minister angestellt habe, wußte man auch bisher;

über die Motive und die Personen, die ihn bei der Auswahl der letztern geleitet, sagen auch die hier gedruckten Briefe nichts Neues. Aus dem Halsbandproceß lehrt ein Brief Ludwig's, daß er dem Cardinal Rohan gezürnt, ein Brief Antoinette's, daß sie über das Urtheil des Parlaments betrübt gewesen. Daß über Calonne und die Notabeln von 1787 das Pariser Reichsarchiv eine Menge wichtiger Briefe und Denkschriften bewahrt, wissen wir seit 1846 aus Ranke's trefflicher Arbeit über die Notabeln (Schmidt, Zeitschrift für Geschichte, Band V); Herr Feuillet de Conches hat davon nichts aufgetrieben, als einige sehr gleichgültige Zuschriften Ludwig's an Calonne und den Siegelbewahrer. Ueber das Ende des Ministerium Brienne's und die Wiederberufung Necker's verbreitet sich in eingehender Weise eine Reihe von Briefen der Königin, Mercy's, Brienne's; sie wären an sich lehrreich und wichtig, hätte nicht schon ein gleichzeitiger Autor, Soulavie, den Inhalt derselben aus Brienne's Papieren bekannt gemacht. Etwas besser als in diesen Beispielen aus der Geschichte des alten Regime verhält es sich dann weiter in den ersten Jahren der Revolution; aber wer, wie nach seiner Angabe Herr Feuillet de Conches, zu den Archiven von Petersburg, Wien und Paris Zutritt hatte, wäre verpflichtet gewesen, nicht mit so dürftigen Brosamen hervorzutreten.

Indessen folgte auf Feuillet's Buch sehr bald das Arneth'sche, und wer es gelesen, fand sich sofort zu noch ganz andern Reflexionen über die beiden französischen Sammlungen veranlaßt. Arneth giebt, wie es dem wissenschaftlichen Herausgeber geziemt, die genaueste Auskunft über den Bestand seiner Documente. Dieselben beruhen sämmtlich im Wiener Archive, die Briefe Antoinette's im Originale, jene Maria Theresia's in Abschriften, die

von dem Secretär der Kaiserin jedes Mal vor der Absendung des Briefes angefertigt worden sind. Leider sind einige Nummern der Reihe verloren, einige wegen des höchst intimen Inhaltes nicht abgedruckt worden; von den veröffentlichten Briefen ist der erste von Antoinette wenige Wochen nach ihrer Hochzeit, der letzte von der Kaiserin wenige Wochen vor ihrem Tode geschrieben.

Vergleicht man die Sammlung mit den beiden französischen, so zeigt sich zuerst, daß Arneth aus den Jahren 1770 bis 1780 zweiundneunzig Briefe Antoinette's mittheilt, dagegen aus derselben Zeit Hunolstein fünfundvierzig und Feuillet einundzwanzig. Es zeigt sich weiter, daß aus der deutschen Sammlung nur ein einziger Brief in den französischen vorkommt, die übrigen einundneunzig den französischen Herausgebern ebenso unbekannt waren, wie dem Wiener Archive die etwa fünfzig anderen Briefe der Herren von Hunolstein und Feuillet. Es wird ferner schon aus einer raschen Lectüre einerseits klar, daß die neunzig Briefe der deutschen Sammlung vom ersten bis zum letzten ein und dasselbe Gepräge, eine und dieselbe Denk- und Redeweise der Verfasserin zeigen; es wird auf der andern Seite nicht minder klar, daß die fünfzig den beiden Franzosen eigenthümlichen Briefe ebenso unverkennbar von einem und demselben Autor herrühren, von einer und derselben Hand, man möchte sagen, mit derselben Feder niedergeschrieben sind; endlich aber wird es nur zu schnell gewiß, daß diese Hand nimmermehr die Hand der Königin Marie Antoinette gewesen ist. Der Gegensatz ist so evident, so grell, daß er allein hinreichen würde, gegen die Aechtheit der in Paris gedruckten Briefe die schwersten Bedenken zu erwecken. Herrn Arneth scheint die Sache so deutlich zu sein, daß er kein Wort zum nähern Erweise für nöthig erachtet hat. Und doch, sollte

man es für möglich halten, alle die Originale des Herrn Grafen Vogt von Hunolstein, alle die Autographen der berühmten Sammlung des Herrn Feuillet de Conches, sie alle sollten das Werk eines Fälschers sein? Sollte es wirklich keine Möglichkeit geben, die Briefe beider Gattungen miteinander zu verbinden? nicht wenigstens einige der französischen Stücke als echt zu erretten?

Versuchen wir, uns das Verhältniß im Einzelnen klar zu machen. Ein Moment von entscheidender Wichtigkeit in dem Lebensgange Antoinette's war, wie sich versteht, der Tod Ludwig's XV., die Thronbesteigung ihres Gemahls, 10. Mai 1774. Hunolstein hat denn nicht weniger als acht Briefe vom 30. April bis zum 18. Mai, worin Antoinette von jeder Wendung der Krankheit, von den nähern Umständen des Todes, von den ersten Augenblicken ihres königlichen Daseins mit fliegender Feder abwechselnd der Mutter und den Geschwistern Bericht erstattet. Es sind meistens kurze Zettel, die in der höchsten Aufregung die Notizen der betreffenden Stunde hinwerfen, dazwischen leidenschaftliche Ausrufe des Schmerzes, der kindlichen Liebe, des Schreckens vor der neuen Regierungslast, der Sehnsucht nach Hülfe und Berathung. Die ganze Familie, schreibt sie am 30. April, ist von Schauder erfüllt, ich bin krank davon, der Dauphin starr vor Furcht. Das Uebel wird schlimmer, heißt es am 5. Mai, möge Gott uns helfen, ich küsse ehrfürchtig Ihre Hand und empfehle uns alle Ihren Gebeten. Am 8. beschreibt sie, wie man dem Könige das Sacrament gebracht, unter Assistenz der königlichen Familie, des ganzen Hofes und der Minister, dann allgemeines sprachloses Weinen, man betrachtet sich der eine den andern, ohne sich zu erblicken. Den 10.: Gott sei mit uns, der König ist um Mittag gestorben, nachdem er gestern die letzte

Oelung mit herrlicher Frömmigkeit empfangen: was soll aus uns werden, der Dauphin und ich wir sind erschreckt, so jung zu regieren. Am 11. bittet sie ihren Bruder Joseph, mit gefaltenen Händen, ihr seine Erfahrung als Führerin dienen zu lassen beim Eintritte in diese klippenerfüllte Zukunft. Gleichzeitig klagt sie der Mutter die völlige Unerfahrenheit des Dauphins, der jetzt zwar etwas Haltung gewonnen habe, aber immer wieder zu ihr komme, um mit ihr zu weinen; sie recapitulirt dann die Krankheitsgeschichte Ludwig's XV., bedauert ihn, der die ärgste Todesfurcht gehabt, daß er bis zum letzten Moment das Bewußtsein behalten; sie selbst hat übrigens große Angst vor den Pocken und drängt den Gemahl wiederholt, sich impfen zu lassen; endlich beklagt sie sich etwas über das Schweigen des Königs, der sich auf ihre Andeutungen über die Wiederanstellung Choiseul's nicht recht einlassen wolle. Den 13.: die Dubarry ist für einige Zeit in ein Kloster gesteckt; sie war schlecht aber nicht boshaft, ihre Familie ist niederträchtiger als sie selbst; es regnet bereits Denkschriften der großen Politiker über die Rettung des Staates — dann schließt sie: liebe Schwester, warum machst du nicht eine kleine Reise hierher; mein Gott, ich Königin und so jung, es ist ganz entsetzlich. Und in ganz ähnlicher Weise plaudert sie den 18. über eine Erkrankung der Tanten, über die trefflichen Gesinnungen ihres Gemahls.

Mit dem allen vergleiche man nun bei Arneth den Brief an die Kaiserin vom 14. Mai. „Mercy wird Ihnen die Einzelnheiten unseres Unglückes mitgetheilt haben;“ so beginnt sie, nur auf Mercy, nicht auf eigene frühere Zuschriften nimmt sie Bezug; „glücklicher Weise war der König seiner bewußt bis zum letzten Moment und sein Ende sehr erbaulich. Der neue König

scheint die Liebe seines Volkes zu besitzen: er hat 200,000 Francs unter die Armen vertheilen lassen; seit dem Todesfall arbeitet er und correspondirt er unaufhörlich. Gewiß, er ist sparsam und wünscht sein Volk glücklich zu machen. Ueberall zeigt er Trieb und Bedürfniß zu lernen, Gott wird seinen guten Willen segnen." Dann erwähnt sie kurz, daß man „die Creatur" und alles was diesen scandalösen Namen trägt, fortgeschickt habe; sie werde jetzt oft aufgefordert, den König zur Milde gegen sie zu ermahnen; sie sei auch geneigt dazu, aber diese Ideenreihe bringe sie auf Esterhazy, — und nun folgt eine lange Erörterung zu Gunsten dieses Ungarn, der die Kaiserin erzürnt hatte. Nach einer raschen Erwähnung der Tante Adelaide redet sie wieder von Wiener Bekannten und erzählt, daß sie mit Vergnügen einen Lothringer zu ihrem Almosenier ernannt habe. Sie schließt mit einem Satze warmen Dankes an die Mutter, die ihr diese glänzende Lebensstellung verschafft habe. Der junge König fügt eine kurze Nachschrift hinzu, spricht seine Anhänglichkeit aus, möchte sehr gern in diesen ersten sorgenvollen Augenblicken ihren Rath haben, dankt ihr für ihre Tochter, mit der er so zufrieden ist, wie man sein kann. Antoinette wieder entschuldigt, daß er nicht einen besonderen Brief geschrieben, er habe aber so viel zu thun und sei sehr schüchtern; sein Schlußwort zeige, daß er bei aller Zärtlichkeit sie nicht durch fade Complimente verderbe.

Nimmt man hierzu noch die Entgegnung der Kaiserin vom 30. Mai, worin sie den eben excerpirten Brief in allen Theilen Satz für Satz beantwortet und dabei ganz ausdrücklich bemerkt, daß man sonst seit dem 10. in Wien keine Nachricht vom französischen Hofe erhalten hätte: so wird es keines weiteren Beweises bedürfen, daß die ganze Reihe der Hunolstein'schen Schreiben

vom 30. April bis zum 18. Mai niemals existirt hat, daß sie vom ersten bis zum letzten Worte erfunden ist. Es ist nicht nöthig, die einzelnen Irrthümer des Fälschers aufzuzählen — die Begleitung des Sacramentes durch die königliche Familie, das milde Urtheil Antoinette's über die Dubarry, ihr Bedauern über die Todesfurcht Ludwig's XV., ihr Drängen auf die Impfung Ludwig's XVI. (während die Mutter sie am 1. Juni beglückwünscht, daß sie zu dem mißlichen Schritte nicht mitgewirkt habe), — all dessen bedarf es nicht mehr bei der urkundlichen Gewißheit, daß Antoinette im Mai nur den einen Brief vom 14. an ihre Familie abgeschickt hat.

Acht Erfindungen, acht Fälschungen auf einen Zug. Und gleich hier ist die Bemerkung zu wiederholen: der Styl dieser Pseudo-Antoinette ist ganz und gar derselbe in all den fünfzig Briefen der beiden französischen Herausgeber, und ganz und gar verschieden von dem der Wiener Sammlung.

Doch setzen wir die Vergleichung im Einzelnen fort.

Im Jahre 1771 ist es ein stets wiederkehrendes Thema bei Maria Theresia, daß die Tochter nicht freundlich und höflich genug gegen die Dubarry sei. Antoinette hat letztere gleich im ersten Briefe bei Arneth la créature la plus sotte et la plus impertinente du monde genannt und zeigt ihr mit Zustimmung des Dauphins schweigende und kühle Höflichkeit. Die Kaiserin fürchtet davon die schlimmsten Folgen und mahnt, Antoinette solle sich nicht in solchem Grade durch die Tanten Adelaide, Victoire und Sophie beeinflussen lassen. Nach mehrfachem Hin- und Herschreiben erklärt die Dauphine endlich, sie sei zwar intim befreundet mit den Tanten, lasse sich aber in Ehrensachen doch von Niemand bestimmen. Juli bis November 1771.

Was soll man nun sagen, wenn diesen Thatsachen gegenüber die Hunolstein'sche Antoinette am 7. December 1771 der Mutter schreibt, der König sei sehr gütig gegen sie, über die Stimmung der Tanten, die bald demonstrativ, bald spöttisch und kalt sich zeigen, habe sie sich noch keine Rechenschaft gegeben, vielleicht beurtheile sie sie falsch. Ueber Madame Dubarry habe sie der Mutter noch nie Erwähnung gethan; je me suis tenue devant la faiblesse avec toute la réserve que vous m'aviez récommandée. Auf allen Punkten steht Hunolstein's Antoinette in flagrantem Widerspruche zu der echten. Der Briefsteller hat ohne Zweifel der prüden Maria Theresia jene Herablassung zur Dubarry nicht zugetraut, trotz der frühern Correspondenz mit der Pompadour; und was die Tanten betrifft, so giebt der Brief ein Bild ihres Benehmens, wie man es aus der Erzählung der Frau von Campan zum Jahre 1770 vielleicht sich entwerfen könnte.

Nicht richtiger als das Verhältniß zur Dubarry und den Tanten ist jenes zur Prinzeß Elisabeth behandelt. Eine lange Erzählung über dieselbe giebt ein angeblicher Brief der Königin, bei Hunolstein vom 16. August 1775, bei Feuillet vom 16. April 1778; so sei er, bemerkt der genaue Herausgeber, im Autograph datirt. Die Königin erzählt darin ausführlich von dem heftigen und rauhen Charakter ihrer Schwägerin Elisabeth; nach einiger pädagogischen Bearbeitung sei derselbe plötzlich umgeschlagen, nach der Heirath der Prinzeß Clotilde; seitdem sei Elisabeth im stärksten religiösen Eifer und wolle Nonne werden; der König aber wolle davon nichts hören, so habe sie, die Königin, ihn auf den Gedanken gebracht, der Prinzeß vor der gewöhnlichen Zeit einen besondern Hausstand einzurichten, um sie auf andere Gedanken zu bringen, und für Ludwig sei das einleuchtend gewesen.

Diese lebhaft vorgetragene Geschichte kann nun zunächst nicht im Sommer 1775 geschehen sein. Am 14. Juli schreibt nämlich die Königin ihrer Mutter, daß sie von dem weichen Gefühle Elisabeth's entzückt sei. Nach Clotildens Abreise, 28. August, ist Elisabeth aus Kummer über den Abschied krank geworden, und die Königin hat sie so lieb gewonnen, daß sie sich zu sehr an sie zu attachiren fürchtet, während sie doch in Elisabeth's Interesse eine frühe Verheirathung wünschen muß; es ist dann auch Rede von einer Verlobung nach Portugal, obwohl Elisabeth erst elf Jahre alt ist. In die Reihe dieser Daten paßt Hunolstein's Brief schlechterdings nicht hinein. Wir kommen also auf Feuillet's Autograph, auf April 1778. Aber auch dort ist der Brief ebenso unmöglich, wie drei Jahre zuvor. Die Königin schreibt an die Mutter am 25. März und am 19. April, und die Antwort Maria Theresia's zeigt unwiderleglich, daß kein drittes Schreiben vom 16. ihr zugekommen ist. Dagegen erwähnt die Königin am 5. Mai den Plan, der jungen Prinzeß einen besondern Hausstand zu geben, aber nicht wie die Pseudo-Antoinette als Gegengift gegen Klostergedanken, sondern wegen der Schwangerschaft der Königin und der Unmöglichkeit, Elisabeth's Erziehung mit der des erwarteten Königskindes zu verbinden.

Selbst mit diesem Kinde steht die königliche Mutter bei Hunolstein auf ganz anderem Fuße, als bei Arneth. Bei jenem schreibt sie am 14. April 1779, daß sie mit dem Könige, Elisabeth und den Schwägerinnen in Trianon mitten unter den prächtigsten Blumen eingerichtet sei; nach ihrer Qualität als Mutter halte sie ihre Tochter für das schönste Kind in Frankreich; der König sei derselben Ansicht und behaupte, die Kleine habe ihm schon einmal zugelächelt; moi je trouve qu'elle ne fait

encore que la moue mais une moue si gentille. Das anmuthige Bild hat leider keinen realen Bestand. Die wirkliche Antoinette siedelte im Laufe des April nach Trianon über, weil sie an den Rötheln erkrankt war und deshalb für drei Wochen von dem Könige, der die Krankheit noch nicht gehabt hatte, getrennt sein mußte. Mit der Tochter wohnte sie dann noch am 15. Mai nicht zusammen, sie vielmehr in Marly, das Kind in Versailles, doch durfte sie es damals wieder ab und zu besuchen.

Diese Beispiele sämmtlich lassen, wie man sieht, weder Zweifel noch Widerspruch zu. Es fragt sich, wie weit wir aus ihnen auf den Werth der übrigen Stücke schließen dürfen: in dieser Hinsicht fügen wir einige weitere Bemerkungen hinzu. Am 27. Juli 1770, bei Feuillet, meldet Antoinette der Schwester, daß sie eben im Begriffe sei, nach Compiegne überzusiedeln; in Wirklichkeit war diese Uebersiedelung schon am 18. geschehen. Hunolstein setzt den Brief zu 1773, damals aber war der Hof schon seit dem 17. in Compiegne, und der sonstige Inhalt des Briefes zeigt deutlich, daß der Urheber die Verhältnisse der früheren Zeit vor Augen gehabt hat. Wenn dann der chronologische Fehler weiter in einem Schreiben vom 28. August 1770 festgehalten wird, und Antoinette nochmals bemerkt, sie sei seit Ende Juli in Compiegne, so erkennt man auf's neue, wie die Fabrication dieser Briefe planmäßig und von einer Hand betrieben worden ist. Man nimmt es weiter wahr an einigen Lieblingsthemen, die unaufhörlich wiederkehren, während sie in der echten Correspondenz schlechterdings keine Erwähnung finden. Fort und fort klagt in den Pariser Sammlungen Antoinette über die Lästigkeit der Etikette und ferner über die Wahrnehmung, daß sie in der königlichen Familie nicht als Französin, sondern als Fremde betrachtet

werde. Wie die Verhältnisse lagen, kann man nicht die sachliche Unmöglichkeit solcher Aeußerungen behaupten: immer wird man einräumen, daß es ein wunderlicher Zufall ist, der in der Pariser Sammlung nicht blos die im Wiener Archive nicht vorhandenen Briefe, sondern auch die dort nicht vorkommenden Gedanken zu Haufen gebracht hat. Während in den echten Briefen, dem vertraulichen Verhältnisse einer Familiencorrespondenz entsprechend, stets die kleinen oder großen Vorkommnisse der letzten Tage erwähnt werden, stets das concrete, zuweilen sehr vertrauliche Detail, bald unbekannte und interessante, bald unbedeutende und für dritte Personen ganz gleichgültige Einzelnheiten, sind die Pariser Briefe durchweg pikant, wirken durch den Contrast zwischen der officiellen Stellung Antoinette's und der oft soubrettenhaften Naivetät ihrer Aeußerungen, aber lehren uns dafür sehr wenige Specialien, die nicht schon aus den Memoiren der Frau von Campan längst bekannt wären. Ja nicht selten ist nach der Form des Ausdruckes geradezu die Entlehnung aus diesem Buche unverkennbar, indem die Campan die betreffende Sache mit zutreffendem Ausdrucke und in richtigem Zusammenhange erzählt und der Briefsteller sie in schlechterer Form, an falscher Stelle, mit offenbarem Mißverständniß wiederholt. Man vergleiche z. B. bei Hunolstein den Brief vom 14. Februar 1771, wo die Erwähnung Metastasio's und die Schilderung der drei Tanten ganz mit Campan S. 21, 28, 29, 41, 58 zusammentrifft, und die kurzen Sätze über Tante Sophie schlechterdings erst verständlich werden, wenn man die Angaben der Campan, aus denen sie abgekürzt sind, hinzunimmt. Weiter giebt Hunolstein neun Briefe an die Erzherzogin Maria Christine, August 1772 bis April 1774, unmittelbar vorausgehend jenen fingirten Schreiben über den Tod

Ludwig's XV. Alle neun sind mit kleinen Mädchenplaudereien erfüllt, Klagen über die Etikette, über das monotone Leben (die echte Antoinette sagt freilich 26. October 1772: quoique le temps soit fort rempli ici, je lis au moins un peu tous les jours) und einzelnen Hofgeschichten und Personalnotizen. Diese Specialien sämmtlich sind im dritten Capitel der Campan anzutreffen, die Schilderung Clotildens und Elisabeth's, die lange Nase des Grafen Artois, die gemeinsamen Mahlzeiten und das Privattheater der Prinzen. Zwei weitere Briefe an Christine besprechen 1777 den Besuch Kaiser Joseph's II. in Versailles: kaum ein Satz findet sich darin, dessen Quelle nicht in den Memoiren, Capitel acht, nachzuweisen wäre. Die Campan erzählt S. 185, beim Besuche der Oper habe Joseph im Fond der Loge unsichtbar bleiben wollen, die Königin aber ihn mit einiger Gewalt an die Brüstung geführt und dem Publikum gezeigt, dies habe gejubelt und ähnlich wie bei einem früheren Anlasse einen Chor da capo begehrt, der im Drama die Königin verherrlicht. Der Briefsteller macht daraus die Erzählung: der Kaiser drückte sich in den Fond, aber bei einem morceau décisif zog ich ihn hervor und bewirkte damit den größten Applaus. Die Umdeutung des Originals ist klar. Der Briefsteller meldet weiter am 19. Mai: Joseph zeigt großes Wohlwollen für Elisabeth, qui est maintenant charmante de caractère et fort grandie; die Campan sagt: Joseph zeigte Interesse für Prinzeß Elisabeth, qui sortait alors de l'enfance et avait toute la fraîcheur de cet âge. Der Briefsteller erzählt: ich muß mich dem Gebrauche des öffentlichen Mittagsessens unterwerfen, der mir schrecklich ist — die Campan erwähnt S. 101, der Gebrauch des öffentlichen Mittagsessens sei Antoinetten sehr zuwider gewesen, doch habe sie

sich ihm unterworfen. Den Zusatz der Campan: so lange sie Dauphine gewesen, hat der Fälscher übersehen; dafür aber aus Campan S. 72 die Bemerkung angereiht, daß sie die Familiensoupers mit der größten Ausdauer aufrecht erhalte. Dann kommt er wieder auf Tante Adelaide: ich finde mich in dem Argwohne bestärkt, daß sie mir den Verlust der ersten Stelle am Hofe nicht verzeiht, den sie durch meine Ankunft erlitten — eine Wahrnehmung, die bei der Campan S. 72 mit Bezug auf die erste Zeit der Dauphine, 1770, ebenso natürlich erscheint, wie sie sieben Jahre später bei der Königin undenkbar ist. Nach einer inhaltsleeren Notiz über Tante Victoria und Monsieur folgt dann ohne irgend einen Uebergang zwischen zwei Gedankenstrichen der Satz: Non, mais taisez-vous, voilà ma reponse, mais tout maintenant fait espérer le contraire. Es ist der einzige Satz in den Pariser Sammlungen, der sich auf die Aussichten Antoinette's Mutter zu werden bezieht, und man wird einräumen, daß er bei weitem mehr im Geschmacke moderner Leserinnen gedacht ist, als in der echten Correspondenz die zahlreichen, unverblümten, völlig geschäftsmäßigen Besprechungen desselben Gegenstandes (z. B. 15. November 1771: il m'aime beaucoup et finira tout lorsqu'il aura moins d'embarras u. dgl. m.). Endlich bringt der Brief eine Erörterung über das beliebte Thema der lästigen Etikette. L'étiquette extérieure, soll Antoinette geschrieben haben, est souvent bien génante, mais le roy veut que je m'y conforme par dignité, et cela se comprend: c'est l'étiquette de la chambre et toute intérieure qui m'est odieuse, il y a des détails qui m'obsèdent, si je vous voyais, j'aurais long à vous dire là dessus. Man kann ungefähr errathen, was unter den Worten étiquette extérieure oder in-

térieure verstanden werden soll; eine ganz andere Frage aber ist, ob man einen so schielenden und schlechterdings nicht technischen Ausdruck der Königin selbst zutrauen darf? Und nun vollends die abscheulichen Details, die sie nicht schreiben mag, und höchstens in vertraulichem Gespräche mittheilen würde: solche für eine Frau nicht wohl zu erörternde Dinge kommen bei den noch so lästigen Regeln der Etikette nicht vor, höchstens bei einem Wochenbette, wovon hier ja, wie wir eben sahen, die Rede nicht sein soll. Die Memoiren der Campan lösen auch diese Schwierigkeiten. Sie erzählt die berühmte Geschichte von dem Hemde, welches die Königin anziehen soll und frierend eine Viertelstunde erwarten muß, weil immer eine neue höhere Hofcharge eintritt, die das Recht in Anspruch nimmt, das Hemd der Königin zu überreichen. Dies ist das Detail qui m'obsède, und das moderne Publikum, für welches der Briefsteller arbeitet, findet es natürlich anmuthiger, daß die Königin ihre Hemdennoth nicht schriftlich erörtert. Die Campan bemerkt weiter (Memoiren I, 99): en parlant d'étiquette je ne veux pas désigner cet ordre majestueux établi dans toutes les cours pour les jours de cérémonies, je parle de cette règle minutieuse qui poursuivait nos rois dans leur intérieur le plus secret. Dies ist verständig und verständlich; es ist das untadelhafte Original, nach dem der Briefsteller seinen Satz von der étiquette extérieure und der étiquette toute intérieure gebildet hat.

Es wäre leicht, die Zahl dieser Beispiele zu vermehren — aus der Campan ist die Klage über das regner si jeune, 10. Mai 1774, über die Bezeichnung Trianons als Klein-Wien, 8. October 1775, die Anrede an die Tochter nach deren Geburt, Ende December 1778, das Lied der Poissarden über den Dauphin,

21. November 1781 — doch ich breche ab, um den Leser nicht durch weitere Beweise einer an sich evidenten Thatsache zu ermüden. Wir haben bemerkt, daß von reichlich einem Viertel der hier in Betracht kommenden Briefe die Unechtheit mit zwingenden Gründen zu erweisen ist. Diese Stücke reichen durch den ganzen Zeitraum, um den es sich handelt; sie enthalten Zuschriften an alle Mitglieder der kaiserlichen Familie, mit denen die Königin überhaupt in den Pariser Sammlungen verkehrt; und auf das genaueste stimmen die andern Nummern jeder dieser Correspondenzen in Ton und Ausdrucksweise mit den erwiesenen Fälschungen überein. Auf der andern Seite aber ist die Antoinette der Arneth'schen Briefe eine völlig andere als die der Hunolstein'schen und Feuillet'schen. Jene ist ruhiger, vornehmer, wenn man will trockner in der Art ihrer Mittheilungen, dafür aber gehalten, besonnen und in der zärtlichen Ehrfurcht gegen die Mutter höchst liebenswürdig. Man erfährt von ihr viele unerhebliche Einzelnheiten, aber gelegentlich wichtige und lehrreiche Thatsachen, wie z. B. ihre Betheiligung an der Diplomatie von 1778, ihre Abneigung gegen Turgot, ihren Zorn auf die englische Verfassung. Dagegen ist die Antoinette der Pariser Sammlungen amusant, kokett, nachlässig graziös; hundertmal meint man die Conversation einer vornehmen Dame in einem modernen Pariser Lustspiele allerdings von etwas niedriger Gattung zu vernehmen; im Inhalte ihrer Mittheilungen beschränkt sie sich auf die bekanntesten Dinge und nimmt es nicht immer genau mit Styl und Chronologie. Auch wo nach der Unzulänglichkeit unseres Materiales positive Einzelnbeweise der Unechtheit fehlen, entscheidet der Gesammtcharakter dieser Haltung. Die Briefe der Königin vor der Revolutionszeit, wie sie bei Hunolstein und Feuillet stehen, sind aus

den beglaubigten Materialien der Geschichte sämmtlich auszuscheiden.

Es bedarf nicht erst der Bemerkung, daß wir Herrn Feuillet de Conches beipflichten, wenn er bei jeder Streitfrage über die Echtheit eines Actenstückes das höchste Gewicht auf die Vorzeigung des Autographs legt, und daß wir von seinem besten Glauben an seine Autographensammlung vollständig überzeugt sind. Aber er ist nicht der erste Sammler, dessen Eifer das Opfer eines Betrügers geworden ist, und der Fälscher, der ihn getäuscht hat, ist keineswegs ein Stümper gewesen. Freilich mit der historischen Kenntniß, auf die er sein Werk gebaut, hat er es sich leicht gemacht; außer der Campan hat er höchstens eines oder das andere der gleichzeitigen Tagesblätter zu Rath gezogen und dann nach der hier geschöpften Vorstellung der jungen, unerfahrenen, lebenslustigen Königin geschrieben. Aber trefflich hat er es verstanden, diese Maske nach allen Seiten, in den Briefen an Mutter, Schwester, Bruder, Freundin, festzuhalten, und, was immerhin ein literarisches Verdienst ist, er hat es verstanden, unter dieser Maske das Wohlgefallen seines Publikums und vor allem das Herz der Herren von Hunolstein und Feuillet de Conches zu gewinnen.

II.

Lettres de la Reine Marie-Antoinette à la landgrave Louise de Hesse-Darmstadt (publiées par M. le comte de Reiset). Paris 1865, Henri Plon.

Louis XVI, Marie-Antoinette et Madame Elisabeth. Lettres et documents inédits, publiés par F. Feuillet de Conches. Tome III. Paris 1865, Henri Plon.

In der vorstehenden Abhandlung besprach ich die Briefe der Königin Maria Antoinette, welche neuerlich von den Herren Graf von Hunolstein, Feuillet de Conches und Alfred von Arneth herausgegeben worden sind, und kam zu dem Ergebniß, daß die in den beiden Pariser Sammlungen enthaltenen Briefe der Königin aus den Jahren 1770 bis 1789 zum größten Theile unecht, daß sie ein Erzeugniß des neuerlich hoch entwickelten schwindlerischen Autographenhandels sind. Nach dem Erscheinen des Arneth'schen Buches bedurfte es keiner besondern Anstrengung zu der Feststellung dieses Sachverhaltes: ich konnte mich begnügen, ohne vollständige Erörterung aller Details die entscheidenden Hauptpunkte in möglichster Kürze zu berichten, und dachte wenig daran, daß diese Recension weitere Beachtung als hundert ähnliche, noch weniger aber, ich gestehe es, daß sie ernstlichen Widerspruch finden würde.

Indessen sind vertraute Briefe Marie Antoinette's ein Ge-

genstand lebhaften Interesses für die ganze gebildete Welt. Die zuerst erschienene jener Sammlungen, die Hunolsteinsche, erlebte, wie ich höre, drei Auflagen rasch nach einander, von dem ersten Bande der Feuillet'schen wurde, nach der Angabe des Herausgebers, noch vor dem Erscheinen des dritten ein neuer Abdruck nöthig; in den Pariser Salons, sagt Geffroy, schlürfte man die geistreichen Wendungen der Königin, und die Presse von halb Europa beschäftigte sich mit ihrem reizenden und spannenden Inhalte. Es war hiernach begreiflich, daß auch von meinem Einspruche weitere Kreise Notiz nahmen, als sie sonst kritischen Untersuchungen dieser Art zu Theil zu werden pflegt, und daß namentlich das literarische Publikum in Paris, zum Theil in lebhafter Erörterung, mein Urtheil besprach. Was die zunächst Betheiligten, die Herren von Hunolstein und Feuillet de Conches, anging, so kann es nicht Wunder nehmen, daß sie sich sträubten, ihre Schätze als werthlos anzuerkennen. Sehr verschieden aber waren die Schritte, zu welchen der eine und der andere sich veranlaßt fand.

Ende September nahm ich in München an einer Sitzung der historischen Commission der dortigen Akademie der Wissenschaften Theil. Es traf sich, daß gerade damals auch Herr Graf von Hunolstein in München verweilte. Kaum hatte er von meiner Anwesenheit vernommen, als er, so wenig Freude ihm mein Aufsatz hatte machen können, mich mit seinem Besuche beehrte, um mit vollster Loyalität mir auszusprechen, daß er zwar auch jetzt noch den Glauben an die Echtheit seiner Briefe festhalte, vor allem aber in der jetzigen Sachlage eine völlig abschließende Prüfung herbeizuführen wünsche; er habe sich also entschlossen, zu diesem Behufe seine Autographen zunächst in Paris und dann in Deutschland, und insbesondere in Wien zu allgemeiner Einsicht vorzu-

legen, und bringe sie in gleichem Sinne auch mir zu näherer Betrachtung mit.

Es ist nicht möglich, bei einer Discussion dieser Art sich offener und unbefangener zu verhalten, als es hier durch Herrn Grafen von Hunolstein geschehen ist. Nicht zu häufig wird man einen enthusiastischen Sammler finden, welcher den angefochtenen Gegenstand selbst der zweifelnden Prüfung vorlegt und jeden persönlichen Wunsch dem reinen Interesse der Wahrheit schlechthin unterordnet. Das Ergebniß unserer Betrachtung werde ich nachher im Einzelnen mittheilen und beschränke mich hier auf die Bemerkung, daß die Handschrift der Königin in all diesen Papieren sehr geschickt nachgeahmt worden — Marie Antoinette selbst sagt übrigens schon 1790, ihre Schrift sei sehr leicht nachzubilden —, und die Täuschung also auch bei einem geübten aber arglosen Erwerber höchst begreiflich ist. Das Dilemma, welches auch Herr Feuillet de Conches mir entgegenhält, entweder klage ich ihn der Fälschung oder der pueritia mentis an, besteht nicht. So lange Wolf's „Leben der Erzherzogin Maria Christine" nicht existirte, so lange die ächten Briefe in Arneths Buch weder publicirt noch beschrieben waren, fehlte überall das Material, ohne welches eine abschließende Entscheidung über die angeblichen Autographen unmöglich war. Hier und da, an einigen wenigen Punkten, hätte eine scharf eindringende Untersuchung allerdings schon früher Grund zum Verdachte finden können: indeß jene Autographen, in der bekannten Handschrift der Königin geschrieben, im Inhalte durchgängig mit den sonst bekannten Thatsachen übereinstimmend, gaben zu einer schärfern Untersuchung eben keinen Anlaß; es erging ihren Erwerbern, wie in es hundert ähnlichen Fällen auch den bestunterrichteten Sammlern ergangen ist. In

Deutschland erinnert man sich noch sehr wohl, wie im Jahre 1855 ein Herr von Gerstenbergk von den Weimarer Gerichten als Betrüger verurtheilt wurde, weil er binnen weniger Jahre viele hunderte angeblicher Schiller'scher Autographen angefertigt und zu hohen Preisen an Sammler aller Länder theils selbst, theils durch dritte Personen verhandelt hatte. Als es einmal zu einer sorgfältigen Prüfung kam, war bald nicht der Schatten eines Zweifels mehr vorhanden: vorher aber war bei der Trefflichkeit der Nachahmung der Erfolg der Täuschung so weit gegangen, daß ein Institut wie die Berliner Bibliothek, ja daß Schiller's eigene Tochter zu hohen Preisen unechte Stücke dieser Fabrik angekauft hatte, daß sogar die letztere länger als viele andere Erwerber an dem Glauben der Echtheit festhielt. Die beiden Fälle sind, wie man sieht, einander völlig ähnlich, in Bezug auf den Umfang, die Geschicklichkeit und den Erfolg des Betruges. Hier wie dort wurde die Entdeckung erst möglich, als die Besitzer der echten Documente hervortraten; hier wie dort kann den vorher Getäuschten kein Vorwurf treffen, weil er das damals unmögliche nicht geleistet hat. Es macht keine Schande, etwas nicht zu sehen, was zur Zeit überhaupt nicht sichtbar ist: es ist um so ehrenwerther, sich der spätern Aufklärung nicht zu entziehen, sondern, wie Herr Graf von Hunolstein es gethan, ihr selbst jede mögliche Unterstützung zu gewähren.

Einen andern Weg als Herr Graf von Hunolstein hat Herr Feuillet de Conches eingeschlagen. So viel ich weiß, hat bisher eine öffentliche Auslegung seiner „Autographen" zum Behufe genauer Prüfung nicht Statt gefunden. Es ist wahr, gezeigt hat er sie vielen hundert Liebhabern; er hätte sie auch, wie er eben im „Temps" (13. October) erklärt, schon im Sommer dem

Pariser Publikum vorgelegt, wäre damals nicht alle Welt auf das Land gereist; er hat aber den Vorsatz, im Laufe des Winters diese Ausstellung nachzuholen. Ohne Zweifel, sehr gut und löblich, aber, muß ich mir hinzuzufügen erlauben, ganz und gar nicht ausreichend. Eine vollständige Prüfung von zweifelhaften Autographen ist unmöglich ohne die Vergleichung mit unzweifelhaft echten Dokumenten desselben Verfassers. Nun weiß Herr Feuillet de Conches so gut wie wir andern, wie klein die Zahl der in Paris befindlichen, nachweisbar echten Briefe der Königin vor allem aus den Jahren vor 1789 ist. Noch kleiner ist also die Zahl der Personen, welche nach ihrer Kenntniß jener seltnen Schriftstücke ein competentes Urtheil in der Sache haben — und beiläufig gesagt, es hätte Herrn Feuillet de Conches ernstere Bedenken erregen sollen als es geschehen ist, daß nach seiner Aussage (III, 58) eine dieser Personen, Herr Rathéry von der kaiserlichen Bibliothek, der einzige Mensch in der Welt war, welcher den Bestrebungen des berühmten Sammlers gar kein Interesse zuwenden wollte. Immer aber ist unter diesen thatsächlichen Verhältnissen Paris nicht der Ort, wo die hier erforderliche Prüfung zum Abschlusse kommen kann: ich muß dies aussprechen auf die Gefahr hin, daß Herr Feuillet de Conches mich auf's neue einer nationalen Parteilichkeit gegen Frankreich anklagt. Es giebt nur eine Stadt in Europa, welche die zur Entscheidung der Frage erforderlichen Materialien besitzt: diese Stadt ist Wien, und daß Herr Graf von Hunolstein seine Documente den dortigen Sachverständigen vorlegen will, gerade dieser Entschluß ist es, welcher die ernste Unbefangenheit seines Verhaltens in ihr volles Licht setzt.

Einer solchen Prüfung hat bis jetzt Herr Feuillet de Conches

eine literarische Discussion anderer Art vorgezogen. Er hat meiner Kritik zuerst eine Besprechung in der Indépendance, dann in dem Journal des Débats, darauf vierunddreißig Seiten in der Vorrede seines dritten Bandes, endlich einen langen Artikel im Temps entgegengesetzt. Die beiden ersten sind mir nicht zu Gesicht gekommen; der letzte wiederholt in kürzerer Fassung die Erörterung der Vorrede, und ich darf hiernach wohl diese als ausreichend für meine Belehrung ansehen. Herr Feuillet de Conches redet nun darin über viele und mannichfaltige Dinge, über Fälscher alter und neuer Zeit, über meine Talente als Hofmann und über seine Kennerschaft in alten Handschriften, über meine Histoire de Prusse, die nicht existirt, und über meine Histoire de la Révolution, die er nicht gelesen hat; er vertheidigt mit Wärme und einer gewissen sittlichen Entrüstung die Echtheit seiner Briefe, ohne jedoch, wie sich bald zeigen wird, auf eine wirkliche Erörterung meiner Gegenbeweise einzutreten; statt dessen weist er mir eine Menge von Untugenden nach, Unhöflichkeit und Haarspalterei, Leichtfertigkeit und Parteilichkeit, und durchgehend erscheint die Insinuation, daß meine Kritik ein Ergebniß nationalen Hasses gegen Frankreich, eine Verherrlichung der deutschen Sammlung auf Kosten der französischen sei. Auf diese Freundlichkeiten sämmtlich habe ich keine Antwort. Alles kommt, dem französischen Publikum so gut wie dem deutschen, auf die einzige Frage an, wer in der Sache Recht hat, und diese hoffe ich durch die folgende Erörterung zum Abschluß zu bringen.

Ehe ich jedoch die Verhandlung über die apokryphen Bestandtheile der Feuillet'schen Sammlung wieder aufnehme, sei es mir verstattet, über den sonstigen Inhalt seines dritten Bandes ein Wort vorauszuschicken. Denn ich müßte es bedauern, wenn die

unausbleibliche Verurtheilung der einen den wirklichen Werth des andern völlig in den Schatten stellte. In der That überragt der dritte Band seine Vorgänger in erheblicher Weise, aus dem einfachen Grunde, daß bei weitem sein größter Theil nicht aus sogenannten Autographen der Feuillet'schen Sammlung, sondern aus Abschriften nach Originalen der Stockholmer und Darmstädter, der Pariser und Wiener Archive, sowie des rechtmäßigen Urkundenbesitzes der Familien Bombelles und Polignac besteht. Ohne Zweifel den werthvollsten Theil schon der beiden ersten Bände bildeten die Briefe der Prinzeß Elisabeth an ihre Freundinnen Raigecourt und Bombelles; der dritte fügt dieser Reihe noch dreiundachtzig Nummern hinzu, so daß die ebenso kräftige als schöne Natur der Prinzessin jetzt nach allen Seiten entfaltet vor den Augen des Lesers steht. Es ist wahr, für die politische Geschichte der Revolution lernt man nicht viel Neues aus diesen Briefen: aber die nähere Kenntniß der Prinzessin selbst ist für sich allein ein höchst dankenswerther Gewinn. Die herkömmliche royalistische Ueberlieferung, die in dieser Gestalt keinen andern Zug als engelgleiche Milde und aufwärtsblickende Resignation finden wollte, behält freilich vor der Wirklichkeit keinen Bestand: aber wie so oft wo ein sagenhafter Heiligenschein verschwindet, gewinnt das menschliche Bild an Gesundheit und Kraft. Der Grundton dieser seltenen Erscheinung bleibt auch jetzt eine tiefe Frömmigkeit, aus welcher all ihr Denken und Trachten, ihre Stärke und ihre Geduld, ihre Reinheit und ihr Opfermuth entspringt. Aber diese religiöse Stimmung ist überall strenge äußere Kirchlichkeit, und man weiß, daß diese ebenso zu hassen wie zu lieben versteht, und des Verständnisses für jede abweichende Richtung entbehrt. So ist auch die Prinzessin entrüstet über die Emancipation der Juden,

dieses gottverhaßten Volkes, welches den Erlöser gekreuzigt hat; sie ist entrüstet ohne Unterschied über alle die Frevler, welche, gleichviel aus welchem Motiv, sich von der alten Kirche scheiden. Ihr ganzes, von Natur stark constituirtes Wesen hat sich von hier aus mit Herbheit und Starrheit durchzogen; mitten in den Aeußerungen zärtlichster Freundschaft bricht herrische Ungeduld durch, bei scharfem und klarem Verstande ist ihr Gesichtskreis eng, und von weiblicher Weichheit ist so wenig zu entdecken, daß Herr Feuillet de Conches sie einmal geradezu une sorte de garçon involontaire nennt. Und trotz alledem wird sich Niemand bei der Lectüre der Briefe dem Reize entziehen, welchen der ideale Schwung und die frische und starke Naivetät dieser jungfräulichen Natur ausübt. Ich muß mir die Anführung von Einzelnheiten versagen; nur ein an sich unbedeutendes Detail mag erwähnt werden, weil es den furchtbar raschen Fortgang der Revolution frappant zur Anschauung bringt. Madame Elisabeth ist 1790 sehr erzürnt über die Abschaffung der Adelstitel durch die Nationalversammlung; sie schreibt am 27. Juni mit lebhaftem Spotte: Pour moi, j'espère bien m'appeler mademoiselle Capet ou Hugues ou Robert, car je ne crois pas que je puisse prendre le véritable, celui de France. Cela m'amuse beaucoup; et si ces messieurs vouloient ne rendre que ces décrets-là, je joindrois l'amour au profond respect dont je suis pénétrée pour eux. Sie dachte nicht, daß kaum vier Jahre später das Revolutionsgericht die Bürgerin Elisabeth Capet zum Tode auf dem Blutgerüst verurtheilen würde!

Eine andere in sich zusammengehörige Reihe von Briefen hat das Darmstädter Archiv geliefert, siebenundzwanzig Schreiben Marie Antoinette's an die Landgräfin Luise von Hessen, eine

Jugendfreundin der Königin. Herr Feuillet de Conches erklärt in der Vorrede, daß Herr Graf Reiset sie in Darmstadt copirt, dann aber auf die Publication verzichtet habe, um sie der größern Sammlung einzuverleiben: ich muß ihm die Gewähr für diese, frühestens im April d. J. geschriebene Aussage überlassen (in der Vorrede des dritten Bandes, die auf meine Ende März ausgegebene Kritik Rücksicht nimmt), während am 20. März Herr Graf Reiset das Vorwort zu seiner abgesonderten Publication dieser Schreiben geschlossen hat. Was die Briefe selbst betrifft, so sind sie mehr ceremoniös als vertraulich; Bedeutung für die allgemeine Geschichte hat ihr Inhalt nicht; ihr Hauptinteresse besteht darin, daß ihre Haltung und Ausdrucksweise überall dieselbe Verschmelzung von menschlicher Wärme und fürstlicher Vornehmheit bekundet, wie sie die Briefe dieser Fürstin in der Arneth'schen Sammlung, nicht aber jene in der Publikation des Herrn Grafen von Hunolstein und in dem ersten Bande des Herrn Feuillet de Conches auszeichnet.

Die Geschichte der Emigration erhält dankenswerthe Beiträge durch verschiedene Schreiben, welche theils die Familie Polignac, theils der schwedische Minister Graf von Manderström Herrn Feuillet de Conches zur Benutzung überlassen haben. Auf der einen Seite erscheint die völlige Harmlosigkeit des geheimen und spärlichen Verkehrs zwischen Ludwig XVI. und den Polignacs, auf der andern die selbstsüchtige Hast und die planlose Windigkeit, mit welcher die Brüder des Königs ihre Restaurationspläne betreiben. Unbekannt ist freilich das Verhältniß schon längst nicht mehr; Häusser z. B. in seiner deutschen und ich in meiner Revolutionsgeschichte haben es schon vor Jahren aus den Acten des preußischen Archivs nachgewiesen. Indessen haben diese Bücher

in Frankreich wenig Verbreitung gefunden, und manche neue Einzelnheiten zur Beurtheilung der Personen treten hier hinzu; es zeigt sich z. B., daß Gustav von Schweden ein ganz ähnliches Motiv für seinen Kreuzzug gegen die Revolution hatte, wie die ihm folgende Regierung für ihr Liebäugeln mit dem Wohlfahrtsausschusse, den Wunsch nämlich, dort russische, hier französische Subsidien zu erhalten (vgl. meine Geschichte der Revolutionszeit II, 307 der dritten Auflage aus den Acten des Wohlfahrtsausschusses im französischen Reichsarchiv).

Die letzte Gruppe endlich von Briefen historischer Bedeutung ist aus der in Wien aufbewahrten Nachlassenschaft der Erzherzogin Marie Christine entnommen, allerdings keine Correspondenz mit Marie Antoinette, wie sie in den beiden frühern Bänden so üppig wuchert, sondern mit ihren Brüdern, den Kaisern Joseph und Leopold. Ihr wissenschaftlicher Werth besteht hauptsächlich in Beiträgen zur nähern Kenntniß des persönlichen Charakters Leopold's, die in hohem Grade interessant und anschaulich sind. Denn was das politische Verhalten dieses Kaisers gegen die französische Revolution betrifft, so wird hier lediglich bestätigt, was wenigstens in Deutschland aus den beiden vorher genannten Büchern und weiterhin aus Wolf's „Leben Marie Christine's" längst bekannt war. Leopold war über und über durch die Beschwichtigung der innern Händel seiner Provinzen und durch die Unsicherheit seines Verhältnisses zu Preußen in Anspruch genommen; er dachte nicht an eine Offensive gegen die Revolution; als Marie Antoinette kurz vor der Flucht nach Varennes seinen Beistand in Anspruch nahm, warnte er dringend und wiederholt; als das Königspaar bei dem Plane beharrte, war er bereit, seinem Schwager ein Truppencorps zur Verfügung zu stellen, ohne selbst irgend

einen Einfluß auf die innern französischen Angelegenheiten zu nehmen, und rief in demselben Sinne die andern europäischen Staaten zur Beihülfe auf. Kaum aber hatte er Nachricht, daß der Fluchtversuch Ludwigs XVI. mißlungen war, so beeilte er sich, aus der Partie zurückzutreten und nach der Annahme der Verfassung von 1791 höchst entschieden zu zornigem Kummer der Emigranten, Schwedens und Rußlands, zu erklären, daß die französische Sache erledigt sei. Die von Herrn Feuillet de Conches gedruckten Briefe geben für diese Entwickelung in allen ihren Stadien anschauliche Belege;* und man bedauert nur, daß Herr Feuillet de Conches ohne einen erkennbaren Grund seine Mittheilungen gerade hier auf so knappes Maß beschränkt. Aus denselben Acten, die er benutzt, hat Herr A. Wolf sein Buch über Marie Christine geschöpft: man sieht aus dessen Anführungen, und Herr Wolf hat es mir ausdrücklich bestätigt, daß dort noch eine ganze Reihe gleich wichtiger und inhaltsreicher Briefe des Kaisers existiren, welche Herr Feuillet de Conches nach freiem Gutdünken unbeachtet gelassen hat. Nun handelt es sich hier aber um die großen Katastrophen von 1791, um Varennes, Padua und Pilnitz, um die ersten Schritte zu dem europäischen Kriege, also um eine der wichtigsten Krisen der französischen Revolution. Wie ich schon vorher bemerkte, sind die erwähnten deutschen Bücher und deren archivalische Mittheilungen über die europäische Politik jener Zeit in Frankreich fast unbekannt geblieben, so daß große Meister der historischen Forschung wie L. Blanc und Mortimer-Ternaux für die auswärtigen Beziehungen der Revolution

* Dasselbe thun die in den Forschungen für deutsche Geschichte V, 237 gedruckten Actenstücke; ich bekenne, nicht zu sehen, warum ihr Herausgeber das Gegentheil herauslesen will.

noch immer keine andere Quelle als jenes Emigranten-Machwerk des Pseudo-Hardenberg, die sogenannten Mémoires tirées des papiers d'un homme d'état, benutzen. Wird hier nicht gerade der französische Forscher es doppelt schwer beklagen, daß Herr Feuillet de Conches, im vollen Genusse der wichtigsten und seltensten Schätze, an eine wissenschaftliche Ausbeutung derselben gar nicht denkt, sondern auf gutes Glück hier und da eine Handvoll derselben für sein Antiquitätencabinet ergreift und daneben seine Bände mit einer Menge inhaltsleerer oder unechter Papiere anschwellt? Wie mir scheint, ist selten eine schlimmere Unterlassungssünde zum Schaden der französischen Literatur vorgekommen; gegenüber der Vorrede des Herrn Feuillet de Conches darf ich hier fragen, wer mehr im Interesse Frankreichs gehandelt hat, der Pariser Autographensammler, der jenen Fehler beging, oder der deutsche Gelehrte, der ihn warnend zur Sprache brachte?

Ich komme denn zu dem Autographensammler zurück, und nachdem ich von dem positiven Bestandtheil seines dritten Bandes geredet, habe ich mich jetzt mit dem negativen Inhalt seiner Vorrede auseinanderzusetzen. Wie also steht es mit der Echtheit der von den Herren Feuillet de Conches und Grafen von Hunolstein publicirten Briefe der Königin Marie Antoinette aus den Jahren 1770 bis 1789?

Die erste Frage, welche sich bei Publicationen dieser Art aufdrängt, ist natürlich die nach der Provenienz der einzelnen Stücke. Freilich weiß man auch, daß sie bei Schriften der hier vorliegenden Art für den Sammler oft äußerst unbequem ist. Wer solche Documente in den Handel bringt, gehört, wenn sie echt sind, nicht immer zu den Rechtsnachfolgern des ersten Eigenthümers, und dies Verhältniß giebt auch bei der Veräußerung

unechter Stücke einen untadelhaften Vorwand, sich von dem Erwerber die höchste Discretion versprechen zu lassen. Immer aber verzichtet mit dem Innehalten dieses Versprechens der Erwerber, wie keines Beweises bedarf, auf die wirksamste Schutzwaffe seines Documents, sobald aus sonstigen Gründen ein Zweifel gegen die Echtheit desselben erhoben wird; ja es wird nicht zu leugnen sein, wer bei fortgesetzter Discussion hartnäckig den genauen Aufschluß über die Herkunft seiner Schätze weigert, verstärkt eben dadurch den geltend gewordenen Verdacht. Allerdings, Herr Graf von Hunolstein tritt auch dieser Folgerung durch das unumwundene Offenlegen seines Briefvorraths aus dem Wege: wohl aber trifft dieselbe mit voller Kraft Herrn Feuillet de Conches. Wie dürftig und unbestimmt die Angaben seiner ersten Vorrede über die Erlangung seiner Documente waren, habe ich früher hervorgehoben. In den Noten zum zweiten, so wie in der Vorrede zum dritten Bande läßt er sich dann zu einigen Erläuterungen herbei; ich bedaure aber, auf's neue die Unzulänglichkeit und Ungenauigkeit derselben constatiren zu müssen. „Einer meiner Beurtheiler," sagt er (Band III, S. XV), wünscht, daß ich bei jedem Stücke die Herkunft angäbe, statt meine Quellen am Anfang des Buches im Allgemeinen zu bemerken: die Ausstellung ist richtig, aber als sie gemacht wurde, stand ich an der Vollendung meines zweiten Bandes, und mußte mir also vorbehalten, jenen Wunsch, wie ich es denn auch wirklich gethan habe, bei einem zweiten Abdruck zu erfüllen." Ich habe sofort den Versuch gemacht, ein Exemplar des ersten Bandes in diesem zweiten Abdrucke aus Paris zu beziehen, muß aber befürchten, daß derselbe, wenn auch in die Presse, so doch nicht in Umlauf gekommen ist; die Antwort des Pariser Buchhändlers war nach wochenlangen

Erkundigungen, daß dort ein zweiter Abdruck nicht zu finden sei. Ich bin also auch jetzt beschränkt auf die Indicationen zunächst des dritten Bandes, welcher eine große Reihe von Briefen aus den Jahren vor der Revolution nachliefert und in der That die Provenienz jedes einzelnen bezeichnet. Bei der Mehrzahl derselben ist, wie vorher bemerkt, hier nun alles in Ordnung: die Briefe sind unmittelbar von den authentischen Originalen im Pariser und Wiener, im Stockholmer und Darmstädter Archiv u. s. w. copirt. Daneben aber erscheinen auch hier eine Menge von Zuschriften anderweitiger Herkunft, und nichts ist ungenügender, als die darauf gerichtete Erläuterung des Herausgebers. Wir erfahren die Namen der Sammler, in deren Cabinet die Stücke existiren, Herr Feuillet de Conches selbst, Graf d'Auffai, Gräfin Lézay-Marnésia, Fürstin Clary in Venedig, Herr Guizot von der Akademie, Dr. Sprague in Albany, Nordamerika, Baron Girardot in Nantes, (Band III, S. 6, 7, 57, 120, 173, 260, 425): aber das einzig Wesentliche, wie und woher diese glücklichen Eigenthümer zu ihrem Besitze gekommen, erfahren wir nicht. Es scheint sich Herrn Feuillet de Conches von selbst zu verstehen, daß ein amerikanischer Sammler oder daß so hochstehende Damen wie die vorher Genannten, unmöglich von einem Autographenfabrikanten hintergangen werden konnten. Gleich zu Anfang des Bandes wird ein Brief Maria Theresia's an den Dauphin mitgetheilt, 21. April 1770, mit der Note: Memoiren Weber's, des Milchbruders Marie Antoinette's. Schlägt man aber diese Memoiren auf, so zeigt sich (I, 16 der Berville-Barriere'schen Ausgabe), daß Weber den Brief nicht mittheilt, sondern daß die späteren Editoren denselben in einer Note hinzufügen, als une lettre remarquable qui *devait* avoir sa place dans les mémoires

de Weber, ihrerseits aber kein Wort über die Provenienz des Briefes äußern. Es folgt S. 8 ein (ohne Zweifel unechter) Brief der Königin an Kaiser Joseph; als Quelle wird angegeben: Cahier de lettres de l'Archiduchesse Reine de France. Die Bezeichnung Erzherzogin führt zu der Vermuthung eines österreichischen Fundortes; doch würde man irren, wenn man etwa an das Wiener Staatsarchiv dächte: dort existirt weder der Brief noch ein Cahier mit jener Ueberschrift.

Diese Thatsachen sind, wie man sieht, nicht besonders geeignet, die Zuverlässigkeit des uns hier gebotenen in günstiges Licht zu stellen. Wenn die für den ersten Theil verheißenen Indicationen des zweiten Abdruckes nicht besserer Art sind, so ist ihr Ausbleiben für unsere Untersuchung vollkommen gleichgültig; in keiner Weise würden sie den bisherigen Mangel äußerer Beglaubigung zu beseitigen vermögen.

Herr Feuillet de Conches hat es abgelehnt, sich über die von Herrn von Hunolstein publicirten Briefe und das Verhältniß dieser Sammlung zu seiner eignen zu äußern. Er habe, sagt er, nur für die seinige einzustehen. Gleich hier aber bin ich in dem Falle, ihm zu widersprechen. Ich habe schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß die den beiden Sammlungen eigenthümlichen Briefe aus den Jahren 1770 bis 1789 ganz und gar denselben Charakter zeigen. Sie haben unzweifelhaft einen und denselben Verfasser. Denk- und Ausdrucksweise ist überall die gleiche, eine möglichst naive und dabei möglichst geistreiche Plauderei bildet ihren Inhalt, das persönliche Verhältniß der Königin zu den Empfängern der Briefe so wie zu dritten Personen erscheint hier wie dort in demselben Lichte. Diese Gleichförmigkeit ist um so frappanter, als die Briefe der Wiener Sammlung auf allen

Punkten dazu im Contraste stehen. Bei Feuillet und Hunolstein ist die Erzherzogin Marie Christine die vertrauteste Correspondentin Marie Antoinette's, bei Arneth wird sie kaum erwähnt; bei jenen findet die Dauphine die Dubarry schließlich nicht so übel, bei diesem ist sie fort und fort gegen die Favorite entrüstet; bei jenen hat Marie Antoinette gutmüthigen Spott über das pedantische Wesen des Grafen von Provence, bei diesem äußert sie schneidendes Mißtrauen gegen die egoistische Gemeinheit des Schwagers; bei jenen steht sie zu den Tanten auf sehr zweifelhaftem Freundschaftsfuße, bei diesem ist ihre übergroße Intimität mit denselben ein steter Gegenstand der Besorgniß für die Mutter. Bei solchen Differenzen ist es offenbar leere Ausflucht, wenn Herr Feuillet de Conches meint, es habe der Abbé Vermond der jungen Fürstin einige Briefe corrigirt, andere nicht: während die Campan ihn als den stets und überall thätigen Secretär bezeichnet, und es in jedem Falle doch der wunderlichste Zufall wäre, daß man in Wien nur die corrigirten Briefe aufbewahrt, die Autographendiebe aber nur die uncorrigirten sich angeeignet hätten, oder umgekehrt. Ueber den nicht minder durchgreifenden Gegensatz des Styls und der Denkweise gleitet Herr Feuillet de Conches mit der Bemerkung hinweg, ihm scheine der Abstand nicht so groß, nicht so auffallend; ich kann ihn nur bitten, die äußerst bündige Erörterung nachzulesen, mit welcher Herr Geffroy (Revue des deux mondes, 15. sept.) meine Auffassung unterstützt und wiederholt. Auch dieser höchst unterrichtete Kenner kommt zu dem Ergebniß: die Briefe bei Hunolstein und Feuillet de Conches sind von einem und demselben, die Briefe bei Arneth von einem andern Verfasser geschrieben. Ich bin jetzt, Dank der Güte des Herrn Grafen von Hunolstein auf der einen, und den zuverlässigsten Belehrungen

aus Wien auf der andern Seite, in den Stand gesetzt, diese Thatsache auch in Bezug auf die äußere Form der Briefe zu erhärten — wie sich versteht, so weit Herr Feuillet de Conches sich bemüßigt gefunden hat, dem Publikum eine Ansicht seiner Schätze zu gewähren.

Die in Wien aufbewahrten Briefe der Königin an ihre Mutter und ihre Brüder sind sämmtlich auf gutes Papier mit Goldschnitt, und im Jahre 1774 nach dem Tode Ludwig's XV. mit Trauerrand geschrieben; das Format ist überall klein Octav, wie bei dem Briefe an die Polignac, dessen Facsimile Herr Feuillet de Conches III, 303 liefert. Regelmäßig fehlt bei dem Datum die Jahreszahl, und, mit drei Ausnahmen, die Ortsangabe (wo sonst bei Arneth eine solche vorkommt, ist sie, wie überall die Jahreszahl, vom Secretär Pichler hinzugefügt worden). Die Anrede, meistens Madame ma très chère Mère, steht niemals über dem Texte, sondern bildet den Beginn der ersten Briefzeile. Die Unterschrift ist bis December 1784 Antoinette, mit derselben spitzen Form des Anfangsbuchstabens, wie sie das Facsimile bei Feuillet de Conches, Band III, 5, an die Herzogin von Trimouille zeigt; später haben die Briefe an die Mutter und die Brüder überhaupt keine Unterschrift. Was aber den wichtigsten Punkt angeht, so ist die Handschrift 1770 ganz die eines im Schreiben wenig geübten Kindes, bildet sich erst in einigen Jahren zu größerer Gleichmäßigkeit, bleibt aber fein und unsicher, und gewinnt erst nach 1780 allmälich den aus den Schriften der Revolutionsjahre bekannten Charakter.

Vergleicht man hiermit die Briefe der Hunolstein'schen Sammlung, so fällt zuerst die Mannichfaltigkeit des Formates auf; eine Anzahl zeigt das richtige Klein-Octav, die meisten der

frühern Jahre dagegen sind auf breite Quartblätter geschrieben. Das Papier ist von gewöhnlicher Sorte, die Wasserzeichen äußerst mannichfaltig; neben der französischen Lilie erscheint die holländische Firma van der Ley, so wie die sächsische Ebart in Schnetzhausen. Nicht einer der Briefe hat einen Goldrand; bei der Todesnachricht Ludwig's XV. hat der Schreiber das Bedürfniß eines Trauerrandes empfunden und deshalb die Kanten des Papiers mit Dinte bestrichen, welche dann in die Falten des Blattes eingeflossen ist. Die Dinte der Handschrift ist meistens wohlerhalten, in einigen Briefen aber bis zur Unleserlichkeit verblaßt; es ist jedoch bekannt genug, daß dieser Umstand für sich allein keinen Beweis hohen Alters bildet, die Nachahmung vielmehr auch in dieser Hinsicht keine Schwierigkeit hat. Durchgängig ist dem Datum die Ortsangabe und die Jahreszahl hinzugefügt. Die Anrede Madame ma très chère Mère bildet in der Regel eine besondere Zeile über dem Texte. Die Unterschrift ist fast überall Marie-Antoinette, mit rundem, nicht wie in Wien mit spitzem A, und einem kräftigen Striche unter den Worten, der auch bei den signirten Wiener Briefen niemals vorkommt. Endlich ist die Handschrift überall dieselbe, und zwar 1770 wie 1780 stets dieselbe, wie sie dem Verfasser in irgend einem echten Muster der letzten Lebensjahre der Königin vorlag.

Wie man sieht, sind die Differenzen so zahlreich wie möglich; sie erstrecken sich ungefähr auf alle Punkte, die überhaupt bei einer solchen Frage zur Vergleichung kommen können. Einige derselben sind für sich allein nicht sehr erheblich, nicht völlig zwingend: die Königin z. B. kann ohne Zweifel verschiedene Papiersorten besessen haben, und in der That enthält ihre Correspondenz mit der Landgräfin von Darmstadt Briefe in Quart

und in Octav, mit Goldschnitt und ohne denselben, ja ein Blatt mit dem Wasserzeichen van der Ley, und, während die andern nicht signirt sind, ein Schreiben von 1780 mit der Unterschrift Marie Antoinette, — ich setze hinzu, daß dieselbe Unterschrift sich noch einmal, ebenfalls 1780, unter einem echten Billet an den Fürsten Kaunitz, im Wiener Archiv, vorfindet. Allein das Urtheil über die Hunolstein'sche Sammlung wird dadurch nicht geändert. Denn bei der Unterschrift Marie Antoinette in diesen echten Briefen ist die graphische Form völlig verschieden von der bei Hunolstein feststehenden, viel feiner und kleiner und ohne Schnörkel; und ferner würde auch durch jene Schreiben, an die Landgräfin und an Kaunitz, der Einwand nicht entkräftet, daß die Königin gerade in der Correspondenz mit ihren Verwandten den Doppelnamen Marie Antoinette niemals gebraucht hat. Wer dann in Bezug auf die Familiencorrespondenz Papier und Format der Hunolstein'schen Briefe mit den Darmstädter Blättern vertheidigen wollte, hätte vor allem wieder die Frage zu beantworten, wie es denn komme, daß aus jener Correspondenz sich die kaiserliche Privatbibliothek ganz ausschließlich die goldberänderten Octavblätter bewahrt, und die Autographenhändler sich ebenso ausschließlich nur die Schnetzhauser und ähnlichen Papiere ausgesucht hätten — und dieselbe Frage würde sich sofort bei allen andern angeführten Merkmalen wiederholen. Absolut unerklärbar auch für den gläubigsten Autographensammler bleibt endlich die Gleichmäßigkeit der Handschrift in der Hunolstein'schen Sammlung durch alle zweiundzwanzig Jahre hindurch: hier giebt es, wie mir scheint, keine Hypothese, welche den Beweis der Fälschung entkräften könnte. Würde Herr Feuillet de Conches auch hier vielleicht wieder die Dazwischenkunft des Hofmeisters, des Abbé Vermond,

anrufen, der zuweilen (bei den Briefen der Hunolstein'schen Sammlung) seinen fürstlichen Zögling zu besserer Handschrift angehalten, zuweilen (bei den in Wien bewahrten Briefen) dies unterlassen hätte? Aber wo wäre für eine solche Sorge eher Anlaß gewesen, als in der Correspondenz mit der gestrengen Mutter? Und gerade diese zeigt in den echten Briefen der ersten Jahre die am meisten unsichere Schreibweise. Und wenn ein schreibendes Kind sich einmal zu einer sorgsamern Schrift zusammennimmt, wo in aller Welt erscheint in einem solchen Falle die zwanzig Jahre später herausgebildete Hand der gereiften Frau? Kein Mensch wird das glauben; dieser eine Grund wäre für sich allein schon ausreichend für das Urtheil über die Hunolstein'schen Briefe. Ihr Verfertiger war nicht unbewandert in seinem Gegenstande; er hat die echte Schrift der Königin in ihrer letzten Lebenszeit gekannt, er hat ihre echte Unterschrift in einigen spätern Ceremonialbriefen gesehen, und einige echte Papiersorten ihres Bureaus in Händen gehabt; er hat auch den Text echter, bisher niemals gedruckter Briefe Antoinette's gekannt, und sich nur nicht mit der Publication desselben begnügen wollen, sondern ihn erst in der Handschrift der Königin nachgemalt, und dann als angebliches Autographon in Umlauf gesetzt. So verhält es sich bei drei Billets der Königin an den Grafen Mercy, kleinen Mittheilungen ohne besondere Wichtigkeit, jetzt abgedruckt bei Hunolstein S. 126, 128, 293 der ersten, 156, 157, 321 der dritten Ausgabe. Davon liegen die unbestreitbar echten Originale im Wiener Archiv, in den dort verwahrten Papieren des Grafen — was auch Herr Feuillet de Conches bezeugen kann, der sie, nach einer archivalischen Note, dort eingesehen, jedoch ich weiß nicht weshalb verschmäht hat sie in seine gedruckte Sammlung

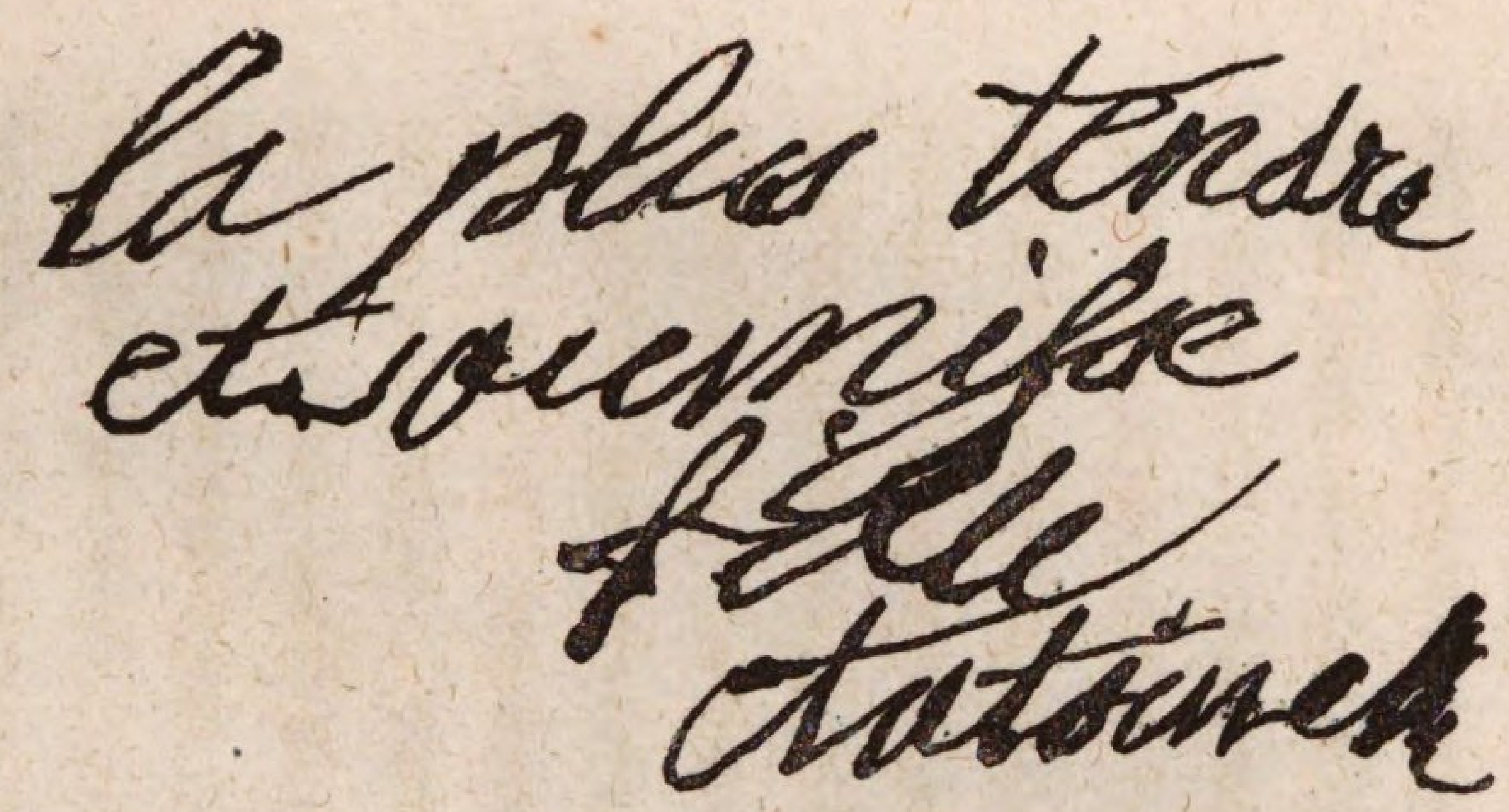
aufzunehmen. Von diesen Billets sind zwei im Jahre 1787, und auch das dritte ist ohne Zweifel in der Zeit vor der Revolution geschrieben, und wenn man für die Jahre 1790 ff. den beiden Pariser Herausgebern bereitwillig glaubt, daß die umspähte, halb gefangene Fürstin wichtige Briefe in mehreren Exemplaren ausfertigte zur größern Sicherheit ihres Eintreffens am Orte ihrer Bestimmung, so ist doch gar kein Gedanke daran, daß sie vor 1789 in der Ruhe und dem Glanze ihres fürstlichen Daseins jedes rasche und unbedeutende Billet, das sie aus ihrem Boudoir heraus in eine Wohnung nächster Nachbarschaft sandte, zwei- oder dreimal copirt hätte, lediglich aus einer sonst von keinem Zeitgenossen bemerkten Liebhaberei am Schreiben, oder aus menschenfreundlicher Vorsorge für die Autographensammler unseres Jahrhunderts. Genug, die Originale dieser Schreiben sind im Wiener Archiv, also sind die Exemplare in der Hunolstein'schen Sammlung keine echten Autographen, wohl aber ist der Urheber derselben ein in den Archivalien des vorigen Jahrhunderts nicht übel unterrichteter Mann. So lange Arneth über die echte Correspondenz der frühern Jahre keine Auskunft gegeben, durfte der Fälscher für seine Täuschung auf zeitweiligen Erfolg rechnen.

In dieser Weise verhält es sich mit den Briefen der Hunolstein'schen Sammlung. Die äußere Beschaffenheit der Briefe des Herrn Feuillet de Conches war bisher unbekannt; jetzt hat er in seinem dritten Bande zwei Facsimile veröffentlicht, von einem Briefe der Königin an ihre Mutter 14. Juni, und von einem andern an Kaiser Joseph 20. November 1777; und hier stellt sich nun folgendes Sachverhältniß heraus. Beide Briefe sind, dem Inhalte nach, echt: eine Copie des erstern, von Pichler's Hand, findet sich unsignirt unter den von Arneth benutzten Pa-

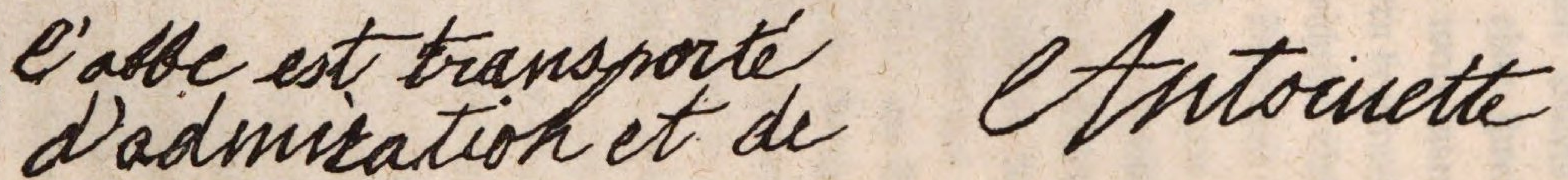
Zu Seite 177.

1. Unterschriften Marie Antoinette's.
(Facsimile in Arneth's Buch.)

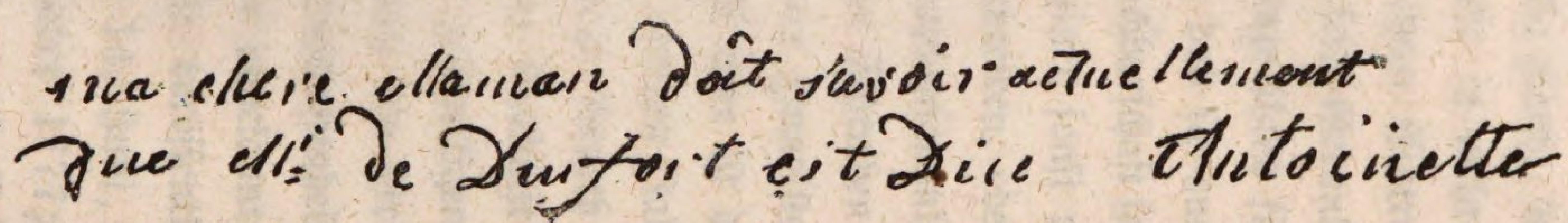
9. Juli 1770:



21. September 1773:

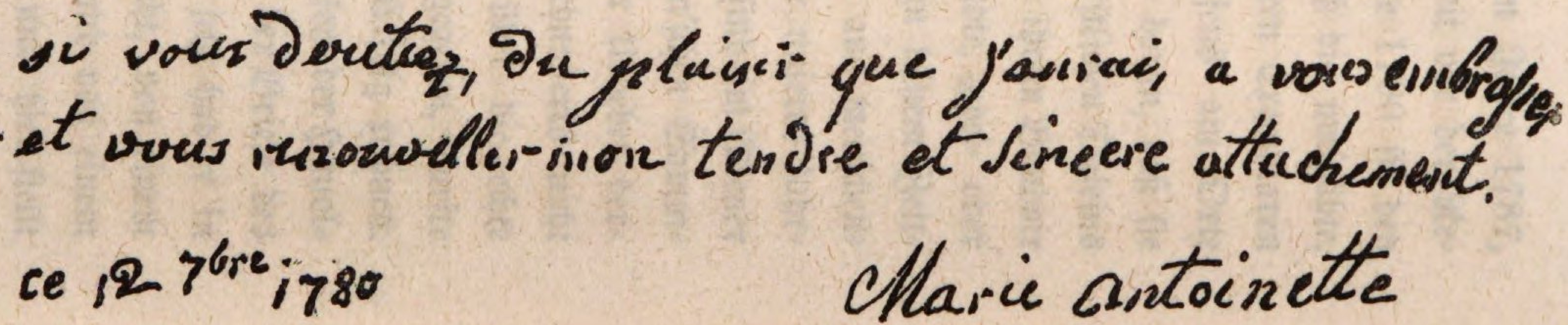


17. December 1774:



2. An die Landgräfin Louise,

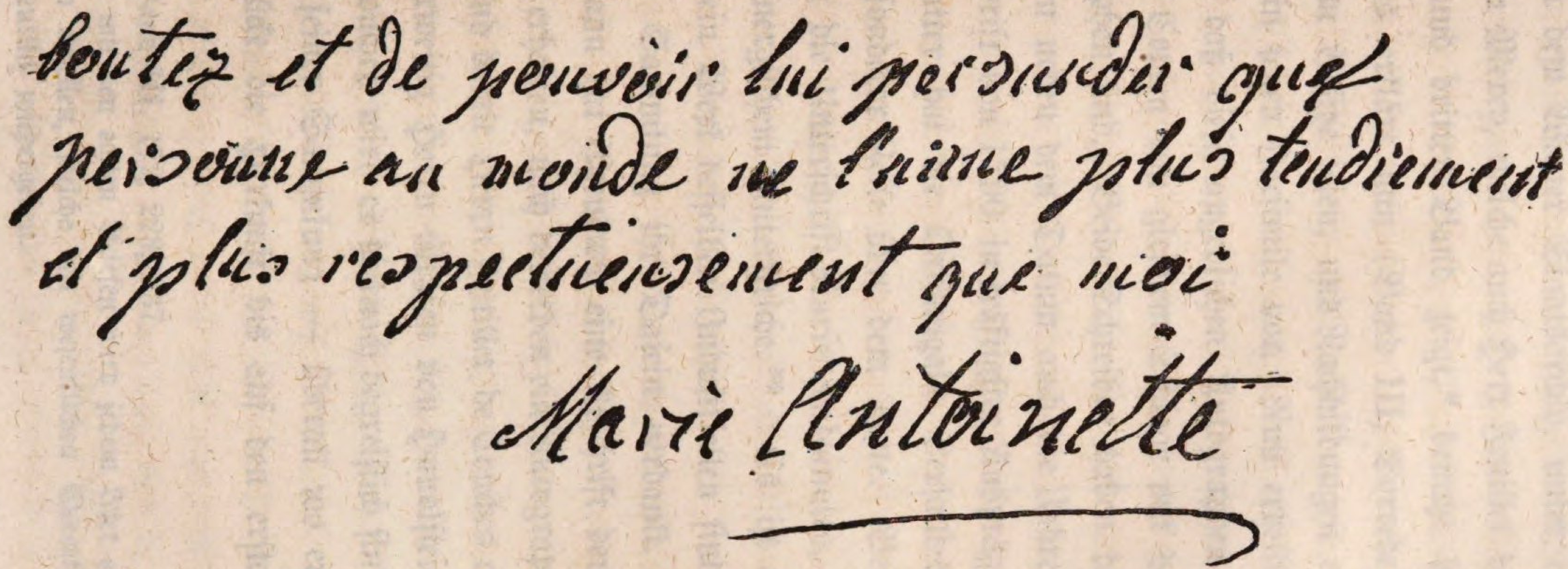
1780, Darmstädter Archiv:



Zu Seite 177.

3. Schluß des von Feuillet de Conches herausgegebenen Facsimile.

14. Juni 1777 an ihre Mutter die Kaiserin:


bontez et de pouvoir lui persuader que personne au monde ne l'aime plus tendrement et plus respectueusement que moi

Marie Antoinette

(Ganz dieselbe Schrift in dem Facsimile des Briefes an Joseph II., 20. November 1777, bei Feuillet de Conches III, 242. Ueberall dieselbe Schrift in den Briefen des Grafen von Hunolstein.)

pieren der kaiserlichen Privatbibliothek, und Abschriften von beiden liegen außerdem in dem Wiener Staatsarchiv, unter den Briefschaften des Grafen Mercy, welche auch Herr Feuillet de Conches, wie sein zweiter und dritter Band zeigt,* benutzt hat. Herr Feuillet de Conches erklärt nun (Band III, Vorrede), daß die Originale in seinem Besitze seien, und Nachbildungen eben dieser Originale legt er in jenen Facsimile vor. Nun erhellt aber auf den ersten Blick, daß diese angeblichen Autographen auch nur Copien, und zwar Copien von gleichem Schlage mit den Hunolstein'schen Autographen sind. Beide Schreiben haben das Quartformat, beide zeigen neben dem Datum auch die Jahreszahl und überall die Handschrift von 1790 in kräftigster Ausprägung. Der Brief an die Mutter hat die Ortsangabe Versailles, und die Anrede steht in besonderer Zeile über dem Texte. Beide Actenstücke endlich haben die Unterschrift Marie Antoinette, in derben Zügen und mit energischem Unterstriche.** Es ist also völlig evident, daß beide ein Werk desselben Industriellen sind, welchem die Hunolstein'sche Sammlung ihr Dasein verdankt. Der geschäftsgewandte Mann hat irgendwie eine Abschrift der in Wien befindlichen Copien erhalten, nach derselben ein Autographon seiner Façon hergestellt und damit Herrn Feuillet de Conches ein gleiches Schicksal wie anderweitig Herrn Grafen von Hunolstein bereitet. Herr Feuillet de Conches wird es hiernach begreiflich finden, wenn wir die Autorität seiner Sammlung — überall wo er nicht bei dem einzelnen Stücke die Herkunft bis auf den ersten Besitzer

* Vgl. z. B. Band III, 172, 228, 237.

** Der Contrast mit den echten Briefen wird jedem Leser aus den beigefügten Schriftproben erhellen, welche den wesentlichen Charakter der verschiedenen Schriften deutlich wiedergeben.

oder dessen Rechtsnachfolger positiv nachweist — ganz auf dieselbe Linie mit jener des Herrn Grafen von Hunolstein stellen. Er wird es verstehen, daß wir bei den angeblichen Autographen der Königin, welche doppelt, bei ihm und bei Herrn von Hunolstein vorhanden sind, nicht von original und minute, von Entwurf und Ausfertigung reden, daß wir, immer hinsichtlich der Jahre vor 1789, nicht die Königin für eine äußerst schreibselige Dame halten, die ohne Noth jeden Briefzettel zwei- oder dreimal copirt, sondern daß wir diese industrielle Thätigkeit vielmehr dem Autographenhändler zutrauen, der sein einträgliches Geschäft lieber zweimal als einmal machen wollte.

Die Briefe der Königin vor 1789 in den beiden Pariser Sammlungen sind aber nicht blos verschieden von den in Wien bewahrten, sondern sie stehen vielfach mit dem Inhalte der letztern sowie mit andern geschichtlichen Thatsachen in unlöslichem Widerspruche. Herr Feuillet de Conches widmet, wie sich versteht, auch diesem Punkte eine ausführliche Besprechung; er führt eine Anzahl feindlicher Argumente dem Leser vor und zerreibt sie mit triumphirender Ueberlegenheit zu Staub, so daß nichts vollständiger sein müßte als die Beschämung des deutschen Kritikers — wenn nur nicht ein kleiner geringfügiger Umstand das Verhältniß wieder zu dessen Gunsten änderte. Sieht man nämlich näher zu, so ergiebt sich, daß die wirklichen Beweise des Gegners von Herrn Feuillet de Conches gar nicht erwähnt werden, daß vielmehr die Einwürfe, die er so glänzend widerlegt, eben zu diesem Behufe von ihm selbst erst construirt worden sind. So entwickelt er die ganz unleugbare Wahrheit, daß die Arneth'sche Sammlung große Lücken habe; von vielleicht zweihundertvierzig Briefen der Königin gebe sie nur zweiundneunzig; welch ein

Verfahren sei es nun, die Briefe seines Cabinets, welche einen Theil dieser Lücken ausfüllen, deshalb für unecht zu halten, weil sie nicht auch bei Herrn von Arneth vorkämen! (S. XXII, XXXIX.) Hat er in der That nicht bemerkt, daß diese scharfsinnige Auseinandersetzung mit der wesentlichen Frage gar nichts gemein hat? Daß der kaiserlichen Bibliothek in Wien eine Anzahl Briefe fehlen, ist natürlich kein Beweis gegen die Echtheit der Feuillet'schen Documente, und in der That hat kein Mensch an den thörichten Schluß gedacht, welchen Herr Feuillet de Conches so kategorisch ablehnt. Vielmehr war, was ich hervorhob, und was auch jetzt die Unechtheit der Feuillet'schen Schätze entscheidet, der Inhalt der vorhandenen Wiener Correspondenz, mit welchem der Inhalt der in Paris gedruckten Briefe völlig unverträglich ist. Herr Feuillet de Conches giebt z. B. einen Brief Marie Antoinette's über den Tod Ludwig's XV. vom 10. Mai 1774. Bei Herrn von Arneth ist ein Brief dieses Datums nicht vorhanden; das erste Schreiben der Königin aus dem Jahre 1774 in seinem Buche ist vom 14. Mai. Aber ich glaube mich deutlich genug darüber ausgesprochen zu haben; nicht deshalb erkläre ich den Brief vom 10. für unecht, weil er bei Arneth fehlt, sondern weil das Schreiben vom 14., sowie die darauf folgenden Antworten der Kaiserin positiv darthun, daß Marie Antoinette den 10. oder den 8. oder den 11. an ihre Mutter gar nicht geschrieben, sondern die Meldung des Todesfalles dem Grafen Mercy überlassen hat — weil überhaupt aus dem Schreiben vom 14. in seinem ganzen Umfange positiv hervorgeht, daß es die erste Aeußerung der Tochter an die Mutter über den Tod Ludwig's XV. gewesen ist.

In einem andern Falle hatte ich angeführt, daß ein Brief

vom 7. December 1771 nicht echt sein könne, weil Marie Antoinette darin die Dubarry, von der sie bisher niemals gesprochen habe, als eine nicht so üble Person bezeichnet, bei der sie übrigens die von der Mutter empfohlene Zurückhaltung stets beobachte; alles Dinge, die zu der echten Correspondenz schlechterdings nicht stimmen. Denn in dieser nennt Antoinette gleich zu Anfang, 9. Juli 1770, die Dame la plus sotte et la plus impertinente créature, will mit ihr nichts zu thun haben und liegt das ganze Jahr 1771 hindurch mit der Mutter, die sie zu freundlichem Verkehr ermahnt, darüber im Streite. Herr Feuillet de Conches, um diesen Widerspruch zu beseitigen, constatirt zunächst einen Fehler in dem Abdruck seines Briefes; eine nähere Betrachtung des Manuscripts habe ergeben, daß dort nicht stehe: dont je ne vous ai jamais parlé, sondern die Correctur: dont je ne vous ai *re*parlé. Die Dauphine also, wie man sieht, hätte sich nachträglich darauf besonnen, daß sie denn doch schon in dem frühern, jetzt durch Arneth gedruckten Briefe vom 9. Juli 1770, der Dubarry Erwähnung gethan. Ich will davon absehen, daß das Autographon des Herrn Grafen von Hunolstein, welches ohne Zweifel genau dieselbe Autorität wie jenes des Herrn Feuillet de Conches besitzt, von dieser Correctur nichts weiß; es sei so, der richtige Text laute, wie Herr Feuillet de Conches jetzt behauptet, dont je ne vous ai *re*parlé. Hiermit aber wäre der Widerspruch gegen Arneth's Briefe nur in dem Falle ausgeglichen, wenn in diesen die Dauphine zuletzt am 9. Juli 1770 die Dubarry erwähnt hätte, und nun zum ersten Male auf den Gegenstand zurückkäme. Statt dessen aber schreibt sie darüber am 16. April, am 21. Juni, am 13. September, am 15. November; wem will danach Herr Feuillet de Conches es wahr-

scheinlich machen, daß sie am 7. December der Mutter gesagt hätte: ich habe von ihr niemals wieder geredet? Wie man sieht, ist die neue Lesart nicht um ein Haar besser als die alte. Und weiter: Herr Feuillet de Conches citirt jene scharfen Worte der Dauphine vom 9. Juli 1770; dies sei, meint er, der erste Eindruck; bis zum December 1771 habe sie günstige Nachrichten über die Wohlthätigkeit der Dubarry gehört, und so sei es doch wahrhaftig kein Wunder, wenn sie ihr herbes Urtheil gemildert habe. Es ist dies wieder ein an sich unwiderleglicher Satz, aber leider, er berührt wieder den entscheidenden Punkt ganz und gar nicht. Niemand hat behauptet, daß eine Sinnesänderung bei der Dauphine unmöglich gewesen wäre; der üble Umstand für Herrn Feuillet de Conches ist nur der, daß nach den echten Briefen eine Sinnesänderung in der That nicht eingetreten ist, daß der erste Eindruck überall in dem Jahre 1771 und 1772 fortdauert, daß die Mutter nicht, wie bei Herrn Feuillet de Conches, zur Zurückhaltung, sondern zum Entgegenkommen ermahnt, daß mit einem Worte das wirkliche Verhältniß in allen Punkten das Gegentheil von dem in dem unechten Briefe dargelegten war.

Nicht anders steht es in einem dritten Falle, bei einem Briefe vom 17. April 1778, in welchem die Königin von dem rauhen Temperamente und den klösterlichen Neigungen ihrer Schwägerin Elisabeth redet; um die letztere zu zerstreuen, soll der Prinzessin ein eigener Haushalt eingerichtet werden. Herr Feuillet de Conches bringt auf's neue eine ganze Anzahl unleugbarer Wahrheiten: der Brief könne echt sein, wenn auch Maria Theresia in ihrer Antwort vom 2. Mai nicht auf ihn, sondern nur auf das bei Arneth gedruckte Schreiben vom 19. April Rücksicht nehme; der Inhalt des letztern sei ihr eben interessanter als

jener des 17. gewesen: wie könne man einen Brief unecht nennen, weil der Empfänger ihn nicht beantworte? Auf's neue gilt aber auch hier, daß alle diese Reden um die Sache herumgehen, anstatt sie zu treffen. Der Brief vom 17. ist unecht, weil die Königin darin den Charakter der Prinzeß Elisabeth in ganz anderer Weise schildert als in den echten Briefen, weil sie für die Gründung des besondern Haushalts dort einen ganz andern Grund anführt als hier, weil ganz so wie in den frühern Fällen der Brief nicht in eine Lücke der echten Correspondenz hineinpaßt, sondern derselben in allen Punkten widerspricht. In dieser Bedrängniß bietet sich Herrn Feuillet de Conches eine letzte Instanz der Rettung: er bemerkt, daß die Königin damals schwanger gewesen, wer dürfe mit einer schwangern Frau über den wunderlichen Inhalt ihrer Briefe rechten? Dies Argument freilich schließt jede weitere Discussion aus.

Ein besonders widerwärtiger Umstand für die Pariser Herausgabe war die Thatsache, daß nach den echten Quellen die Königin mit ihrer Schwester Marie Christine in gar keinem Verkehr gestanden, während beide Sammlungen in einer Anzahl höchst vertraulicher Herzensergießungen Antoinette's an ihre theure Christine eines ihrer reizendsten Kleinodien aufweisen. Herr Feuillet de Conches bespricht zunächst eine formelle Schwierigkeit. Im Verkehr der kaiserlichen Familie wurden begreiflicher Weise nicht die in der Taufe ertheilten Doppelnamen gebraucht: die Königin von Neapel wurde nur Caroline, die französische Dauphine nur Antoinette genannt, Marie Christine aber hieß im Familienleben nicht Christine, sondern nur Marie. Es war also übel, daß die Pariser Briefe die Königin überall die Schwester mit dem Namen Christine anreden ließen; es ist, als wenn ein

Correspondent des jetzigen Kaisers der Franzosen ihn als „lieber Carl," oder des jetzigen Königs von Preußen ihn als „lieber Fritz" begrüßte. Herr Feuillet de Conches macht es sich leicht mit dieser Schwierigkeit. Marie Christine, sagt er, hat zuweilen mit dem Doppelnamen unterzeichnet; wer will nun beweisen, daß nicht auch Marie Antoinette sie einmal mit dem letztern angeredet? Ich besitze, fährt er fort, mehrere Schreiben der Königin, welche aus Vermond's Papieren stammen und die Anrede Christine haben. Ist es nöthig, solche Wendungen im Ernste zu erörtern? Eben um die Echtheit dieser Besitzthümer des verehrten Herrn handelt es sich; es wird ihm bemerkt, daß sie wegen der falschen Anrede verdächtig sind, und sein Gegenbeweis besteht in dem Satze, daß die Anrede richtig sei, denn die Briefe, die er besitze, seien echt. Man zeige mir, ruft er aus, erst einmal mehrere Briefe der Königin, welche der Schwester den einfachen Namen Marie beilegen. Nun, einen solchen Brief hat er selbst Band III, S. 85 drucken lassen, und einen zweiten, allerdings nicht von der Königin, aber doch von der Mutter an dieselbe, kann er bei Arneth S. 11 finden. Doch wozu noch specielle Beweise für eine überall unzweifelhafte Thatsache zusammen suchen?

Zumal es den Pariser Briefen wenig helfen würde, auch wenn der Name Christine statthaft wäre. Diese Correspondenz hat nicht existirt, weil, wie gesagt, die beiden Schwestern überhaupt keinen Verkehr hatten. Herr Feuillet de Conches bewegt sich um dieses wieder völlig entscheidende Moment umher, ganz wie oben um die Widersprüche zwischen der seinigen und der Arneth'schen Sammlung. Er sagt: und weshalb stellt der Kritiker jene Behauptung auf? Weil der Biograph Marie Chri-

stine's, Herr Wolf, in seinem Buche nur zwei Briefe der Königin an die Schwester mittheilt. Wieder macht es ihm geringe Mühe, die handgreifliche Nichtigkeit eines solchen Schlusses darzulegen: die übrigen Briefe seien in Wien verloren gegangen, also habe Herr Wolf sie dort nicht finden können, er gebe was er gefunden, die andern aber liegen eben nicht mehr in Wien, sondern im Cabinet des Herrn Feuillet de Conches. Dies scheint so überzeugend — und auch hier wäre Herr Feuillet de Conches im glänzendsten Rechte, wenn ich nichts mehr gesagt hätte, als was er zu wiederholen beliebt. Hat er es nun wirklich und vollständig übersehen, jenes Bruchstück aus dem Tagebuche des Herzogs Albert, auf welches ich ihn aus Wolf's Biographie aufmerksam gemacht habe? jene Aufzeichnung über das Jahr 1786, daß die beiden Schwestern nach der Verschiedenheit ihres Alters und ihres Lebensganges niemals früher ein persönliches Verhältniß zueinander gehabt? Und als er die Vorrede seines dritten Bandes schrieb, hatte er es bereits vergessen, daß er unter Nr. 441 (S. 132) desselben Bandes jene Stelle im Wortlaute selbst zum Druck gebracht hatte? Comme elle (la Reine), heißt es dort, était beaucoup plus jeune que mon épouse (Marie-Christine), qu'elle n'avait guère été à même de connaître cette soeur avant son départ de Vienne, et qu'il y avait eu des gens qui avant celui-là avaient donné des idées défavorables de celle-là, dont elle n'était revenue que dans les derniers temps, mon épouse fut d'autant plus charmée de ce que cette entrevue la mît à même d'affermir les sentiments qu'elle avait adoptés du depuis pour elle et de la convaincre de la fausseté des rapports qu'on lui avait fait sur son compte, — Berichte, unter deren Angaben, wie der Herzog gleich

nachher bemerkt, auch Verleumdungen über den Halsbandproceß eine Rolle gespielt hatten.

Diese Darstellung, aus der Feder von Marie Christine's Gemahl, schließt, wie mir scheint, jeden Zweifel aus. Als die Erzherzogin Wien nach ihrer Heirath verließ, 1766, war Antoinette noch ein Kind; schon vorher haben böse Zungen sie gegen die jüngere Schwester eingenommen, und erst kurze Zeit vor 1786 hat sie ein günstigeres Bild von derselben gewonnen. Die Vermuthung des Herrn Feuillet de Conches, nach langer Jugendfreundschaft habe erst später die Politik die beiden Schwestern getrennt — es wäre dazu höchstens 1781 bei den Streitigkeiten mit Holland über die Scheldeschifffahrt ein Anlaß gewesen — ist, wie man sieht, das Gegentheil des wirklichen Verlaufes. Mit diesen Thatsachen ist freilich eine Correspondenz, wie die beiden Pariser Sammlungen sie enthalten, überall unverträglich, desto besser stimmen dieselben mit allem andern zusammen, was wir aus echten Quellen über Marie Christine wissen. Herr Professor Wolf hat den reichen schriftlichen Nachlaß Albert's und Marie's auf das gründlichste und vollständigste durchforscht: es zeigt sich, daß Herzog Albert in äußerst sorgsamer Weise über Tagesereignisse, persönliche Bezüge und Correspondenzen Buch geführt, die meisten Briefe seiner Gemahlin für dieselbe aufgesetzt, jedes einlaufende Blatt seinen Sammlungen einverleibt hat. Dieses Hausarchiv ist unberührt und unverletzt aus seinen Händen in die seiner Erben und somit des jetzigen Besitzers übergegangen; bei einem Schiffbruche im Jahre 1792 ist ein Theil seiner Bücher, aber nichts von den handschriftlichen Documenten verloren worden, von irgend einer sonstigen Einbuße ist niemals die Rede gewesen. Und in dieser seltenen Fülle wohlgeordneter Documente, in der jede freund-

schaftliche Begegnung, geschweige denn jedes dauernde Freundschaftsverhältniß gebucht ist, zeigt sich nicht die mindeste Spur von einer vertraulichen Beziehung Marie's zu der Schwester in Versailles. Und man will uns glauben machen, die letztere habe lange Jahre hindurch keine vertrautere Correspondentin als die dreizehn Jahre ältere Marie gehabt, sie habe Mai 1770 an diese geschrieben: Ma chère Christine, la seule à qui j'ose parler à coeur ouvert!

Möge Herr Feuillet de Conches mich hier nicht wieder mißverstehen. Mein Schluß ist keineswegs: weil das Archiv des Herzogs Albrecht keine Briefe Antoinette's mehr enthält, können dieselben nicht demselben entwendet und Herrn Feuillet de Conches verkauft worden sein. Vielmehr lautet er dahin: da die in jenem Archive beruhenden Briefe und Tagebücher nur höchst selten von Marie Antoinette eine flüchtige Erwähnung thun, da im Gegentheile der Herzog jedes intime Verhältniß der beiden Schwestern ausdrücklich leugnet, deshalb können die von Herrn Feuillet de Conches producirten Briefe nicht aus dem Archive stammen, können nicht echt sein.

Sie können es um so weniger, als Maria Theresia, die hochverehrte Mutter, einen Briefwechsel zwischen ihren Kindern nicht begünstigte und insbesondere Marie Antoinette angewiesen hatte, ihre schwesterliche Correspondenz auf die Königin von Neapel zu beschränken, eine Thatsache, deren Bestätigung Herr Feuillet de Conches überall in den Briefen der Arneth'schen Sammlung wiederfinden kann. Briefe an die Königin von Neapel werden dort mehrmals erwähnt, der Verkehr aber Antoinette's mit den übrigen Schwestern geht überall durch die Mutter. Dies Verhältniß dauerte auch nach dem Tode der Kaiserin fort. Als

insbesondere Marie Christine 1784 den Wunsch hegte, einen Besuch bei ihren königlichen Verwandten in Versailles abzustatten, schrieb sie darüber nicht an die angeblich ihr so vertraute Schwester, sondern es entspann sich eine langwierige diplomatische Verhandlung, in der Antoinette sehr geringe Wärme bei der Aussicht des angebotenen Besuches zeigte: und auch diese Actenstücke hat Herr Feuillet de Conches selbst der Oeffentlichkeit übergeben. Ist es bei diesem Sachverhalte noch erforderlich, auf die einzelnen Fehler und Irrthümer der erdichteten Briefe zurückzukommen, die früher bereits angeführten Beispiele zu vermehren — zu bemerken, daß z. B. die Nachschrift, 15. Mai 1771, von dem Besuche des prince royal de Suède redet, während Gustav seit dem 14. Februar schon König war — oder daß der Brief vom 2. August 1774 von dem Aufenthalte der Erzherzogin in Schloßhof spricht, diese aber zu jener Zeit sich gar nicht in Schloßhof befand — oder daß die Königin sowohl an die Schwester als an die Prinzessin von Lamballe ihrem Schmerz über das von dem Parlamente in der Halsbandgeschichte gefällte Urtheil in bittern Thränen Luft macht, die Briefe aber an die Schwester in beiden Sammlungen vom 1. September 1786 datirt sind, während das Urtheil schon am 30. Mai publicirt wurde? und damit Herr Feuillet de Conches hier sicher nicht von einem lapsus der Königin oder einem Lesefehler im Datum reden könne, fügt er sofort einen Brief des Königs an Breteuil, ebenfalls vom 1. September hinzu, welcher den Cardinal in ein Kloster und Cagliostro aus Frankreich zu einer Zeit verbannt, in der beide Verfügungen längst vollzogen waren. (Campardon Marie-Antoinette et le procès du collier, 157, 163. Der Autor hat übrigens seinerseits die falsche Datirung der Briefe nicht bemerkt,

sondern theilt Facsimile derselben seinen Lesern mit nach den Originalen in der „Collection magnifique“ de Mr. Feuillet de Conches.)

Wenn ich nicht ganz irre, wird das bisher angeführte hinreichen, um den Charakter der in Frage stehenden Schriftstücke unwiderruflich festzustellen. Die in den beiden Pariser Sammlungen gedruckten Briefe der Königin Marie Antoinette aus den Jahren vor der Revolution, an ihre Mutter, an ihre Schwester Marie Christine, so wie eine Anzahl derer an ihre Brüder und die Fürstin Lamballe sind und bleiben unecht, trotz des Geistes und der Belesenheit, welche Herr Feuillet de Conches — ich kann nicht eigentlich sagen für ihre Prüfung, denn eine solche hat er gerade in den Hauptsachen unterlassen —, sondern bei Gelegenheit ihrer Besprechung entwickelt hat. Die Hauptsache ist damit erledigt. Indeß ist ein Nebenpunkt noch zu erwähnen, bei dem Herr Feuillet de Conches auf's neue in der Kunst geglänzt hat, die Gründe des Gegners nicht durch Widerlegung, sondern durch Verschweigen zu beseitigen.

Während die echten Briefe bei Arneth uns in Wahrheit die intimsten und zum größten Theile bisher unbekannten Familienbeziehungen der Königin erkennen lassen, berichten die Schreiben bei den Herren von Hunolstein und Feuillet de Conches überall längst notorische, durchgängig nur dem Pariser Gesichtskreis angehörige Thatsachen. Ich bemerkte demnach, daß der Fälscher sein Material beinahe vollständig aus den Memoiren der Frau von Campan und irgend einer Pariser Zeitung habe gewinnen können. Herr Feuillet de Conches hat sich nicht überzeugen wollen, wie schwer auch dieser Umstand gegen seine Briefe in das Gewicht fällt. Er erörtert, wie sehr natürlich es sei, daß von irgend

einem Hofereigniß Frau von Campan ebensowohl als die Königin erfahre und berichte; er läßt durchblicken, daß ein solches Zusammenstimmen viel eher zu Gunsten als zum Nachtheil seiner Briefe spreche. Er übersieht also auch hier vollständig den bedenklichen Punkt, der, wie sich versteht, nicht in dem Vorkommen derselben Thatsache in beiden Berichten liegt, sondern in dem Fehlen aller sonstigen, bisher unbekannten Angaben bei der Pseudo-Marie Antoinette. Es wiederholt sich die schon mehrmals aufgeworfene Frage: welch ein merkwürdiger Zufall müßte jener sein, welcher dem rechtmäßigen kaiserlichen Eigenthümer in Wien gerade jene historisch interessanten Briefe sicherte, und den umhersuchenden Autographendieben ausschließlich die inhaltleeren Plaudereien in die Hände spielte? Aber noch mehr. An mehreren Beispielen habe ich nachgewiesen, daß der Verfasser der Briefe den Inhalt der Campan'schen Memoiren wiederholt, aber ihn mißversteht und damit in deutlichster Weise sich als den Copisten jenes Originals bekundet. Dieses durchschlagende Verhältniß übergeht Herr Feuillet de Conches im übrigen mit Stillschweigen; er discutirt nur einen jener Fälle, wo ich gerügt hatte, daß der Fälscher einen verständigen und verständlichen Bericht der Campan über die Hofetikette in einer völlig schiefen und incorrecten Phrase wiedergebe. Um diesen Tadel zu entkräften, rechtfertigt er aber nicht die Redeweise des Briefes, worauf es allein angekommen wäre, sondern erläutert die von Niemand bezweifelte Richtigkeit der erzählten Thatsache, so daß also auch dieses Mal seine Beweisführung den wirklichen Streitpunkt ganz und gar nicht berührt.

An einer Stelle, an einer einzigen, ist es Herrn Feuillet de Conches gelungen, einen meiner Einwürfe abzuweisen. Ich hatte

gegen einen seiner Briefe, vom 27. Juli 1770, geltend gemacht, daß die Dauphine darin melde, sie sei im Begriffe nach Compiegne überzusiedeln, während sie in Wahrheit dort schon seit dem 18. gewohnt habe. Das letztere Datum hatte ich nach einem echten Briefe bei Arneth angenommen (S. 2), wo Marie Antoinette erzählt, der Hof würde am 18. nach Compiegne gehen und dort bis zum 28. bleiben. Herr Feuillet de Conches belehrt mich, daß dies freilich die Absicht des Königs gewesen, daß die Ausführung aber durch eine Krankheit des Dauphin verhindert, und Marie Antoinette erst am 30. nach Compiegne gekommen sei. Ouvrez, sagt er, la Gazette de France, un journal qui court les rues, et vous verrez — und nachdem er jenen Inhalt der Gazette mitgetheilt, ruft er aus: et voilà justement comme on écrit l'histoire. Ich bin ihm dankbar für die Belehrung, deren Material allerdings für ihn in Paris, wo „la Gazette de France court les rues," leichter zu haben war, als für mich, der hier in Deutschland eine Pariser Zeitung von 1770 erst aus weiter Ferne verschreiben muß. Ich bin ihm um so mehr zu Danke verpflichtet, als mich sein Citat auf die fernere Quelle aufmerksam gemacht hat, welche der Verfertiger seiner und der Hunolstein'schen Briefe neben den Memoiren der Frau von Campan benutzt. Die Zeitung, die ihm dazu dienlich gewesen, ist eben keine andere als die Gazette de France, oder genauer, mit ihrem damaligen Titel: le journal politique, ou gazette des gazettes. Sieht man ab von den kindlichen Reflexionen, den Betheuerungen der Liebe und Ergebenheit, den Versicherungen christlicher oder patriotischer Gesinnung, so meldet die angebliche Marie Antoinette in den Briefen der beiden Pariser Sammlungen nicht eine Thatsache, die nicht von der Gazette

oder von Frau von Campan im wesentlichen gleichlautend berichtet wäre. Da schildert in mehreren Schreiben, am ausführlichsten an Marie Christine 24. Mai 1770, die junge Dauphine die Feierlichkeiten ihres Empfanges von Straßburg bis Versailles. Man vergleiche die Gazette, Mai, S. 44, 50, 58, 63, 64, Juni, 42, 46, 51. Die Dauphine wird auf der Rheininsel den französischen Commissaren übergeben, erfreut sich in Straßburg an dem Bacchustanze der Küfergilde, den weißgekleideten Jungfrauen, den Anreden des Capitels, dem Concerte, Ball und Feuerwerk; sie betet in Nancy an den Gräbern ihrer Ahnen; sie wird kurz vor Compiegne im Walde an dem Pont-de-Berne von dem Könige und dem Dauphin empfangen, wirft sich dem Könige zu Füßen, wird vom Dauphin umarmt, empfängt ein reiches Geschenk an Diamanten, besucht Madame Louise im Kloster zu St. Denis, beklagt, daß das Gartenfest in Versailles bei ihrer Hochzeit durch ein Gewitter gestört wird, gewinnt durch ihre Anmuth alle Herzen, ist nach allen Reisen und Festen äußerst ruhebedürftig. Briefe und Zeitungsartikel stimmen Satz für Satz zusammen; die einzige Verschiedenheit entspringt auch hier wieder unverkennbar aus einem Mißverständniß des Briefstellers. Er läßt die Dauphine erzählen, daß in der Nähe von Compiegne zuerst der Herzog von Choiseul und dann nach einigen Stunden der König mit seinem Hofe ihr entgegengekommen sei; die Zeitung schildert S. 44 die Begegnung mit dem Könige, bei welcher der Minister nicht anwesend ist, da er sonst ohne Zweifel ebenso wie die einzelnen Hofchargen genannt wäre; später bringt sie dann S. 58 die Notiz, Choiseul habe die Prinzessin gleich in Compiegne, früher als alle anderen Minister, begrüßen dürfen.

Es folgt in den Briefen (vgl. besonders 13. Juni 1770

an Marie Christine) und in der Zeitung das gräßliche Unglück bei der Pariser Festlichkeit, das Geschenk des Dauphins an die davon Betroffenen, nebst Begleitschreiben an den Polizeilieutenant Sartines. Hier werden wir dann auch überrascht, Gazette, Juni I, 57, mit der ersten Quelle für jenes Schreiben Maria Theresia's an den Dauphin, welches Herr Feuillet de Conches nicht in Weber's Memoiren gefunden hat: die Zeitung bringt es Wort für Wort mit der charakteristischen Erklärung, es gelte für ausgemacht, daß außer diesem Briefe, den man als authentisch betrachte, die Dauphine noch zwei andere Schreiben ihrer Mutter an den König und die Prinzessinnen mitgebracht habe. Darauf melden die Dauphine wie die Zeitung einen Besuch in St. Cyr, die Oberin zeigt ihr das Institut, die Zöglinge führen ihr ein Festspiel zu Ehren ihrer Vermählung auf. Dann giebt es in beiden Documenten einen großen Ball beim spanischen Botschafter, und endlich erscheint, immer wieder in beiden, am Wiener Hof Herr von Stainville, um die erfolgte Vermählung der Dauphine zu melden.

So geht dies nun fort und fort. Unter dem 13. September erzählt ein Brief bei Hunolstein der Kaiserin, ganz wie es die Gazette vom September und October berichtet, daß die Dauphine in St. Cyr einer jungen Nonne den Schleier überreicht, daß Madame Louise durch den päpstlichen Nuntius eingekleidet worden, daß der Marquis d'Aubepine die Demoiselle de Choiseul heirathen werde. Unter dem 29. meldet ein Schreiben bei Feuillet de Conches, genau wie die Gazette vom October, daß ein loyaler Künstler dem Könige ein Gemälde überreicht hat, auf dem die Dauphine im Kelch einer Rose, von Blumen aller Art umgeben, sitzt. Unter dem 5. October erzählt die angebliche Marie

Antoinette aus derselben Quelle der Infantin Amalie von Parma, daß der Gesandte des Infanten, Graf d'Argental, das höchst gelungene Prachtwerk über die Hochzeitsfeste in Parma überreicht hat: sie fügt der Zeitungsnotiz aus eigenen Mitteln nur noch die treffende Bemerkung hinzu, Italien bleibe doch stets das Land der Künste. Daran schließt sie einige Notizen über die Reisen des Hofes, deren Richtigkeit ebenfalls durch die Gazette bezeugt wird, und endigt mit einer Erwähnung fürstlicher Besuche in Wien, wie sie sagt, nach einem eben empfangenen Briefe Christinen's, dessen Inhalt übrigens mit einer Correspondenz der Gazette, Wien 14. October, identisch ist.

Ende December 1770 wurde der Minister Choiseul plötzlich entlassen. Es lag, so lange aus Arneth's Briefen, Nr. 5, das Gegentheil noch nicht bekannt war, der Gedanke nahe genug, daß Marie Antoinette über dieses Ereigniß der Mutter selbst eine Nachricht gegeben hätte: wir finden demnach bei Feuillet de Conches ein Schreiben vom 27., worin der Briefsteller vollständig berichtet, was er weiß, nämlich was in der Gazette, Januar 1771, Heft 1, S. 44, über die wichtige Begebenheit erzählt wird. Nachdem diese Dauphine über ihre eigene Vermählung sich auf die Nachrichten der Gazette beschränkt hat, so kann es nicht auffallen, daß sie bei der Hochzeit ihrer Schwägerin, der Gräfin von Provence, durchaus bei dieser Quelle beharrt (an Marie Christine 15. Mai 1771); eher könnte man sich wundern, daß sie auch in Sachen des Wiener Hoflebens, Tod und Erbschaft des Fürsten Lichtenstein oder Ortswechsel der Kaiserin zwischen Wien und Schloßhof (an Marie Christine 8. März, 2. und 20. August 1772) sich höchst gewissenhaft mit den Correspondenzen der Gazette begnügt. Auch das ist absonderlich, daß sie (11. De-

cember 1773) sich dunkel erinnert, wie ihre Mutter gewisse Maßregeln über die Zigeuner in Ungarn und dans le reste de l'Allemagne im Sinne hat, und schon im Januar 1774 die Gazette die Ausführung dieser Dinge meldet: sowie etwas später (25. Januar 1775 an Marie Christine, bei Feuillet) die Gazette ganz genau die gräulichen Geschichten von den ungarischen Wölfen kennt, mit welchen Marie Christinens Briefe den Schlaf der Königin gestört haben sollen. Nicht weniger giebt es zu denken, daß Marie Antoinette in so kurzer Zeit die Wiener Hofnachrichten mißzuverstehen gelernt hat. Sie schreibt (25. Februar 1774, bei Hunolstein) an ihre Christine: Auch Ihr also ergötzt euch; ich habe lebhaften Antheil genommen an Eurem „Lammerfest," für welches Noverre Wunder gethan hat. Kein heutiger Gelehrter in Hofangelegenheiten des alten Wien vermochte über ein solches „Lammerfest" des vorigen Jahrhunderts etwas anzugeben; doch stand das Wort in allen Buchstaben gedruckt, und daß es sich auch in der Handschrift nicht minder deutlich vorfindet, zeigt die erklärende Note des Herausgebers: Fête des agneaux. Und doch ist Alles ein Mißverständniß, ein Schreibfehler. Die Gazette meldet aus Wien 24. Februar: Il y eut à la cour un bal connu sous le nom fête de la chambre. On y a éxécuté une contredanse — cette contredanse, qui est de la composition du Sieur Noverre, a eu l'approbation de S. M. I. Also ein Kammerball, ein Kammerfest, aus welchem der einen deutschen Ausdruck suchende, aber des Deutschen nur halb kundige Schreiber ein Lammerfest gemacht hat.

Als Ludwig XV. zum Sterben kommt, schreibt Marie Antoinette, in Hunolstein's Sammlung acht Billets, an die Wiener Verwandten, in welchen sie Tag für Tag von dem Verlaufe der

Krankheit Nachricht giebt. Alle diese kurzen Briefe sind theils am Anfange, theils am Schlusse mit Ausrufen und Reflexionen geschmückt, welche die höchste Aufregung bekunden; ô ma chère maman, heißt es einmal, je devrais écrire des volumes mais je suis trop émue. Also werden in der That nicht ganze Bände Krankheitsgeschichte geliefert, sondern nichts als die Bulletins der Gazette vom 7. bis zum 10. Mai, in meist buchstäblich gleicher Fassung. Das Billet an die Mutter mit der Todesnachricht, welches neben Herrn von Hunolstein auch Herr Feuillet de Conches mittheilt, besteht außer einer Bitte um gute Rathschläge am Schlusse, wörtlich und ausschließlich zunächst aus zwei Sätzen der Gazette und sodann aus dem von Frau von Campan erzählten Worte: Nous sommes épouvantés de regner si jeunes. „Et voilà justement comment on écrit l'histoire“ citirte oben Herr Feuillet de Conches.

Nach der Thronbesteigung war eine der ersten Sorgen Ludwig's XVI., die langwierigen Streitigkeiten in der Bretagne zu ordnen; er sandte also in den letzten Monaten des Jahres 1774 den ehrwürdigen Herzog von Penthièvre, um dort einer Versammlung der bretonischen Stände zu präsidiren, und der Herzog, der sich von seiner Schwiegertochter, der Fürstin von Lamballe, nach Rennes begleiten ließ, löste seine Aufgabe in der erfreulichsten Weise. Nun bringt Herr Feuillet de Conches einen Brief, welchen die Königin an Frau von Lamballe in die Bretagne gesandt haben soll, um ihr zu den Erfolgen der Mission des Herzogs Glück zu wünschen. Auffallend an diesem Briefe ist nur eines, nämlich das Datum, December, nicht 1774, sondern 1775, und auch Herr Feuillet de Conches hat den Fehler nicht bemerkt, sondern stellt den Brief in seiner chronologischen Reihenfolge an

den Schluß des Jahres 1775. Es ist nun sehr möglich, daß lediglich ein „lapsus“ der Königin hier vorliegt; Herr Feuillet de Conches ist bei sonstigen Schwierigkeiten zu diesem Auskunftsmittel ebenso bereit wie anderwärts zu einem Recurs auf die Grillen ihrer Schwangerschaft.

Indessen weiß ich nicht, ob es mit seiner sonstigen Verehrung der Königin ganz verträglich ist, seine zweifelhaften Briefe in solcher Weise auf ihre Kosten zu decken: vielleicht ist ihm in diesem Sinne eine andere Auskunft selbst willkommen, die ich freilich nicht behauptend, sondern nur fragend proponiren möchte. Die Gazette, mit welcher seine Marie-Antoinette nun doch einmal auf gutem Fuße steht, bringt ebenfalls einen Bericht über die Mission Penthièvres und spendet dem Herzog und der Frau von Lamballe nicht geringeres Lob als die Königin in dem fraglichen Briefe; sie erzählt diese Dinge in einer Correspondenz vom letzten December, veröffentlicht den Bericht aber erst im Januarhefte 1775. Muß nun einmal ein lapsus stattgefunden haben, könnte man nicht anstatt der Königin an einen Autographenkünstler denken, welcher für sein Datum den Monat aus der Correspondenz, das Jahr aus dem Titel der Gazette genommen hätte?

Doch ich breche ab. Herrn Feuillet de Conches zu überzeugen, darf ich mir unter keinen Umständen schmeicheln; für den unbefangenen Leser muß ich längst fürchten, Wasser in das Meer getragen zu haben.

Ich resumire.

Die bisher besprochenen Briefe Marie Antoinette's in den Sammlungen der Herren Graf von Hunolstein und Feuillet de Conches entbehren jeder äußern Beglaubigung; Niemand weiß, wie sie aus den Händen der Adressaten und ihrer Rechtsnachfolger

in den Besitz jener Sammler gekommen sind. Was Herr Feuillet de Conches in dieser Hinsicht mittheilt, ist ungenügend oder unrichtig.

Diese Briefe sind, soweit wir sie kennen, in anderem Format, mit anderer Datirung, anderer Anrede, anderer Unterschrift und in anderer Handschrift geschrieben, als die echten Briefe Marie Antoinette's aus der fraglichen Zeit.

Sie zeigen andern Styl, andere Denk- und Redeweise, andere und zum Theil der Wahrheit entgegengesetzte persönliche Beziehungen der Fürstin.

Sie enthalten zahlreiche Fehler und Widersprüche gegen die echten Briefe und den geschichtlichen Bestand einzelner Thatsachen.

Sie stellen ihren Inhalt zum bei weitem größten Theile aus bekannten Quellen, den Memoiren der Frau von Campan und der Gazette de France, zuweilen in wörtlicher Wiederholung und nicht selten mit groben Mißverständnissen ihres Originales zusammen.

III.

F. Feuillet de Conches, Louis XVI, Marie-Antoinette et Madame Elisabeth, lettres et documents inédits. Tome 4e. (CXIX u. 507 S.). Paris 1866, Plon.

Der vorliegende vierte Band der vielbesprochenen Sammlung führt die Reihe der Briefe und Documente bis zum Ende des Jahres 1791 und enthält, einschließlich einer Nachlese von Schreiben älteren Datums, im Ganzen hundertvierzehn Urkunden mannichfaltiger Art. Einen erheblichen Theil bildet die Fortsetzung der Correspondenz der Prinzessin Elisabeth, Briefe an ihre Freundinnen, wie die frühern von großem Interesse für den Charakter der Fürstin, im Uebrigen aber für die Kenntniß der Revolutionsgeschichte von geringer Erheblichkeit. Pikant ist eine Aeußerung der Prinzessin in einem Briefe vom 9. December über gewisse seltsame Unterredungen, die sie mit Pétion gehabt und nicht ungern wieder anknüpfen möchte, um zu sehen, ob er noch desselben Sinnes sei: man könnte beinahe vermuthen, daß eine berufene Stelle in Pétion's Bericht über die Rückreise von Varennes nicht, wie man bisher geglaubt, eine nichtswürdige und aus der Luft gegriffene Aufschneiderei gewesen, sondern durch eine berechnete Haltung der Prinzessin veranlaßt worden ist —

so wenig auch ein solcher Gedanke zu dem Bilde Elisabeth's nach der royalistischen Ueberlieferung passen würde.

Von größerem Werthe für die Geschichte der Revolution ist die aus dem Archiv des Erzherzogs Albrecht entnommene Correspondenz zwischen dem Kaiser Leopold und der Erzherzogin Marie Christine in Brüssel, sowie eine Reihe von Documenten aus dem Stockholmer und Moskauer Archiv, Berichte des Grafen Fersen über die Bestrebungen des französischen, Wiener und Berliner Hofs zur Bekämpfung der Revolution, Briefe der emigrirten Prinzen, Breteuil's, Nassau-Siegen's, endlich ein Theil der Correspondenz zwischen Marie Antoinette und dem Grafen Mercy aus dem Wiener Staatsarchiv. Im Allgemeinen bestätigen sie durchaus das bisher bekannte Verhältniß: die Emigranten, von Rußland und Schweden unterstützt, drängen zum sofortigen Angriff auf das revolutionäre Frankreich, unter der Führung des zum Regenten zu bestellenden Grafen von Provence; Marie Antoinette und Ludwig XVI. wollen von einem Hervortreten der Emigranten nicht hören, sondern hoffen durch einen Congreß der Mächte und militärische Demonstrationen die Jacobiner ohne wirkliche Waffengewalt einzuschüchtern; Kaiser Leopold spricht sein Einverständniß mit diesem Plane eines Congresses aus, hält aber mit der Ausführung desselben so viel wie irgend möglich zurück. Im Allgemeinen war dies, wie gesagt, schon nach den früher vorliegenden Quellen unzweifelhaft: die Documente der vorliegenden Sammlung bringen jedoch eine Menge interessanter Einzelnheiten hinzu, welche den Gang der Entwickelung und die Stimmung der handelnden Personen näher beleuchten und nach allen Richtungen aufhellen. Leopold's Abneigung gegen den Krieg tritt noch stärker als in den andern Quellen hervor, so daß die Königin ihn einmal

sogar als Verräther an ihrer Sache bezeichnet: es entspricht dem, daß sie selbst und Ludwig XVI., bei allem Wunsche den Krieg zu vermeiden, doch schon seit December 1791 die entgegengesetzte Eventualität viel bestimmter, als die bisherigen Quellen zeigten, in das Auge gefaßt und für diesen Fall ihre ganze Hoffnung auf den Sieg der Fremden gesetzt haben.

Wie wir in einer frühern Erörterung bemerkten, zeigte der dritte Band einen erfreulichen Fortschritt gegen die beiden ersten; der vorliegende vierte steht wieder höher als sein letzter Vorgänger, und der Grund dieser Besserung ist beide Male derselbe: in jedem weiteren Bande nämlich besteht das Material immer überwiegender aus Abschriften von Acten verschiedener Staatsarchive, und immer weniger ist die Rede von der gepriesenen Autographensammlung des Herausgebers, deren falsche Schätze anfangs die prunkendsten Juwelen des Buches geliefert hatten. Der ganze vierte Band enthält nur einen Brief, dessen angebliches Autograph Herr Feuillet als Bestandtheil „de mon cabinet" bezeichnet. Herr Feuillet selbst, obwohl er noch immer die Echtheit der früher publicirten apokryphen Briefe zu vertheidigen sucht, hebt jetzt doch auch mit möglichstem Nachdruck hervor, daß der Werth seines Buches von dem Endergebniß jener Streitfrage wenig berührt werde. Ob sich unter den tausendfünfhundert Briefen, sagt er, welche das Buch enthalten soll, fünfzehn oder zwanzig zweifelhafte befinden, ist von geringem Belang: diese Briefe sind zwar völlig geschichtlich, aber sie haben kein so hervorragendes Interesse, daß meinem Buche ein erheblicher Schaden geschähe, wenn sie nicht darin existirten; sie bilden in jeder Hinsicht den wenigst bedeutenden Bestandtheil desselben. Bekanntlich war dies nicht immer die Meinung weder des Herausgebers noch des Publikums. Mit größtem Nachdrucke

pries Herr Feuillet in der Vorrede des ersten Bandes seine Autographen, und in der That wurde der literarische Erfolg desselben sowie der Sammlung Hunolstein's vor allem durch die pikanten Plaudereien der falschen Briefe hervorgebracht. Sei dem jedoch wie ihm wolle: es ist immer als ein erfreuliches Zeichen beginnender Einsicht zu betrachten, daß Herr Feuillet gegenwärtig, um die Bedeutung seines Buches zu retten, den Werth seiner Autographensammlung selbst Preis giebt. Ich werde mich deshalb in der Beleuchtung der Argumente, mit welchen die Vorrede des Bandes auf mehr als hundert Seiten die Gründe für die Unechtheit der apokryphen Stücke zu entkräften sucht, auf einige Hauptpunkte beschränken können.

Der größte Theil der falschen Briefe Marie Antoinette's ist aus Bruchstücken der Campan'schen Memoiren und der Gazette de France zusammengestellt, oft in wörtlicher Wiederholung, mehrmals in grobem Mißverständnisse des Inhalts: wären sie echt, so müßte man annehmen, die Königin und der Redacteur der Gazette hätten entweder Abrede genommen oder in einem sympathischen Seelenverbande gestanden, so daß jene Nichts an die Mutter geschrieben, was dieser nicht sofort in die Zeitung aufgenommen; nur wäre die geheime Sympathie auf der Seite der Königin so weit schwächer gewesen, daß die gemeinsame Kunde von ihr verkehrt und richtig nur von dem Redacteur wieder gegeben worden wäre. Herr Feuillet, der offenbar gar nicht gesehen hat, worin die Bedeutung dieses Verhältnisses für seine Briefe liegt, begnügt sich mit den kurzen Worten:* der Umstand, daß der Inhalt der Briefe durch die Campan oder die Gazette bestätigt wird, beweist

* S. XCIX.

nicht gegen, sondern für die Authenticität der Briefe. Daß diese scharfsinnige Wahrnehmung den entscheidenden Punkt auch nicht von ferne berührt, wird keines Beweises bedürfen. Im Einzelnen klagt er dann, daß man einen Brief für unecht erkläre, weil Marie Antoinette darin von einer Begegnung mit dem Herzog von Choiseul rede, während die Gazette an der betreffenden Stelle die Anwesenheit desselben bei jener feierlichen Zusammenkunft des Hofes nicht erwähne; mit unwiderleglichen Gründen erörtert er, daß diese Nichterwähnung nichts beweise, daß Choiseul immerhin zugegen gewesen sein könne. Wir haben nichts einzuwenden, nur thut es bei unserer Streitfrage nichts zur Sache. Denn keineswegs, weil die Gazette den Herzog nicht erwähnt, halten wir den Brief für unecht: gerade umgekehrt, weil sie ihn erwähnt, und nur an einer andern Stelle erwähnt, und der Brief dann die beiden Artikel verkehrter Weise zusammenschmilzt. Hiervon hütet sich Herr Feuillet zu reden: es bleibt also trotz seiner an sich ganz richtigen Dissertation bei der Unechtheit des Briefes.

Ein weiteres Argument gegen die Echtheit der Feuillet'schen Briefe war der Umstand, daß ein großer Theil derselben, angeblich aus den ersten Jahren nach Antoinette's Ankunft in Versailles, an ihre Schwester Marie Christine gerichtet war, daß diese als die intimste Vertraute der Dauphine in denselben erschien und stets mit den Namen Christine angeredet wurde. In Wahrheit aber hieß die Erzherzogin im Familienverkehr nicht Christine, sondern Marie, und ihr Gemahl bezeugt, daß sie bis zum Jahre 1785 mit der Schwester gar keine Beziehungen gehabt, daß vielmehr das Verhältniß beider Fürstinnen durch böse Zungen vergiftet gewesen sei. Herr Feuillet erklärt eine solche Kälte für höchst unwahrscheinlich, erzählt aus freier Phantasie heraus, wie zärtlich

er sich das Verhältniß vorstelle, und widerlegt die Aussage des Herzogs Albert über die Fortdauer der Spannung bis 1785 mit dem Nachweise, daß die beiden Schwestern in den Jahren nach 1785, von 1788 bis 1791, einige Briefe gewechselt haben. Und nun erst die Verwechslung der beiden Namen Christine und Marie! Die Prinzeß muß doch auch Christine genannt worden sein, ruft er aus, denn es giebt da ein Buch des gelehrten und trefflichen Dr. Wolf, gegenwärtig Professor der Geschichte zu Gratz in Steiermark, und in diesem Buche redet Dr. Wolf stets von der Erzherzogin, nicht Marie, sondern Christine. Herr Dr. Wolf ist ein österreichischer Gelehrter, also scheint es Herrn Feuillet undenkbar zu sein, daß er in diesen Dingen einen Fehler machen oder sich ungenau ausdrücken könne; bezeichnet er die Erzherzogin mit dem Namen Christine, so sind damit auch die Briefe gedeckt, welche denselben Brauch befolgen.

Gewiß, ich bin der Letzte, welcher die Verdienste meines geehrten Freundes Wolf geringzuschätzen geneigt wäre; ich denke, daß er ganz und gar befugt war, in seinem Buche von dem Doppelnamen Marie-Christine nach Belieben die eine oder die andere Hälfte zu verwenden, daß aber das Belieben des Herrn Wolf nicht gleichbedeutend ist mit dem Brauche der kaiserlichen Familie, und wenn es sich um diesen handelt, müssen trotz aller Autorität des Herrn Wolf die Acten der Betheiligten entscheiden. In dieser Hinsicht kann nun unter anderen der neueste Band des Herrn von Arneth Herrn Feuillet weitere Aufklärung geben: überall heißt die Erzherzogin ma soeur Marie, niemals Christine, und Marie Antoinette redet von ihr noch im Jahre 1785 selbst in lieblos wegwerfendem Tone. Wenn ich nun jetzt wie früher glaube, daß aus diesen Gründen alle jene zierlichen Briefe, jene

intimeren Herzensgießungen à ma soeur Christine, à ma chérissime soeur zu verwerfen sind, so freue ich mich doppelt, für diesen Schluß die auch von Herrn Feuillet so hoch geschätze Autorität des Herrn Wolf auf meiner Seite zu haben, der mir schon am 28. September 1865 brieflich seine volle Zustimmung und zugleich seine lebhafte Entrüstung über das neuerlich wieder mit falschen Autographen getriebene Unwesen aussprach.

Ein dritter Grund gegen die Echtheit der Briefe liegt in der Thatsache, daß ihre Daten vielfach gegen die Chronologie und ihr Inhalt gegen die Angaben der echten Briefe Marie Antoinette's verstoßen. Gegenüber den zahlreichen von Herrn Geffroy und mir zusammengestellten Belegen dieses Verhältnisses beobachtet Herr Feuillet ein Verhalten, welches nach seinem vollen Verdienste nicht ganz leicht zu qualificiren ist, welches man aber jedenfalls als ein überaus höfliches bezeichnen muß. Viele der von ihm publicirten Briefe enthalten eine falsche Angabe. Die Kritik erweist den Irrthum und erklärt demnach den betreffenden Brief für unecht. Sofort beeilt sich Herr Feuillet den Irrthum anzuerkennen, aber ihn schleunigst auf seine Schultern zu nehmen, um die Echtheit des Schreibens zu erretten. Aufmerksam gemacht durch die Kritik, entdeckt er jetzt, daß die falsche Angabe gar nicht in dem Briefe steht. Bald ist der Setzer oder Corrector der Sünder, der statt des schlichten Wortes Monsieur die herzlichere Anrede mon cher Malesherbes geliefert hat; bald ist es Herr Feuillet selbst, der sich zu dem lapsus bekennt, eine falsche Jahreszahl dem Briefe zugesetzt, eine falsche Unterschrift zerstreuter Weise angehängt zu haben. In andern Fällen hat, wie Herr Feuillet bemerkt, ein früherer Besitzer des Autographs einem undatirten Brief ein unrichtiges Datum hinzugefügt; zufällig hat

er dabei die Handschrift der Königin nachgeahmt und sogar einen Kenner wie Herrn Feuillet in diesem Punkte getäuscht. Will dies alles nicht Platz greifen, so erscheint endlich als eine gar nicht zu erschöpfende Hülfsquelle die Masse der Correcturen, mit denen Marie Antoinette die im Besitze Herrn Feuillet's befindlichen Briefconcepte bedeckt haben soll. In einem Briefe ist von Aeußerungen Joseph's II. die Rede; die Kritik stellt fest, daß zu jener Zeit der Kaiser dies nicht gesagt haben kann; es braucht nur dieses Winkes, und der geschärfte Blick des Herrn Feuillet entdeckt unter einem Haufen von Strichen und Rasuren die früher übersehenen Worte d'après Maximilien: der Kaiser giebt keine eigenen Anschauungen; er wiederholt nur, was ihm der Bruder Max gesagt, und alle Schwierigkeiten sind gehoben. In einem andern Briefe nennt die Dauphine die Dubarry, dont je ne vous ai jamais parlé. Die Kritik bemerkt, Antoinette habe das nimmermehr geschrieben. Ganz gewiß, ruft Herr Feuillet, soeben sehe ich das corrigirte Concept näher an, es steht da nicht jamais parlé, sondern pas encore reparlé, und alles ist in Ordnung. Leider nein, muß ihm dann aber die Kritik bemerken, und wiederholt ihre Bedenken. Mein Gott, entgegnet Herr Feuillet, welche Chicanen über eine Kleinigkeit — und erzählt nun, daß er die Variante reparlé gern Preis gäbe, da er sie aus reiner materieller Genauigkeit dem Worte parlé substituirt habe; um aber den Streit für immer zu beenden, habe er den Brief mehreren erfahrenen Experten vorgelegt, und vor diesen mit Loupen bewaffneten Luchsaugen sei dann freilich das pas encore verschwunden, dafür aber aus Correcturen und Dintenkleckſen die wahre Lesart aufgetaucht: jamais assez reparlé. Und nun möge die Kritik weiter discutiren.

Wie Jeder sieht, giebt es bei diesen wunderbaren Operationen nur zwei Möglichkeiten. Entweder ist Herr Feuillet, sei es durch Flüchtigkeit, sei es durch mangelhafte Bildung unfähig, alte Manuscripte richtig zu lesen und historische Documente genau zu copiren, und dann ist seine Ausgabe für wissenschaftliche Benützung werthlos; oder er bearbeitet die ihm vorliegenden Texte nach seiner literarischen Convenienz, und dann verschwindet vollends für seine Autographensammlung jegliche Gewähr der Echtheit. Mit größter Unbefangenheit gesteht es Herr Feuillet für eine Anzahl der Varianten ein, daß dieser letztere Fall vorliegt, daß er selbst nach den Ausstellungen der Kritik die betreffenden Aenderungen gemacht habe. Nachdem von seinem ersten Bande eine Anzahl Exemplare verkauft waren, wurden die ersten kritischen Zweifel laut; die Wirkung auf Herrn Feuillet war dieselbe wie oben; er ließ sich belehren, corrigirte eine Anzahl der vorhandenen Fehler heraus, und veranstaltete dann einen neuen Abdruck des verbesserten Textes, der jedoch als solcher weder auf dem Titel noch anderwärts bezeichnet war, so daß jetzt die Exemplare beider Gattungen promiscue durch die Welt gingen, bis Herr Geffroy im Temps die Differenz derselben, z. B. hinsichtlich der Unterschrift der Königin zur Sprache brachte.* Il est au moins singulier, sagt Herr Feuillet jetzt, qu'on prétende me faire un reproche de la bonne foi avec laquelle j'ai

* Herr Feuillet ist höchst befremdet, daß es mir nicht gelungen sei, mir ein Exemplar des zweiten Abdruckes zu verschaffen, und meint, daß ich mich nur an seinen Verleger hätte wenden sollen. Ich kann ihm darauf nur mit der Versicherung antworten, daß der zweite Abdruck für mich zuerst bei Herrn Jung-Treuttel, dann bei Herrn Durand bestellt worden ist, daß ich beide Male den ersten Abdruck erhalten, beide Male ihn zurück gesandt und auf's neue den zweiten gefordert, und beide Male diesen nicht erlangt habe.

tenu compte, dans un second tirage, des critiques qu'avait provoquées le premier. Pour qui donc mes adversaires écrivent-ils, s'ils sont si étonnés de l'accueil fait à leurs observations? Deutlicher, scheint es, kann man nicht erklären, daß seine Autographen die fehlerhafte Lesart enthalten, die über ihre Unechtheit entscheidet, und daß an deren Stelle Herr Feuillet im Drucke die richtige selbst substituirt hat. Heute also gesteht er, daß einige Bestandtheile der Texte, die er vor zwei Jahren ohne weiteres als die Briefe Marie Antoinette's publicirt hat, nicht von der Königin, sondern von ihm selbst geschrieben worden sind; wie groß ist jetzt die Garantie, daß er zwei Jahre weiter solche Geständnisse nicht in noch größerem Umfange machen wird?

Die Autographen des Herrn Feuillet waren weiterhin als unecht bezeichnet worden, auch deshalb, weil sie sich in der äußeren Form von den echten Wiener Briefen nach allen Richtungen unterschieden. Man hatte bemerkt, daß die Fürstin zwar in officiellen oder geschäftlichen Ausfertigungen die Unterschrift Marie Antoinette gebrauche, aber alle echten Briefe an ihre Verwandten entweder gar nicht oder nur Antoinette unterzeichne, so daß die Anwendung des Doppelnamens in angeblichen Briefen an die Mutter und Schwester die Unechtheit erweise. Keineswegs, ruft dagegen Herr Feuillet, hier ist eine ganze Reihe von Unterzeichnungen des Doppelnamens: und damit bringt er zum Schutze seiner Familiencorrespondenz eine Anzahl von Contracten und Rechnungen, die natürlich stets Marie Antoinette gezeichnet sind. Man hatte gefragt, ob das ein echter Brief einer Dauphine von Frankreich sein könne, wo der Trauerrand durch Bestreichen der Papierkante mit Dinte hergestellt sei. Zweifellos, antwortet Herr Feuillet, die Kritiker hätten lernen sollen, daß erst Marie An-

toinette den Gebrauch der Trauerränder in Frankreich einführte, und daß es also, ehe schwarz decorirtes Papier im Handel zu haben war, eine Weile dauerte, während welcher Zeit man sich in der angegebenen Weise behalf — wieder eine sehr vortreffliche Argumentation, die nur an dem einzigen Fehler leidet, daß gerade die Person, um die es sich handelt, daß Marie Antoinette gerade in der fraglichen Zeit von 1774 nach Ausweis des Wiener Archives im Besitze des anständigsten Trauerpapieres war, daß gerade sie also zu jenem unreinlichen Nothbehelf keine Veranlassung hatte.

Die Hauptsache aber bei diesen Schwierigkeiten war, daß alle von den Herren Feuillet und Graf Hunolstein producirten Autographen der Königin die Handschrift ihrer letzten Lebensjahre zeigten, während in den echten Briefen von 1770 bis 1780 eine äußerst schwankende, jedoch von der späteren völlig verschiedene Schrift sichtbar ist. Diese Differenz ist natürlich ganz entscheidend gegen die Echtheit der Feuillet'schen Autographen, und es ist denn beinahe rührend zu sehen, mit welcher wortreichen Gravität Herr Feuillet hier am harten Holze arbeitet. Es hieße jedoch die Geduld des Lesers mißbrauchen, wenn wir ihm durch alle Windungen seines Beweises folgen wollten: genug, das Ergebniß ist, freilich habe Antoinette in ihren ersten Jahren eine ganz andere Schrift gehabt als in ihren letzten, jene sei denn so garstig gewesen, daß sie sich nach dem Beispiel vieler französischer Herrscher einen „sécretaire de la main“ angeschafft, einen Secretär, der die Aufgabe hatte, ihre Briefe in ihrem Namen zu schreiben, also eine Handschrift zu liefern, welche besser war als jene der jungen Fürstin, aber für die eigene Schrift derselben gelten sollte. Ein wahrer Wundermann, ruft hier Herr Geffroy mit Recht aus,

der im Jahre 1770 die Handschrift nachahmte, welche die Königin im Jahre 1790 haben würde! Und wie müßte sich, setzen wir hinzu, Maria Theresia gewundert haben, wenn sie von ihrer Tochter abwechselnd einen Brief in der echten kindlichen, und einen andern in der formirten Handschrift des Secretärs empfing. Wie müssen endlich wir uns wundern, daß nur die Briefe der erstern Sorte sich in Wien, und nur jene der letztern sich im Cabinet des Herrn Feuillet zusammen gefunden haben, ja, daß die wirklich abgesandten Briefe in der echten garstigen Handschrift ausgefertigt sind, während die saubern Ausarbeitungen des Secretärs sich als jene unleserlichen, mit Correcturen und Klecksen erfüllten Briefconcepte, als die Quelle jenes reichen Variantenschatzes darstellen! Die ganze Hypothese zerfällt also, wo man sie anfaßt, und nichts bleibt aus derselben zurück, als das Eingeständniß des Herrn Feuillet, daß seine angeblichen Autographen Antoinette's sämmtlich die spätere Handschrift zeigen, folglich daß sie schon deshalb, soweit sie ein früheres Datum als 1780 tragen, sämmtlich unecht sind. Herr Feuillet beschwert sich bitterlich, daß ich während meiner Anwesenheit in Paris seine gütige Einladung, mich durch den Augenschein von der Echtheit seiner Papiere zu überzeugen, unfreundlich abgelehnt habe: nun, er hat ein einfaches Mittel, meine Beschämung zu vollenden, indem er die Punkte bezeichnet, deren Anblick meine Kritik beseitigt hätte. Bis jetzt scheine ich mir ganz richtig berathen, wenn ich die Zeit meines Pariser Aufenthaltes zu nützlicheren Dingen als zur Besichtigung völlig werthloser Papiere anwandte.

Zum Schlusse sind noch einige Worte über einen Punkt erforderlich, über welchen Herr Feuillet ursprünglich jede Verpflichtung zu Rede und Antwort abgelehnt, allmälich aber sich doch

zu einigen Auslassungen bequemt hat, ich meine die Provenienz seiner Autographen und jener des Herrn von Hunolstein. Leider muß ich sofort hinzusetzen, daß auch diese neuesten Erläuterungen wenig befriedigend sind. Einige seiner Briefe erklärt Herr Feuillet von einem ungenannten Conventsdeputirten, andere von einem ebenso ungenannten Antiquar in der Kärnthner Straße zu Wien erworben, wieder andere auf einer Pariser Auction gekauft zu haben: mit solchen Angaben ist natürlich nichts für ihn gewonnen, da weder die Wiener Antiquare noch die Pariser Auctionscommissare den Anspruch auf Untrüglichkeit erheben. Noch übler steht es anderwärts, wo sich die Angaben des Herrn Feuillet entweder unter einander oder mit den positiven Aussagen Dritter in offenem Widerspruche befinden. Daß er in jenem zweiten Abdruck des ersten Bandes mehrere Briefe der Prinzessin Elisabeth stillschweigend geändert habe, erläutert er jetzt (VI, XIV) dahin, er habe die erste Ausgabe nach verstümmelten Copien gemacht, und erst hinterher von Herrn von Castéja die vollständigen Originale empfangen; dieses äußerst einfache Verhältniß habe er zudem schon im Vorworte des dritten Bandes veröffentlicht. Schlägt nun aber der Leser die citirte Stelle des dritten Bandes nach, so findet er nichts als die Notiz, Herr Feuillet habe von Herrn Castéja dreiundachtzig weitere, bisher unbekannte Briefe der Prinzessin erhalten; von den im ersten Bande abgedruckten Briefen ist gar keine Rede. Herr Feuillet scheint also ein überaus schwaches Gedächtniß für den Inhalt seiner eignen Schriften zu haben; es leuchtet ein, daß damit die Gewähr für die Richtigkeit seiner thatsächlichen Angaben überhaupt gering wird. Eine Anzahl der (falschen) Briefe Marie Antoinette's wollte er aus einem im Wiener Archiv befindlichen Cahier de lettres de l'archiduchesse dauphine

de France entnommen haben: auf meine Bemerkung, daß ein solches Cahier in Wien nicht existire, nimmt er jetzt die Miene an (Band IV, S. XV), als liege hier nur ein Streit um mißverstandene Worte vor; das Cahier sei allerdings nicht mehr vollständig, es gebe nur noch Bruchstücke eines Cahiers, eben die von ihm mitgetheilten Briefe, diese aber seien im Wiener Archiv vorhanden; unmöglich könne meine Verneinung aus dem Archive selbst stammen; die dortigen Beamten hätten ihm vielmehr erklärt, die Briefe seien die letzten Reste, recueillis dans les archives particulières de Marie-Thérèse. Was ich darüber gesagt, schließt er, ich wiederhole und bekräftige es. Die Antwort auf diese Betheuerungen ist sehr einfach, nämlich, daß der Director des Archivs, Herr von Arneth, sowohl Herrn Geffroy als mir in der bestimmtesten und unzweideutigsten Weise, mit der Vollmacht zu jeder Art der Verwendung, die Erklärung gegeben hat, daß weder jenes Cahier noch einer der angeblich daraus entnommenen Briefe in Wien vorhanden sei. Diese Erklärung hat Herr von Arneth sodann auch öffentlich wiederholt, indem er in der Vorrede seines neuesten Bandes die Versicherung giebt, daß mit den von ihm jetzt publicirten Briefen alles erschöpft sei, was die Wiener Archive an solchen Schätzen bewahrten. Es muß Herrn Feuillet überlassen bleiben, wie er diesen bündigen Aussagen gegenüber die Richtigkeit der von ihm bekräftigten Thatsache aufrecht erhalten will; wundern wird er sich nicht können, wenn wir Andern einstweilen an den Angaben des verantwortlichen Beamten festhalten.

Diese Differenzen setzen sich weiter fort. Herr Feuillet hat in Wien die Papiere des Grafen Mercy benutzt und zum Theil copirt. In diesen finden sich einige Billets der Königin an den

Grafen aus den letzten Jahren vor der Revolution im Original; Herr von Hunolstein publicirt dieselben in seiner Sammlung aus angeblichen Autographen, die ohne Zweifel nach Abschriften der echten Briefe fabricirt worden sind; dagegen fehlen sie in der Sammlung des Herrn Feuillet, der sie, sagte ich in meiner frühern Kritik, in Wien eingesehen, aber ich weiß nicht aus welchem Grunde verschmäht hat. Der Grund dieses Verschmähens, sagt jetzt Herr Feuillet (VI, XXX) ist einfach; diese Billets befinden sich nicht unter meinen damaligen Abschriften, also hat man sie mir nicht mitgetheilt; ich habe sie erst aus Hunolstein's Buch kennen gelernt. Er wird sich auch wieder mit Herrn von Arneth auseinanderzusetzen haben, der in seiner Vorrede, S. X, ganz positiv erklärt: „Fünf der Schreiben der Königin an Mercy, welche laut der bezüglichen amtlichen Vormerkung von Herrn Feuillet in Wien copirt wurden, sind in die Sammlung des Herrn Grafen von Hunolstein aufgenommen, wegen der daselbst vorkommenden, manchmal sehr wesentlichen Varianten aber hier neuerdings abgedruckt worden.“ Da amtliche Noten der hier erwähnten Art absolut glaubwürdig sind, so muß Herr Feuillet diese Copien verloren und vergessen haben, und da nun Mercy's Papiere gleich nach seinem Tode dem Wiener Archive einverleibt, nach den Noten desselben aber vor Herrn Feuillet von Niemand sonst eingesehen worden sind, so liegt die Vermuthung äußerst nahe, daß eben die von Herrn Feuillet gemachten und ihm abhanden gekommenen Copien dem Fälscher in die Hände gefallen sind, welcher die dem Herrn von Hunolstein verkauften Autographen geschmiedet hat.

In wie grober Weise diese Betrügereien betrieben worden sind, hat in einem schlagenden Beispiel Herr Geffroy nachgewiesen

an einem Briefe der Königin an Mercy, der neuerlich von Arneth vollständig zum Abdruck gebracht ist. Aus diesem Briefe hat 1. Januar 1792 Graf Fersen einige Bruchstücke für König Gustav III. von Schweden copirt. Diese Copie ist später einem Autographen-Fabrikanten in die Hände gefallen, welcher die Ergänzung der Bruchstücke aus eigner Machtvollkommenheit, natürlich ganz verschieden vom Original, vollzogen und dann das Ganze in die Handschrift der Königin umgesetzt hat, und dieses Machwerk hat denn auch wieder Herrn von Hunolstein Geld gekostet und dessen Sammlung bereichert. Die Unechtheit erhellt jetzt handgreiflich aus der Vergleichung der beiden gedruckt vorliegenden Originalbriefe, und vollends unwidersprechlich aus dem Umstande, daß die Königin ihren Brief gar nicht selbst geschrieben, sondern einem Vertrauten dictirt hat, wie sie dies am Schlusse der Chiffern bemerkt. Auch hier also erscheint die Frage: Wie hat der Fälscher die von Graf Fersen einst copirten Bestandtheile des echten Briefes kennen gelernt? Fersen's Schreiben an den König, in welches er die Fragmente eingerückt hat, war bisher, so weit meine Kenntniß reicht, — doch will ich mich hierüber sehr gern belehren lassen — der Welt vollständig unbekannt und ist erst jetzt von Herrn Feuillet als letzte Nummer seines vierten Bandes publicirt worden. Indessen ergiebt sich aus seiner im Vorwort des dritten Bandes abgedruckten Correspondenz mit dem jetzigen schwedischen Minister, Grafen Manderström, daß dieser den Brief des Grafen Fersen nebst einer Reihe ähnlicher Documente aus den Originalen des Stockholmer Archivs im Jahre 1851 oder 1852 copirt hat, daß Herr Feuillet, der schon vor 1858 mit dem Minister in Verkehr gestanden, diesen am 28. August 1864 um Mittheilung des Fersen'schen Briefes in seinem vollständigen Umfange bittet (vous

me demandez, schreibt der Minister, la lettre intégrale du comte de Fersen à Gustave III du 1 janvier 1792), daß also damals Herr Feuillet bereits Kenntniß von der Existenz und von einzelnen Theilen des Briefes gehabt hat. Wie wenn es auch hier ergangen wäre, wie bei jenen Billets an Mercy? wenn Herr Feuillet schon 1858 nicht blos Kenntniß, sondern auch Abschrift von jenen Brieffragmenten genommen, diese Copien wie seine sonstigen Autographen mit der Liberalität, die er stets sich nachrühmt, jedem Wißbegierigen gezeigt und dadurch dem Fälscher, welcher Herrn von Hunolstein betrogen, weitere Materialien geliefert hätte?

Auf dieses Ergebniß führen noch einige weitere Indicien. Unter der Reihe falscher Briefe Marie Antoinette's, welche Herr Feuillet aus der Zeit vor der Revolution publicirt hat, finden sich, wie man sich erinnert, zwei dem Inhalte nach echte, ein Brief an Maria Theresia 14. Juni, und einer an Joseph II. 20. December 1777. Beide Briefe publicirt Herr Feuillet nach den angeblichen autographen Originalen, deren eines er in Paris bei einem Herrn Cherron, das andere bei jenem Wiener Antiquar gekauft zu haben versichert. Es ist schon früher bemerkt worden, daß diese Autographen ohne allen Zweifel gefälschtes Fabrikat sind; sie haben die Handschrift der spätern Jahre, Papier und Format wie die übrigen Fälschungen der ganzen Reihe, eines ein falsches Datum, abweichend von dem Exemplar der kaiserlichen Privatbibliothek. Trotzdem pocht Herr Feuillet auf ihren Besitz. Von dem Briefe an die Kaiserin habe man in Wien nur eine Copie, er habe das Original: sei ihm dieses richtig zugekommen, warum sollte die Provenienz seiner anderen Autographen zweifelhaft sein? Die Thatsache, sagt er an einer andern Stelle, daß

ich dieses eine besitze, ist gegen meine Widersacher ein unwiderleglicher Beweis. Die richtige Frage, die an die Stelle dieser Declamationen zu setzen ist, lautet, wie der Leser längst bemerkt haben wird, dahin: Wie ist der Fabrikant des Autographs zu dem echten Inhalt gekommen? und die Antwort darauf scheint aus dem Umstande zu erhellen, daß außer den Exemplaren der kaiserlichen Privatbibliothek Copien jener Briefe sich auch unter den Papieren des Grafen Mercy finden, den Papieren, bei welchen eine Archivnote liegt: communiqués à Mr. Feuillet de Conches. Der Verlauf wäre dann ganz derselbe wie oben bei den fünf Billets an Mercy, mit dem einzigen Unterschiede, daß mit dem falschen Autograph, welches nach den Copien des Herrn Feuillet angefertigt worden, dieses Mal nicht Herr Graf Hunolstein sondern Herr Feuillet selbst betrogen worden wäre. Ich verberge mir nicht, wie vielen meiner Leser eine solche Bereitwilligkeit, sich mit dem eignen Material betrügen, mit den eignen Kohlen rösten zu lassen, bei einem Kenner wie Herrn Feuillet höchst unwahrscheinlich dünken wird, bekenne aber, daß ich eine andere Erklärung zu finden — soll ich sagen nicht weiß, oder nicht wage?

Herr Feuillet hat wiederholt erklärt, daß ihm die Existenz der Hunolstein'schen Briefsammlung bis zum Momente ihrer Publication unbekannt gewesen sei (Band IV, S. XVI, XXX). Herr Graf von Hunolstein ist jedoch anderer Meinung über diesen Punkt; in der Vorrede zu seiner neuen Auflage thut er darüber eine Aeußerung, welche zwar eine kategorische Form vermeidet, jedoch über seine Vorstellung keinen Zweifel möglich läßt: Quant à nous, sagt er, nous n'avons pas eu le même avantage de pouvoir visiter les archives étrangères, et toutes les pièces qui font partie de notre collection, nous les avons acquises

depuis un certain nombre d'années, ainsi que Mr. Feuillet de Conches a peut-être pu le savoir. Herr von Hunolstein also ist der Ansicht, daß über die Existenz und Provenienz seiner — der Hunolstein'schen — Briefe Herr Feuillet wohl unterrichtet gewesen sei. Andere Aussagen sind dann noch weiter gegangen, und haben, z. B. die Wiener Presse, 1866, 15. Februar geradezu gemeldet, die Hunolstein'schen Papiere seien von Seiten des Herrn Feuillet dem Herrn Grafen für eine hohe Summe verkauft worden. Nach Allem, was wir oben über den Widerspruch zwischen den Aussagen der Herren Feuillet und von Arneth bemerkt haben, wird auch an dieser Stelle die bloße Versicherung des Herrn Feuillet nicht ferner als ausreichendes Beweismittel gelten können: wenn ihn sein Gedächtniß hinsichtlich seiner Wiener Erlebnisse so erheblich täuschen konnte, so wird es auch hier in seinem Interesse liegen, seine Erklärung durch zustimmende Erläuterungen des Herrn von Hunolstein zu bekräftigen. Unser unmaßgebliches Dafürhalten geht dahin — da Niemand einen Mann von der Bildung und der Position des Herrn Feuillet für den Urheber eines Betruges halten wird, so lange noch irgend eine andere Möglichkeit offen ist — es geht dahin, daß die Materialien zu der Hintergehung des Herrn Grafen von Hunolstein großentheils in der oben erörterten Weise aus den Papieren des Herrn Feuillet entnommen worden sind, und der Fälscher demnach den Herrn Grafen mit einem gewissen thatsächlichen Anhalt hat versichern können, die von ihm gelieferte Waare habe den besten Beweis für ihre Authenticität in ihrer Herkunft aus jener weltberühmten Autographensammlung. Unter dieser Voraussetzung löst sich der Widerspruch zwischen den Aussagen der beiden Herren von selbst.

Heute wird es nun nicht leicht wieder Jemand in den Sinn kommen, ein zweifelhaftes Autograph mit dem Namen des Herrn Feuillet de Conches zu legitimiren. Sein Sammeleifer hat, namentlich durch die Herausgabe der Wiener und Stockholmer Archivalien in den beiden letzten Bänden, der historischen Literatur genutzt, wie sehr auch seine Publication hinter allen Anforderungen an ein wissenschaftliches Urkundenbuch zurückbleibt. Die Planlosigkeit aber, die Fahrlässigkeit und Urtheilslosigkeit, über die man bei dem Editor wegen der Bedeutung des mitgetheilten Inhaltes hinwegsieht, ist geradezu vernichtend für die Autorität des Autographensammlers: in der Zukunft wird für jedes sonst nicht legitimirte Document seine Herkunft aus dem Cabinet des Herrn Feuillet nicht eine Gewähr der Echtheit, sondern eine Aufforderung zur mißtrauischsten Prüfung sein.

[illegible] würde es nun nicht leicht wieder gelingen in den Sinn kommen, ein zweifelhaftes Autograph mit dem Namen des Herrn Feuillet de Conches zu legitimiren. Kein Sammelcher hat, namentlich durch die Herausgabe der Wiener und Stockholmer Archivalien in den beiden letzten Bänden, der historischen Literatur genutzt, wie sehr auch seine Publication hinter allen Anforderungen an ein wissenschaftliches Urkundenbuch zurückbleibt. Die Möglichkeit aber, die Zuverlässigkeit und Urtheilslosigkeit, über die man bei dem Editor wegen der Behandlung des mitgetheilten Inhaltes hinwegsieht, ist gerade verhängnißvoll für die Interessen des Autographensammlers: in der Zukunft wird für diese [illegible] nicht legitimirte Document seine Herkunft aus dem Cabinet des Herrn Feuillet nicht eine Gewähr der Echtheit, sondern eine Aufforderung zur mißtrauischsten Prüfung sein.

Kaiser Leopold II.

Bonn, 1863.

I.

Der Ansicht, welche ich über die Politik Kaiser Leopold's von 1790 bis 1792 aus preußischen, holländischen und englischen Acten in meiner Geschichte der Revolutionszeit aufgestellt, hat Ernst Herrmann in Marburg mehrmals und mit nachdrücklichem Eifer widersprochen. Ich bin zwei Jahre lang durch äußere Hindernisse abgehalten worden, auf die Controverse zurückzukommen, und muß also damit beginnen, den Stand der Streitfrage, welche für die Gesammtansicht jener verhängnißvollen Zeit entscheidend ist, dem Leser zu vergegenwärtigen. Zu diesem Zwecke erlaube ich mir einige Sätze aus einem im December 1860 gehaltenen akademischen Vortrage einzurücken.

Nach der früher ziemlich allgemein herrschenden Auffassung wäre Kaiser Leopold der erste und wirksamste Gegner der französischen Revolution gewesen. Er hätte, kaum der Gefahr eines orientalischen Krieges entronnen, das dort erlangte Einvernehmen mit Preußen sofort dazu benutzt, um den Kreuzzug gegen die Revolution zu predigen, und auf Antreiben der französischen Emigranten zu Pillnitz den berüchtigten Bundesvertrag mit Preußen zu Stande gebracht, für den auch Rußland und England zu werben, seine dringendste Sorge gewesen. Darauf habe er, um Frankreich weiter noch die Gehässigkeit der formellen Offensive zuzuwälzen,

mit der Kriegserklärung gezaudert, aber unaufhörlich die Revolution durch Anfeuerung der Emigranten und deutschen Fürsten geneckt und bedroht, bis die Nationalversammlung endlich durch ihr geharnischtes Auftreten dem unwürdigen Spiele ein Ende mit Schrecken gemacht habe.

Was Polen betrifft, so sollte Preußen, früher auf gespanntem Fuße gegen Oesterreich und Rußland, seit 1790 die patriotische Partei in Warschau zu einer Reform ihrer Verfassung angetrieben haben; in Folge dessen wäre dort der Staatsstreich vom 3. Mai 1791 eingetreten, zu höchstem Verdrusse der beiden Kaiserhöfe, die nichts mehr gehaßt hätten, als das Emporkommen Polens aus der bisherigen Zerrüttung zu einer liberalen und geordneten Monarchie. Während nun aber Polen alle Hoffnung auf die fernere Unterstützung Preußens gesetzt habe, sei dieses durch das Schreckbild des französischen Jacobinerthums von Leopold zu der Pillnitzer Convention verlockt worden, und damit aus dem liberalen in das despotische Lager mit Sack und Pack hinübergegangen. Einmal zum Kriege gegen Frankreich entschlossen, habe man weder Willen noch Kräfte für den Osten Europas verfügbar gehabt, und folglich Polen den Gewaltthaten Rußlands überlassen; so seien im Sommer 1792 gleichzeitig die deutschen Heere gegen die Pariser Demokraten und die russischen gegen die Warschauer Liberalen aufgebrochen, und nach dem Siege der Russen hätten zuerst Preußen, und dann auch Oesterreich sich nicht geschämt, durch einen Theil der Beute sich für ihre schimpfliche Concurrenz belohnen zu lassen.

Von dieser Ansicht blieb nach dem Ausweise der oben angeführten Acten nach keiner Seite etwas bestehen. Nach ihnen bewegte sich vielmehr die Politik des Kaisers Leopold in völlig

andern, ungleich reinern und freiern Bahnen. Weit entfernt davon, in irgend einer Beziehung durch die französischen Emigranten bestimmt zu werden, hatte der Kaiser in Frankreich nur das Schicksal des königlichen Paares, Ludwig XVI. und Marie Antoinette's, im Auge. Um im Juni 1791 ihren Fluchtversuch zu unterstützen, machte er einige militärische — um im Juli ihre Haft zu erleichtern, machte er einige diplomatische Demonstrationen. Einen weitern Inhalt hatte in dieser Hinsicht auch die Zusammenkunft in Pillnitz nicht, vielmehr erfuhren dort die Emigranten eine kategorische Abweisung. Als jener nächste Zweck erreicht, und Ludwig mit der Nationalversammlung versöhnt war, setzte der Kaiser sein Heer auf vollen Friedensfuß und sprach im Herbste 1791 gegen alle europäischen Mächte die Anerkennung des neuen französischen Zustandes aus. Er hatte keinen heißern Wunsch, als daß seine sonst hinreichend schweren Sorgen nicht durch eine Verwicklung mit Frankreich vermehrt werden möchten. Er zürnte ebensosehr auf Rußland und Schweden, welche die Emigranten zum Angriffe auf Frankreich hetzten, wie auf die Pariser Wühler, welche die revolutionäre Erschütterung in die Nachbarländer fortzuleiten strebten. Da diese Umtriebe der beiden extremen Parteien aber im Winter 1791—1792 immer im Wachsen blieben, so trug er um so mehr Bedacht, seine junge Freundschaft mit Preußen zu befestigen, und gelangte im Februar zum Abschlusse eines Bündnisses auf gemeinsame Vertheidigung gegen jeden Angriff. Sein ganzer Ehrgeiz war auch hier, Frankreich gegenüber, die Erhaltung des Status quo, und in derselben conservativen Gesinnung beantragte er in Berlin zugleich die Gewährleistung Polens und seiner neuen Verfassung vom 3. Mai.

Denn wenn Joseph II. in seinem ungeduldigen Voranstreben

sich unbedingt mit Rußland verbündet, und diesem Türken und Polen preisgegeben hatte, um dafür seinerseits Bayern und Serbien zu erhalten: so war Leopold von jeher der Meinung gewesen, daß auf diese Art Oesterreichs eigene Stärke weniger als Rußlands drückende Uebermacht vermehrt werden würde.

Er verzichtete also gerne auf jede eigene Vergrößerung, und trennte sich schon 1790 thatsächlich von den russischen Bestrebungen. Indessen war er deshalb doch noch nicht gesonnen, ohne Weiteres den Russen gegenüber sich der damaligen preußischen Stellung anzuschließen. Vielmehr war seine Meinung, daß es außer der russischen und der preußischen Position noch eine dritte gäbe, wohl geeignet, um zwischen und trotz beiden Mächten die specifisch österreichischen Interessen zu befördern. Das Mittel dazu sah er in dem Streben der polnischen Patrioten, ihr Volk durch eine gründliche Verfassungsreform wieder stark und wehrhaft zu machen. Polen und Oesterreich waren in alten Zeiten stets gute Freunde und gesinnungsverwandte Genossen gewesen. Neuerlich hatten sich zwar die Warschauer Patrioten an Preußen gelehnt, waren aber jetzt mit dem Könige wieder zerfallen und in frischer Erbitterung gegen ihn. Wenn es nun gelänge, sie für Wien zu gewinnen, und dann an der Weichsel ein starkes verbündetes Königreich aufzurichten, vielleicht zu Gunsten des Kurfürsten von Sachsen, dessen Ahnen dort drei Menschenalter regiert hatten, und der selbst die wärmste kaiserliche und österreichische Gesinnung im Herzen trug: so wäre damit für Oesterreich der gewaltigste Vortheil in einem Schlage erreicht worden, und der kaiserliche Einfluß hätte dann, zwischen Rußland und Preußen gewaltsam vordrängend, von Wittenberg und Dresden bis Danzig und Riga gewaltet. So that Leopold denn das Mögliche, um die Rege-

neration Polens zu fördern, und als dort die Verfassung vom 3. Mai mit der Thronfolge des sächsischen Kurfürsten verkündet war, suchte er bei jedem Anlaß Preußen für deren Garantie zu gewinnen, allerdings ohne seinen vollen Gedanken, die Verschmelzung Sachsens und Polens zu einem Staate, in Berlin irgendwie zu verrathen. Auch so dünkte ein starkes Polen dem preußischen Hofe gefährlich genug, und Leopold mußte endlich zufrieden sein, daß Preußen ihm, nicht die Verfassung, aber doch die Freiheit Polens zu schützen versprach.

Wir sehen, wie genau alle Theile dieses kaiserlichen Systemes einander entsprechen. Alles zielt gleichmäßig und ausschließlich darauf ab, den im Sommer 1791 eingenommenen Boden zu vertheidigen, jede Ausschreitung eines Dritten zu verhüten, den Rhein gegen Frankreich wie Polen gegen Rußland zu decken. Irgend eine Offensive wird von dem Kaiser nicht beabsichtigt, denn er weiß, daß er mit der Erhaltung jener Position eine vorwiegende Stellung in Deutschland, eine geachtete in Europa einnimmt, jede Erschütterung aber ganz unübersehbare Folgen haben kann.

Dies ist in allen wesentlichen Zügen das Bild der leopoldinischen Politik, wie ich es aus den authentischen Documenten der Zeit geschöpft hatte. Zu meinem Bedauern hat darauf, nach denselben und einigen neu hinzugefügten Zeugnissen Herrmann zuerst in dem sechsten Bande seiner russischen Geschichte, und weiterhin in einer besondern gegen mich gerichteten Streitschrift * die ältere, französisch-polnische Ansicht auf's neue vertheidigt. Auf's

---

* Die österreichisch-preußische Allianz vom 7. Februar 1792 und die zweite Theilung Polens. Eine Streitschrift gegen Prof. H. v. Sybel, von E. Herrmann, Professor in Marburg. Gotha, Perthes 1861.

neue erscheint bei ihm der Kaiser ganz erfüllt von dem Plane eines reactionären Angriffskrieges gegen die Revolution; er fühlt die Homogeneität seiner und der russischen Regierung, er ist demnach so weit wie möglich von der Unterstützung der polnischen Patrioten entfernt; er hat nicht den mindesten Antheil an dem Staatsstreiche des 3. Mai; er hält den Kurfürsten von Sachsen und den König von Preußen mit freundlichen Worten hin, und erklärt sich wohl zur Anerkennung Polens bereit, wenn Rußland desgleichen thue, indem er sehr gut weiß, daß diese Voraussetzung niemals eintreten wird; er redet stets nur von Vertheidigung gegen Frankreich, aber hetzt in Wirklichkeit sowohl Preußen als Franzosen in den Kampf hinein, um dann gemeinsam mit Rußland einen schrankenlosen Absolutismus über Europa zu legen.

Der Contrast zwischen beiden Ansichten könnte, wie man sieht, nicht schärfer sein. Nach der einen ergiebt sich bei Leopold eine äußerst behutsame Defensive, nach der andern eine hinterhaltige Offensive gegen Frankreich: nach jener eine fortgesetzte Beschützung, nach dieser eine listige Berückung Polens; nach jener eine vorsichtige Abwendung von Rußland, nach dieser ein verstecktes Einverständniß mit Catharina. Es fragt sich, wie es mit der Begründung der einen und der andern steht.

Wenden wir uns zunächst zu Leopold's Benehmen gegen Frankreich, so erhellt sofort, daß Herrmann's Anklagen gegen den Kaiser eines positiven Beweises entbehren, und nur auf mittelbare Indicien gestützt werden. Herrmann ist nicht im Stande, irgend einen Schritt, ja nur irgend ein Wort des Kaisers beizubringen, welches die Absicht eines Angriffskrieges geradezu ausdrückte. Im Gegentheil, eine Menge Versicherungen von Leopold's Friedensliebe liegen vor; auf das Bestimmteste schränkt er seine

speciellen Bündnisse auf abwartende Vertheidigung ein; eine Zeitlang erklärt er sich zum Angriffskriege bereit, wenn ganz Europa ihn unterstütze, und als einige der Mächte ihn darauf ihrerseits zum Kriege ermahnen, antwortet er sogleich, daß jetzt kein Grund mehr zu demselben vorliege. Es macht auf Herrmann keinen Eindruck. Er bleibt trotz aller Reden und Handlungen Leopold's bei seinem Satze. Alle jene Reden sind nur Heuchelei, alle jene Handlungen sind berechnetes Blendwerk. Wenn der Kaiser von Defensive redet, so meint er eigentlich Angriff; man muß ihn nur kennen, so wird man die absichtliche Täuschung verstehen; wie wenige andere Staatsmänner ist er in kaltbesonnenem Irreführen geübt. Wo nun ist der mißtrauisch blickende Autor der tief verborgenen Gesinnung des Kaisers auf die Spur gekommen?

Herrmann's Erörterung geht von folgender Ansicht der allgemeinen Lage Europas aus. Im Jahre 1790 suchten Rußland und Oesterreich die Türkei zu erobern, und England, Preußen, Holland strebten das zu verhindern, — wir Andern glaubten bisher, aus Gründen des europäischen Gleichgewichts, aus gerechter Sorge, nach dem Falle Constantinopels den Kaiserhöfen selbst zur Beute zu werden. Herrmann blickt hier weiter. Die beiden streitenden Gruppen sind ihm zugleich Vertreter politischer Principien, Verkörperungen politischer Tendenzen. Die Kaiserhöfe betreiben nach ihm ein absolutistisches Reactionssystem, England, Preußen und Holland aber ein Föderativsystem im Sinne des Nationalitäts- und Nichtinterventionsprincips. Allerdings erscheint ihm das Letztere noch etwas unvollkommen und embryonisch, immer aber, sagte er, thaten sich die instinctiven Tendenzen desselben auf das Bestimmteste kund. Jene Mächte veranlaßten nun

Schweden zu einem Kriege gegen Rußland, und setzten sich mit den polnischen Patrioten und Reformern in Verbindung: wie die bisherige Geschichtschreibung glaubte, um Rußlands Einfluß zu beschränken und Rußlands Waffenmacht zu theilen. Herrmann aber definirt die Bedeutung dieser Thatsachen dahin: man war im Begriffe, dem europäischen Staatensysteme eine neue Verfassung zu geben, den kleinen Staaten ihre Freiheit und zugleich ihre innere Selbstständigkeit zu sichern. So erscheinen ihm England und Preußen als der Hort einer neuen liberalen Aera in Europa, Leopold aber und Catharina, eben weil sie Gegner jenes trefflichen Föderativsystemes sind, von vorne herein als heftige und unbedingte Reactionäre unter allen Umständen.

Wer jemals die hier besprochenen Ereignisse einer nähern Betrachtung unterzogen hat, bedarf nicht erst der Versicherung, daß die Quellen, Acten und Briefe der Zeit an keinem Punkte auch nur die leiseste Spur einer solchen Tendenzpolitik, daß sie nicht den Schatten liberaler Bestrebungen in der englisch-preußischen Thätigkeit verrathen. Weder Pitt noch Herzberg haben etwas Anderes im Auge als das gegenseitige Machtverhältniß der europäischen Staaten. Sie denken so wenig an Nichtintervention, daß ihr Bündniß gerade bei einer bewaffneten Intervention in Holland zuerst zu Stande gekommen ist. Sie denken so wenig an Abscheu vor der Beeinflussung fremder Staatsentwicklung, daß sie Jahre lang ihren Freunden, den polnischen Reformern, die speciellsten Forderungen hinsichtlich der polnischen Verfassung vorlegen. Sie denken so wenig an das Nationalitätsprincip, daß sich die ganze preußische Politik bis Juli 1790 um weitschichtige Tauschpläne von Provinzen und Menschenseelen ohne jede Rücksicht auf deren Sprache oder Wünsche dreht. Hier-

über ist Herrmann freilich äußerst unzufrieden, und rechnet es zu den Unvollkommenheiten der damaligen politischen Bildung; aber die Thatsache ist doch vorhanden, und wenn es Leopold gelingt, eben diese häßlichen Tauschpläne und ihren Urheber Herzberg zu beseitigen, so scheint die Anklage offenbar unberechtigt, daß der Kaiser damit dem Nationalitätsprincip einen Streich versetzt habe. Nein, es liegt eben das Verhältniß einfach so, daß Herrmann's liberales System nicht in den geschichtlichen Thatsachen existirt, sondern daß es aus den Stimmungen des 19. in die Zustände des 18. Jahrhunderts übertragen worden ist. Daß Leopold dies preußisch-englische System bekämpft hat, daraus läßt sich entfernt nicht schließen, er habe nach der „Solidarität der conservativen Interessen" einen Angriffskrieg gegen Frankreich oder die Unterdrückung Polens gesucht.

Im Juli 1790 war die Spannung über den Türkenkrieg zwischen den Mächten so weit gediehen, daß man mit Sicherheit den offenen Bruch zwischen Preußen und Oesterreich erwartete. Hier lenkten aber beide Mächte ein; es kam zu dem Vertrage von Reichenbach, in dem Preußen die Herzberg'schen Tauschpläne fallen ließ, Leopold aber mit den Türken eine Friedensverhandlung auf Grundlage des alten Besitzstandes zu eröffnen versprach. Dagegen wies Catharina jede Einmischung der Mächte mit festem Hochmuth zurück, setzte ihrerseits den Türkenkrieg fort, und kam darüber mit England und Preußen in das heftigste Zerwürfniß, aus dem eine wahrhaft europäische Krisis jeden Tag hervorwachsen konnte. Unter diesen Umständen begann Leopold seine türkische Friedensverhandlung etwas hinzuzögern. Er erklärte dem Lord Elgin, daß er mit Rußlands Eroberungspolitik nichts mehr zu schaffen habe, sie vielmehr als eine Gefahr für Oesterreich selbst

betrachte:* aber er könne deshalb mit dem bisherigen Alliirten nicht ohne Weiteres brechen, ihm anständiger Weise nicht offen den Rücken kehren. Sein Wunsch war, wenn es zum großen Kriege zwischen Rußland und Preußen-England käme, die Hände frei zu haben; er hatte keinen Eifer für eine russische Vergrößerung, aber völlig widerwärtig war ihm der Gedanke, daß ein solcher Krieg vielleicht Preußens Besitz erweitern könne. Er ließ Preußen darüber sondiren, und zog die türkische Unterhandlung unter stets neuen Vorwänden in die Länge. Zugleich aber rückte ihm eben damals eine andere Sorge gewaltig wachsend näher. Die französische Revolution entwickelte sich immer heftiger. Leopold's Schwester, die Königin, war unaufhörlich mit Schmach und Tod bedroht; eine Anzahl deutscher Fürsten hatte materielle Rechtsverletzung erlitten; die Emigranten riefen alle Höfe um Beistand an; die Jacobiner suchten die Bevölkerung der Grenzlande aufzuwiegeln. Die Möglichkeit der ärgsten Katastrophen lag in der Luft. Leopold that Alles, um ihnen vorzubeugen, ermahnte seine Schwester zur Geduld, die Emigranten zur Ruhe, die Reichsfürsten zu verständigem Regiment. Aber die Gefahr blieb vorhanden, und forderte den Kaiser täglich dringender auf, die bisherige Spannung zwischen den großen Mächten zu enden. Wenn ihn die russisch-türkische Sache von Preußen und England trennte, so drängte ihn die französische nicht minder stark zu Abschluß und Vereinigung mit denselben.

In diesem Sinne sagte er schon Anfang 1791 dem Lord Elgin, er wünsche, „daß die vier leitenden Mächte, England, Preußen, Oesterreich und Rußland eine allgemeine Defensiv-, nicht

* Elgin an Ewart, 15. Mai 1791.

Offensivallianz bilden und einander ihre Besitzungen garantiren möchten:"* es sei, setzte er hinzu, das einzige Mittel, um das Eindringen der Revolution in Deutschland zu verhüten. Eine Defensiv-, nicht Offensivallianz, so druckt es Herrmann selbst mit gesperrten Lettern ab: nichts scheint klarer und unzweideutiger als diese Worte, und so nimmt sie auch England, indem es den Vorschlag sehr erwähnenswerth findet, nur daß von Rußlands Beitritt nicht vor dem Abschluß des türkischen Friedens die Rede sein könne.** Eben an diesen Umstand knüpft nun Herrmann seinen Zweifel, ob Leopold die Versicherung der Defensive ehrlich meine. Der Umstand, daß Leopold immer noch an Rußland festhalte, scheint ihm Beweis genug, daß der Kaiser schon an dieser Stelle den Offensivbund gegen Frankreich vorbereite.*** Da für Herrmann der russische Bund die Reaction, und der preußisch-englische den Liberalismus darstellt, so ist ihm jedes Wort für ein Hinzuziehen Rußlands ein Beweis für versteckte Reactionslust in dem Herzen des Kaisers. Er vergißt, wie viel reale Gründe für Leopold ein rauhes Benehmen gegen Rußland bedenklich, wie dringende Sorgen ihm die allgemeine Aussöhnung aller Mächte wünschenswerth machten. Er übersieht, daß England und Preußen einzig deshalb Rußlands Beitritt verwarfen, weil ihre Allianz gerade gegen die russischen Eroberungspläne im Orient gerichtet war, und daß umgekehrt Leopold's Antrag auf

* Herrmann, russische Geschichte VI, 398.

** Herrmann VI, 401. Ganz in demselben Sinne schreibt Ewart an Elgin 25. Mai: Rußland kann schlechterdings nicht in eine Allianz aufgenommen werden, die hauptsächlich die Zügelung dieser unruhigen Macht zum Zwecke hat. Fast wörtlich gleichlautend instruirt der König von Preußen den Marquis von Lucchesini 16. Mai.

*** Russische Geschichte VI, 397.

Catharina's Beitritt zugleich auch eine Aufforderung an diese zum Aufgeben ihrer unruhigen Angriffspolitik war. Die Alliirten wollten von Rußlands Beitritt erst nach dem Ende des Türkenkrieges wissen. Leopold hoffte dieses durch die Einladung auf glimpfliche Art herbeizuführen. Einzig hierin, schlechterdings aber nicht in einem Gegensatze politischer Tendenzen, liegt der Unterschied der beiden Standpunkte.

Herrmann bringt aber noch weitere Beweise für Leopold's reactionäre Offensive bei. Der Kaiser wiederholt dem englischen Diplomaten seinen Vorschlag fünf Monate später und zwar in erweiterter Fassung: er beantragt für die vier Mächte eine gemeinsame Gewähr nicht blos der Territorien, sondern auch der Verfassungen gegen jeden Angriff, so daß, wo die Bevölkerung des einen Staates einen Aufstand machte, die übrigen Mächte mit Waffengewalt einschreiten würden. Hiernach scheint es Herrmann unwiderleglich, es handelt sich um die Solidarität der conservativen Interessen, es handelt sich um offensive Reaction.* Niemand wird ihm bestreiten, daß der Vorschlag sehr weittragend und höchst bedenklich war, da er nicht blos bei einem Einbruche der Franzosen die Mächte zur Hülfe verpflichtete, sondern auch bei innern Unruhen in Deutschland einen russischen Einmarsch herbeirief. Allein wieder ist es klar, daß diese Bedenken sich ganz entschieden nur auf das Verhältniß der vier Mächte zu einander bezogen, gegen Frankreich aber auch der erweiterte Antrag seinen völlig defensiven Charakter behielt. Und fragt man endlich, was im Einzelnen der von Leopold beabsichtigte Vertrag gewährleisten sollte, so war es freilich in Rußland und Preußen die absolute Monarchie, in Oesterreich aber eine vielfach gemischte,

* Russische Geschichte VI, 398, 399.

in Ungarn vollends eine durchaus ständische Verfassung, und in England das Musterbild aller liberalen Constitutionen. Ja noch mehr: wenn auch Leopold zunächst nur von den vier Großmächten redete, so lag es doch in der Natur der Dinge, daß der Abschluß jener allgemeinen Garantie ganz von selbst auch den sonstigen Bundesgenossen der Großmächte zu Gute kommen mußte. Oesterreich hätte den Vertrag nicht unterzeichnen können, so lange es etwa einen Angriff gegen Holland im Sinne getragen, und ebenso wäre wieder für Rußland der Beitritt unmöglich gewesen, so lange es die preußischen Alliirten, Polen und Türken, nicht in Ruhe ließ.

Das Ergebniß des Antrags wäre also freilich Vertheidigung gegen die Revolution, im positiven Sinne aber einerseits eine große Deckung des europäischen Friedens und anderseits die Erhaltung nicht blos absolutistischer, sondern auch constitutioneller Zustände, in England und Holland, in Ungarn und Polen gewesen. Natürlich denke ich nicht daran, jetzt meinerseits den kaiserlichen Antrag auf constitutionelle Gesinnung zurückzuführen: es ist vielmehr auch hier zu sagen, daß das Spähen nach einer politischen Tendenz auch hier keinen sachlichen Grund haben würde. Auch hier kam es Leopold nicht auf eine specielle Staatsform, sondern auf Macht und Einfluß und Sicherheit an. Wenn er Ende Januar nur die Garantie der Besitzungen, Ende Mai aber dazu noch die Garantie der Verfassungen vorschlug, so war der Grund davon der, daß die im Januar existirenden Verfassungen ihm sehr wenig am Herzen lagen, daß aber seit dem 3. Mai eine neue, die polnische, hinzugekommen war, die er nicht blos zu schützen,* sondern mit Nachdruck weiter auszubauen wünschte.

* Elgin an Ewart 15. Mai. Der Kaiser wünscht Polen in die Garantie aufzunehmen. Ewart antwortet ihm 21. Mai, so viele Schattenseiten der

Um diesen Satz, den Hauptpunkt unserer ganzen Controverse, im richtigen Lichte zu sehen, müssen wir einen Rückblick auf die polnischen Verfassungshändel seit 1775 werfen.

Seit der ersten Theilung Polens war in dem unglücklichen Lande oft und laut genug von der Nothwendigkeit innerer Reformen geredet worden, wenn man die von außen drohende Vernichtung abwenden wolle. König Stanislaus wünschte, um das Land vor dem Unheil der Thronstreitigkeiten zu bewahren, die Wahlmonarchie abzuschaffen und die Krone in seinem Geschlechte erblich zu machen. Dagegen erhoben sich aber sowohl eigennützige Rivalen als warme Patrioten. Stanislaus hielt sich an den russischen Gesandten; diesem gegenüber wirkte General Branicki unter heftigen patriotischen Deklamationen im Stillen für eine künftige Candidatur des Fürsten Potemkin; die Potocki aber und Czartoriski erhoben sich gegen Stanislaus, weil sie überhaupt keinen russischen Schützling zum Könige wollten. So gab es bittere verwickelte Händel, in denen die Parteien sich wechselseitig hemmten und lange Jahre nichts vorwärts kam. Im Jahre 1786 wandten sich die Potocki, überzeugt, daß sie ohne auswärtigen Beistand ihr Ziel nicht erreichen würden, an Oesterreich, und fanden bei Kaiser Joseph, trotz dessen sonstigen Beziehungen zu Catharina, bereitwilliges Gehör und nachdrückliche Unterstützung. Indessen lockerte sich diese Verbindung, als Joseph gemeinsam mit Rußland 1788 den Türkenkrieg begann, und jetzt anstatt Potocki, sich König Stanislaus in das Bündniß der Kaiserhöfe einzudrängen suchte. Er bot damals Catharina ein Hülfscorps zum Türkenkrieg und dem Fürsten Potemkin das Herzogthum

allgemeine Vorschlag über Verfassungsgarantie hätte, so würde der Garantie der polnischen Constitution nichts im Wege stehen.

Kurland: dafür verhieß ihm die Kaiserin zwar nicht die Erblichkeit der Krone, wohl aber vermehrte Einkünfte, freie Ernennung der Minister, Verstärkung seines Antheils an der Gesetzgebung. Die Potocki bearbeiteten ihrerseits die öffentliche Meinung des Adels für Verfassungsreform im patriotischen Sinne; die Beschäftigung der Russen im Türkenkriege gab Aussicht auf freie Bewegung und auswärtige Hülfe. So kam es, daß der Reichstag von 1788 unter Zustimmung fast aller Parteien sich als eine Conföderation constituirte, um durchgreifende Maßregeln zur Errettung des Landes ergreifen zu können.

Die patriotische Partei war sogleich in heftiger Auflehnung gegen Rußland und ergriff begierig im Jahre 1789, als Preußen und die Seemächte sich gegen die Kaiserhöfe erhoben, Preußens Anerbieten zu einem Bündnisse. Auch die Verfassungsfrage kam dadurch in Fluß, da Preußen erklärt hatte, das polnische Bündniß würde ihm so lange werthlos sein, als der Staat nicht solidere Einrichtungen erhalten hätte. Ueber einen Hauptpunkt jedoch gab Preußen ein der patriotischen Partei sehr unbequemes Votum ab: als die Patrioten die Erblichkeit der Krone im Geschlechte des Kurfürsten von Sachsen vorschlagen wollten, legte Preußen gegen einen solchen Antrag, als den preußischen Interessen völlig zuwider, einen unbedingten Protest ein. Für den Augenblick erreichte dieser seinen Zweck: der Reichstag nahm im December ein vorläufiges Verfassungsprogramm an, bei dem die Wahlmonarchie erhalten blieb, und nur die Abschaffung des liberum veto und anderer Mißbräuche empfohlen wurde. Man war damit in Berlin zufrieden, und im März 1790 wurde der Bundesvertrag geschlossen. Freilich dauerte bei der Unsicherheit der polnischen und der europäischen Verhältnisse das herzliche Vernehmen zwischen beiden

Staaten nicht lange. Preußen wünschte von Polen die beiden Städte Danzig und Thorn zu erwerben: dagegen setzte Branicki einen Reichstagsbeschluß durch, daß jede Gebietsabtretung ein strafwürdiges Verbrechen sei. Polen hätte sich durch Preußen im Fall eines Bruches mit Oesterreich gerne Gallizien wieder verschaffen lassen: statt dessen schloß Preußen zu Reichenbach mit Kaiser Leopold auf der Grundlage des alten Besitzstandes ab. Beide Staaten beriethen lange Zeit einen für Polen vortheilhaften Handelsvertrag: da erklärte Preußen aufs neue, daß es zur Bedingung desselben die Abtretung von Danzig und Thorn mache. Genug im Herbste 1790 war die patriotische Majorität in Warschau verstimmt und ärgerlich gegen Preußen, und redete mit offener Mißachtung von dem politischen Unvermögen des Berliner Cabinets. Dennoch gewann gerade damals die Verfassungssache neues Leben. Im Laufe des Winters sprachen sich die Provinziallandtage günstig für die Wünsche der Majorität aus; ein Gesetz über die Rechte des Bürgerstandes wurde durchgesetzt; im Frühling kam eine Vereinbarung über raschen Abschluß des Ganzen zwischen der patriotischen Partei und dem König Stanislaus zu Stande. Wir sind hiermit nahe an das entscheidende Ereigniß und zugleich auch an den Mittelpunkt unserer Streitfrage gelangt; ehe ich aber darauf eintreten kann, muß ich mich über einige der vorher erwähnten Einzelnheiten mit Herrmann zu verständigen suchen.

In meiner frühern Darstellung, welche die polnischen Ereignisse des Winters von 1790 auf 1791 in wenigen Zeilen zusammenfaßt, hatte ich kurz gesagt: die Provinzialversammlungen sprachen sich für die Erblichkeit der Krone im Geschlechte der Kurfürsten von Sachsen aus. Herrmann erinnert dagegen, daß

die Provinziallandtage lediglich über die Frage abzustimmen hatten, ob der Nachfolger des jetzigen Königs nicht schon bei dessen Lebzeiten ernannt werden sollte. Hierauf, erzählt er nach einer Depesche des sächsischen Geschäftsträgers Essen, habe sich die Mehrzahl der Landtage für die Wahl eines Nachfolgers erklärt; die große Menge, setzt dann Essen hinzu, sei für das Haus Sachsen, zugleich aber besorgt für ihre Freiheit, die sie durch die Erblichkeit für gefährdet halte.* Wie könne, fragt Herrmann, hiernach schon jetzt von einer Entscheidung für die Erblichkeit gesprochen werden?

Die Sache ist folgende. Schon seit Jahren war von der Einführung der Erbmonarchie unter den Parteien, seit dem Programm des Verfassungsausschusses im September 1790 war davon auf's neue in officieller Weise beim Reichstag und im ganzen Lande die Rede. Das ganze Land wußte, daß die Mehrheit dem Kurfürsten von Sachsen die Erbkrone zugedacht habe, und in der That hatte die patriotische Partei anfangs die Absicht gehabt, die Landtage formell darüber abstimmen zu lassen. Jedoch erhoben die Gegner darüber solchen Lärmen, daß die Mehrheit sich für den Augenblick begnügte, durch eine vorläufige Aeußerung die Stimmung zu sondiren, und die Landtage zunächst nur über die Wahl eines Thronfolgers für Stanislaus und gleich nachher auch über die Berufung des Kurfürsten von Sachsen zu dieser Würde abstimmen zu lassen. Außerdem hatten die Landtage die Aufgabe, neue Abgeordnete zur Verstärkung des Reichstags zu ernennen, und diesen die gesetzmäßigen Instructionen für ihr demnächstiges Verhalten mitzugeben. Nun geschah, daß, außer

---

* Russische Geschichte VI, 335.

Volhynien, wo Potemkin großen Einfluß hatte, alle Woiwodschaften den Kurfürsten zum Thronfolger bestimmten, daß eine kleine Zahl (etwa 10 oder 11 von 60) trotz der Beschränkung der Frage sich eigenmächtig und ausdrücklich für die Erbkrone aussprach, daß in den Instructionen eine Menge Bezirke sich mit einfachen Vertrauensvoten für die Reichstagsmehrheit begnügten, eine Anzahl heftige Drohungen gegen die Opposition hinzufügten, andere auch hier wieder für den Kurfürsten die Erbkrone begehrten. So erzählen Kollontai, Ferrand und der sehr genaue Berichterstatter des politischen Journals, Quellen, welche der sächsischen Depesche in keiner Hinsicht nachstehen, und denen diese, was wir nicht übersehen wollen, bei richtigem Verständniß ihrer Worte auch nicht widerspricht. Denn (wenn anders Herrmann die Depesche richtig übersetzt hat), so sagt Essen keineswegs, daß die Mehrzahl der Landtage, sondern er sagt, daß die Menge, daß der große Haufen in der Erblichkeit eine Gefahr für die Freiheit sehe. Die Landtage aber stimmen, drei oder vier ausgenommen, entweder ausdrücklich für die Erblichkeit oder sie geben dem Reichstage, dessen Mehrheit landkundig die Erblichkeit wollte, ein unbedingtes Vertrauensvotum. Ich meine, daß es den Sinn des Vorgangs richtig bezeichnen heißt, wenn man in drei Worten sagt: die Landtage sprachen sich für die sächsische Erbfolge aus.

Sodann widerspricht Herrmann* meinem weiteren Satze, daß König Stanislaus, bisher noch immer das Haupt der russischen Partei, im Frühling 1791, kurz vor dem Staatsstreiche zu den Patrioten übergetreten wäre. Herrmann belehrt mich, daß ich mich um eine Kleinigkeit, um nicht weniger als ein volles Jahr

* Streitschrift, S. 122.

verrechnet habe. Der Uebertritt des Königs sei schon im December 1789 erfolgt, und zwar nicht unter österreichischem Einfluß, sondern gerade in dem Moment, als die ersten Schritte zugleich zum preußischen Bündnisse und zur Verfassungsrevision erfolgten. Als Beweis dafür bringt er wieder eine sächsische Depesche und nur diese, während die Thatsache längst bei Kollontai, Ferrand und Lelewel zu lesen war. Wie aber? und dennoch erzähle ich 1791 noch einmal von einem Uebertritt des Königs von der russischen zu der patriotischen Partei? Nun ja, wo wäre denn hier das Besondere? Ist es etwa eine Unmöglichkeit oder ein Widersinn, daß ein haltungsloser Mensch in stürmischer Zeit mehrmals zwischen den Parteien schwankt? Kollontai sagt von Stanislaus, seit 1789 sei er gleichgültiger Zuschauer geworden, Ferrand meldet, er sei damals zur Neutralität übergetreten. Im December 1790 wird darauf dem politischen Journal geschrieben, inmitten der heftigen Parteiung halte der König sich in seinen Erklärungen neutral, wünsche die Aufrechthaltung der bisherigen Verfassung und begünstige, wie man glaube, im Stillen die russische Partei. Als dann weiterhin Kollontai sich zur Erzählung des Staatsstreichs vom 3. Mai 1791 wendet, berichtet er, daß die Patrioten dazu des Königs bedurft hätten, theils mit Rücksicht auf das Ausland, theils weil er unter der russischen Partei viele Anhänger gehabt; er seinerseits habe den Haß der Nation gegen Rußland gesehen und die Nothwendigkeit eines Bundes mit den Patrioten gefühlt, so hätten sie sich verständigt und die Revolution des 3. Mai unternommen. Wie man sieht, stimmen diese Gewährsmänner völlig zusammen. Stanislaus, früher von der russischen Macht getragen, hat sie 1789 verlassen, als Rußland von Kriegsgefahren umringt, Preußen aber mit

Verheißungen freigebig und in Polen beliebt war. Seit dem Sommer 1790 aber war Preußen in Polen wieder verhaßt, die russischen Siege hatten ihren Fortgang, Potemkin drohte durch seine polnischen Genossen mit einer Gegenconföderation:* und Stanislaus lenkte auf die alten Bahnen zurück, um sie dann Mai 1791 unter neuen Einflüssen aufs neue zu wechseln. Endlich erinnere ich Herrmann daran, daß über die Motive des Königs für den Rücktritt zu den Russen im Herbste 1790 kein anderes Buch so genaue Aufschlüsse giebt als eben seine eigene russische Geschichte VI, 327, wo man sich über die Geldzahlungen der russischen Gesandten an Stanislaus im Einzelnen unterrichten kann.

Am 3. Mai 1791 machten der König und die patriotische Partei den Staatsstreich, setzten den Reichstag durch erdichtete Nachrichten über preußisch-russische Theilungspläne in Aufregung und ließen binnen wenigen Stunden eine ganze Verfassung mit der erblichen Thronfolge des Kurfürsten von Sachsen en bloc decretiren. Es fragt sich, welche Stellung dazu die auswärtigen Mächte gehabt haben, und Herrmann bestreitet meine Auffassung in doppelter Hinsicht. Nicht blos leugnet er irgend eine begünstigende Mitwirkung Oesterreichs — unsere Hauptfrage, die uns später des Näheren beschäftigen wird — sondern er tadelt es auch lebhaft, daß nach meiner Erzählung der preußische Gesandte unwissend über das bevorstehende Ereigniß gewesen. „Ich habe nachgewiesen,“ sagt er, „daß sowohl der preußische wie der englische Gesandte davon allerdings ein paar Tage zuvor Kunde erhielten und darüber selbst mit Malachowski und Ignaz Potocki conferirten;

* Herrmann, russische Geschichte VI, 371.

ich habe das aus den eignen Berichten dieser Gesandten vom 1. und 3. Mai nachgewiesen, von welchen die des preußischen, um daran nochmals zu erinnern, auch Sybel zugänglich gewesen sind." Er beruft sich dann weiter auf das ganze diplomatische Corps in Wien, welches Preußen damals für den eigentlichen Urheber des Staatsstreichs gehalten, und liest mir etwas den Text, daß ich so wenig Respect vor dem „berufsmäßigen Urtheil" der Diplomaten bekunde. Er citirt endlich den von mir selbst angerufenen Kollontai, der von fortdauernden Communicationen des polnischen Cabinetes mit dem Berliner und noch mehr mit dem sächsischen, nicht aber mit dem Wiener Hofe rede. Das Alles zusammen scheint in der That jede Widerrede auszuschließen.

Prüft man diese Sätze, so sieht man leicht, daß Alles auf die Depeschen der Gesandten ankommt. Denn die beiden andern Argumente haben wenig auf sich: Kollontai redet in der betreffenden Stelle von Verhandlungen nicht vor, sondern nach dem 3. Mai, und die „berufsmäßigen" Vermuthungen des Wiener diplomatischen Corps sind nun einmal kein Beweis für ihre eigne Richtigkeit. Was aber die betheiligten Personen in Warschau, den preußischen Gesandten und die polnische Regierung betrifft, so giebt Herrmann's russische Geschichte VI, 582 einen Auszug aus einer Depesche des Gesandten vom 7. Mai, worin wörtlich steht: „Man muß die Polen entschuldigen (wegen des Geheimhaltens der Revolution vom 3.) aus mehreren Gründen" — so giebt sie VI, 571 einen sächsischen Bericht vom 30. April, worin es heißt: „Uebrigens halte ich mich absichtlich fern von den polnischen Plänen, und schneide das Gespräch ab, wenn man mit mir darüber reden will" — so giebt sie VI, 375 aus einem sächsischen

Gesandtschaftsbericht folgende Auslassung des polnischen Ministers des Auswärtigen: „Wir haben eine sonderbare Methode, mit den Souveränen zu verhandeln; ohne unserem Verbündeten, dem König von Preußen, ein Wort zu sagen, stürzen wir in Zeit von acht Stunden die ganze Verfassung um; ohne den Kurfürsten vorher in Kenntniß zu setzen, schreiben wir ihm eine Art von Erbfolge vor, von der wir nicht wissen, ob sie ihm ansteht; wir begnügen uns, nachdem die That zum Staunen dieser Fürsten und ganz Europas sich vollzogen, damit, drei Tage später dem Ersteren zu sagen „hilf uns," und dem Andern „nimm an."

Der Minister und die Gesandten, wie man sieht, sprechen sich so peremptorisch wie möglich darüber aus, daß weder Preußen noch Sachsen im Geheimniß der Revolution gewesen sind. Auch ist in Wahrheit zwischen dieser preußischen Depesche vom 7. und den oben durch Herrmann citirten vom 1. und 3. gar kein Widerspruch. Herrmann hat in der russischen Geschichte mit vollem Fuge beide neben einander gestellt. Es beruht nämlich nur auf einer irrigen Auffassung, daß der preußische Gesandte in den Depeschen vom 1. und 3. Mai irgend eine Kunde von dem Plane des Staatsstreichs erkennen lasse. Vielmehr ist dort (Herrmann's russische Geschichte VI, 347 ff.) von nichts Anderem die Rede als von dem Paragraphen des Verfassungsentwurfs, welcher dem Kurfürsten von Sachsen die erbliche Thronfolge zuwenden sollte, und der, wie wir sahen, schon ein halbes Jahr zuvor bei dem Reichstage und allen Provinziallandtagen zur Verhandlung gekommen war. Dagegen erhebt der Gesandte seine Stimme ebenso nachdrücklich, wie es seine Regierung 1789 gethan, und um so weniger denken die Polen daran, ihm nun ihr Geheimniß zu verrathen, daß die Sache binnen drei Tagen nicht

mit schrittweise verfahrender Berathung, sondern im Sturme mit überraschendem Handstreich in das Werk gesetzt werden soll.

Ist es nöthig, noch fernere Beweise beizubringen? noch weiter hervorzuheben, wie unmöglich ein preußischer Antheil an dem Staatsstreiche war, welcher in seinem Hauptsatze, der erblichen Thronfolge, schnurstracks gegen die bestimmtesten preußischen Forderungen anging? oder ist es noch nöthig, Herrmann an jene Acten und jene Depeschen in dem „auch ihm zugänglichen" preußischen Staatsarchiv zu erinnern, des Ministeriums an den König, 6. Mai, Preußen sei nur dann gegen die größten Gefahren gesichert, wenn Polen ein freies Wahlreich bleibe, oder des Ministeriums an den Gesandten Golz in Warschau, 27. Mai: „Kaunitz hält die Revolution vielleicht für ein preußisches Werk, was sie bekanntlich nicht ist," oder an den Gesandten in Wien, 27. Mai: „Golz hat erst eine Stunde vor dem Staatsstreich Notiz über die Sache erhalten; hier kam die Nachricht ganz überraschend," oder des Königs an Bischoffswerder, 25. Mai: „Preußen hat nicht den mindesten Theil an der Revolution, aber die vollendete Thatsache gerne anerkannt." Doch wozu noch weiter Wasser in das Meer tragen?

Der Boden wäre jetzt, wie ich hoffe, so weit festgestellt, daß wir nun zu der Discussion unserer eigentlichen Aufgabe, des Verhaltens Kaiser Leopold's in der polnischen Sache, übergehen könnten.

Wir werden eine dem sächsischen Ministerium zugekommene Notiz für richtig halten dürfen, daß Leopold Anfang Oktober 1790 sich noch ungünstig über die Pläne der polnischen Patrioten, insbesondere über die beabsichtigte Erbmonarchie ausgesprochen habe.*

* Herrmann, Streitschrift S. 117.

Er war damals mit Preußen und England auf das heftigste wegen Belgiens gespannt; noch schien aber das Bundesverhältniß zwischen Polen und Preußen ungetrübt, und es war natürlich, daß Leopold dem Alliirten seines Gegners keine Sympathie zeigte. Indessen entwickelte die Weigerung Polens, Danzig und Thorn an Preußen abzutreten, ihre Wirkung. Die Stimmung zwischen beiden Cabineten wurde immer gereizter, und schon im November berichtete der englische Geschäftsträger in Warschau seiner Regierung von der Bitterkeit des Verhältnisses. Die Polen waren empört über die zugemuthete Abtretung; preußische Staatsmänner aber redeten von der Nothwendigkeit, sich mit Rußland und Oesterreich über eine neue Theilung zu verständigen.* Was lag unter solchen Verhältnissen für Leopold näher, als auf die alten Beziehungen von 1786 zwischen Oesterreich und den polnischen Patrioten zurückzukommen? wie sich versteht, einstweilen in höchster Vorsicht und Stille, da bei der damals völlig unsichern Lage ein scharfer Bruch mit Rußland dem Kaiser sehr unerwünscht gewesen wäre.

Der erste Schritt auf diesem Wege war nach jeder Richtung unbedenklich: er bestand in eifriger Opposition gegen die preußischen Wünsche hinsichtlich Danzigs. Dies klang in polnischen Ohren vortrefflich, ohne dabei Leopold mit Rußland bereits zu überwerfen; denn in der Abneigung gegen Preußens Wachsthum stimmte Petersburg mit Wien und Warschau überein. Der sächsische Gesandte Essen meldet demnach im März aus Warschau, daß sich in Polen gute Harmonie zwischen der österreichischen und russischen Politik zeige, die zu ihrem großen Zwecke die gemein-

* Herrmann, russische Geschichte, 331. 340.

same Verketzerung Preußens habe. Um dieselbe Zeit trat aber auch Weiteres hervor. Aus Wien wurde der preußischen Regierung gemeldet, daß Leopold einen seiner Erzherzoge auf den polnischen Thron zu bringen wünsche. Man befragte darüber den Gesandten Golz in Warschau, und dieser entwickelte zunächst seine Auffassung der Zukunft vor Allem dahin, daß die Sache für Preußen keine Gefahr habe; Oesterreich sei in Warschau nicht zu fürchten, sein Vertreter sei unfähig, sich eine Partei zu bilden; Preußen werde dessen Umtriebe stets vereiteln können. Trotz all dieser selbstgenugsamen Ansichten konnte jedoch Golz nicht umhin, einige weniger erfreuliche Wahrnehmungen mitzutheilen. Er sei, sagt er, allerdings nicht im Stande, der Wiener Notiz allen Glauben zu versagen; er sehe in der That, daß Oesterreich Maßregeln ergreife, sich der Freundschaft der Polen zu versichern, daß es alle polnischen Reisenden von Bedeutung in Wien vortrefflich aufnehme und unter Anderm eine ersehnte Herabsetzung des Salzpreises verspreche. In denselben Tagen empfing Preußen bereits eine praktische Probe von der österreichischen Action auf Polen. General Woyna, der polnische Gesandte in Wien, gab Meldung, daß Preußen dort gewisse Andeutungen über neue gemeinsame Beraubungen Polens gemacht habe, und obwohl gleich nachher die völlige Nichtigkeit der Angabe festgestellt wurde, war die Wirkung erreicht, die Stimmung der Polen gegen Preußen immer tiefer aufzuregen. Im April meldete Golz weiter, daß die Fürstin Adam Czartoryska, eine sehr unsaubere aber ebenso einflußreiche Dame, aus Wien zurückgekommen sei, erfüllt von Begeisterung für Leopold, der ihr bestimmte Verheißungen für Polens Unabhängigkeit gegeben habe. Zugleich erfuhr Golz, aus bester Quelle wie er sagte, Leopold habe einigen Polen in Wien die Aussicht

auf Wiederabtretung Galliziens eröffnet, wenn sich Preußen und Rußland zu ähnlichen Opfern verständen. Drei Tage später, fünf Tage vor dem Staatsstreiche, bestätigt diese Ansicht der König von Preußen selbst: „Ich zweifle gar nicht daran, daß Oesterreich Alles thut, um sich eine Partei in Polen zu machen.“ Gleich nach dem Staatsstreiche wurde der König — wie wir unten sehen werden, durch Lord Elgin — über Leopold's Gesinnung noch weiter unterrichtet; der Oberst Bischoffswerder, der zu einer Unterhandlung mit dem Kaiser nach Italien reiste, erhielt also den Befehl, er solle, da dem Kaiser die Erhaltung der freien polnischen Verfassung* am Herzen liege, die Erklärung abgeben, daß man preußischer Seits der Sache fremd gewesen, aber gegen die vollendete Thatsache nichts einwenden wolle. Da Bischoffswerder die Verhandlung mit Leopold persönlich zu führen hatte, so ist es einleuchtend, daß der König in solcher Weise nur dann schreiben konnte, wenn ihm Leopold's Interesse an der neuen polnischen Verfassung eine ganz zweifellose und positive Thatsache war. Daß Leopold dann in der ganzen Unterhandlung die Bemerkung des Königs bestätigte, werden wir sehr bald im Einzelnen wahrnehmen.

Ich sollte denken, schon diese Angaben lieferten eine ansehnliche Reihe ganz directer und urkundlicher Belege für Leopold's günstig wirksame Haltung in der polnischen Verfassungssache. Was hat Herrmann, welcher die meisten der eben angeführten Actenstücke kannte, dagegen einzuwenden?

---

* De la constitution libre et indépendante. Herrmann, russische Geschichte VI, 427 hat statt dessen aus englischen Depeschen: Garantie der Territorien und der Unabhängigkeit. Man sieht, wie mangelhaft die Kenntniß der englischen Gesandten von dieser Sache war.

Er meint,* diejenigen Polen, welchen Oesterreich damals gute Worte gab, hätten gerade mit der patriotischen Partei der Maiverfassung nichts zu thun gehabt, sondern seien „entweder solche gewesen, die sich von der Verfassungspartei einfach zurückgezogen hatten, wie die Fürstin Adam Czartoryska, die bereits vor einem Jahre Warschau verlassen hatte" — ich erlaube mir mein Bedenken gleich hier einzuschalten: allerdings war die Fürstin seit längerer Zeit von Warschau abwesend; welchen Einfluß aber und wie enge Beziehungen zu den patriotischen Häuptern sie seit Jahren hatte, kann Herrmann wieder in seiner russischen Geschichte VI, 141, 513 nachlesen; hatte sie sich eine Weile von Warschau entfernt, so setzte sie eben dies in den Stand, zu Wien mit dem Kaiser zu verhandeln, und war sie vorher eine Zeitlang von der Politik zurückgetreten, so setzte sie sich damals eben wieder in Thätigkeit, um ihre mächtige Familie auf's neue für Oesterreich und für den bevorstehenden Staatsstreich zu stimmen —

— „oder solche," fährt Herrmann fort, „die der Verfassungspartei geradezu feindselig gesinnt waren, wie die Grafen Felix Potocki und Rzewuski," so daß also, wenn Leopold mit diesen verkehrt hätte, daraus nicht polnische, sondern russische Sympathie zu schließen wäre.

Hierauf ist mit der einfachen Frage zu antworten: Was weiß man von dem angeblichen Verkehr Leopold's mit Rzewuski und Felix? Alles läuft auf ein Wort des Grafen Golz hinaus, betreffend jene Notiz, daß Leopold einem Erzherzog die polnische Krone zuwenden wolle. Ich glaube, sagt Golz, daß dies Project von Felix Potocki und Rzewuski gemacht ist, die jetzt in Wien

* Streitschrift S. 119.

leben und gegen das Wohl ihres Vaterlandes arbeiten. Man sieht, es ist, ohne eine positive Notiz, lediglich eine Vermuthung des wackern Gesandten, eine Vermuthung, welche ebenso wie vorher die berufsmäßige Vermuthung des diplomatischen Corps in Wien ohne Zweifel vollständig aus der Luft gegriffen war. Herrmann selbst weiß sehr gut, daß die beiden Grafen seit langer Zeit russische Diener und Söldlinge waren:* nichts ist begreiflicher, als daß sie Leopold für ihre und Rußlands Absichten zu bearbeiten suchten, aber es gehörte bei Golz eine hoffentlich momentane, aber doch absolute Gedankenlosigkeit dazu, ihnen den Plan der Erhebung eines Erzherzogs auf den polnischen Thron zuzutrauen. Golz hätte ebensogut auf die Kaiserin Katharina selbst rathen können. Die Namen der beiden Grafen sind für das geschichtliche Urtheil aus seiner Depesche zu streichen. Dann aber liegt überhaupt kein Zeugniß weiter vor, daß Leopold mit diesen Herren und nicht mit den Führern der Verfassungspartei seine polnischen Wünsche berathen habe.

Aber, behauptet Herrmann weiter,** noch im Frühling 1791 fuhr Oesterreich fort, es in Polen mit seinem jeder Reform feindlichen Verbündeten, Rußland, zu halten. Denn Essen melde 26. März der sächsischen Regierung, die Harmonie der beiden Kaiserhöfe zeige sich trotz aller Sorgen der beiden Gesandten, sie zu verstecken, in der gemeinsamen Agitation gegen Preußen. Nun ja, gegen Preußens Ansprüche auf Danzig waren, wie ich oben selbst anführte, die Beiden verbündet: wie aber sollte dies ausschließen, daß damit gleichzeitig bei sonstigen Plänen der Eine sich von dem Andern trennte? Und ferner, der Wortlaut der

* Russische Geschichte VI, 335.
** Streitschrift S. 118.

Depesche zeigt hier wie vorher bei Golz, daß wir es nicht mit einer Nachricht, sondern mit einer Ansicht des sächsischen Diplomaten zu thun haben. Essen weiß nichts, als daß de Caché und Bulgakow keinen öffentlichen Verkehr miteinander haben, und nur aus dem Umstande, daß beide gleichmäßig gegen Preußen arbeiten, vermuthet er ein geheimes Einverständniß. Solchen diplomatischen Vermuthungen scheint mir nun Herrmann durchgängig ein zu großes Gewicht beizulegen. Wir werden noch weiter sehen, wie seine ganze Ansicht über Leopold gerade hierdurch bestimmt wird, wie ihm die wichtigsten Thatsachen vor solchen Vermuthungen ihr Gewicht verlieren: es mögen deshalb noch einige allgemeine Bemerkungen über diesen Punkt verstattet sein. Kein Zweifel, daß die sächsischen Residenten, deren sehr viel von ihm benutzt werden, eine Menge schätzbarer Wahrnehmungen gemacht haben, und daß namentlich für die sonst wenig bekannten innern Angelegenheiten Polens ihre Notizen dem Herrmann'schen Buche großen Werth verleihen. Aber daß wir deshalb jede Ansicht eines sächsischen Residenten für richtig, jede ihrer Auffassungen für sicher halten sollen, ist eine zu starke Zumuthung. Man hat doch bei allen diplomatischen Actenstücken dreierlei Mittheilungen zu unterscheiden, einmal die subjectiven Meinungen des Schreibenden, sodann die von ihm gesammelten Nachrichten über die Handlungen Dritter, endlich seine Berichte über sein eigenes Handeln und Verhandeln: und Herrmann selbst wird es nicht bezweifeln, daß jede dieser Classen einen von den andern verschiedenen Werth hat, indem die dritte in den meisten Fällen ohne Weiteres die Thatsache in sich darstellt und jede Widerlegung ausschließt, die zweite je nach der Lage des einzelnen Falles für die Thatsache beweist, bis eine stärkere Widerlegung eintritt, die erste aber nie

als Theil eines thatsächlichen, sondern höchstens als Stück eines Indicienbeweises gelten kann. Stehen aber diese Grundsätze fest, so darf man nicht mit diplomatischen Vermuthungen positive Nachrichten widerlegen und noch weniger politische Handlungen damit beseitigen. Wenn Leopold für die Polen mit Anstrengung wirkt, der sächsische oder polnische Resident in Petersburg aber vermuthet, Leopold sei den Polen feindselig, so ist es offenbar nicht richtig, kraft des Zeugnisses des Residenten Leopold's Thaten zu streichen und Leopold's Gesinnung zu verurtheilen.

Ein solches Verfahren wird dann vollends befremdlich in seinen einzelnen Anwendungen. Herrmann's sächsische Gewährsmänner — ganz vortreffliche Leute, wie ich entfernt nicht bestreiten will — waren doch einmal nichts Anderes als Vertreter eines kleinen Staates, mithin ohne Theilnahme an den entscheidenden Verhandlungen und Beschließungen der Mächte. Gewiß, solche Personen erfahren nach ihrer socialen Stellung, ihren Geldmitteln u. dgl. Mancherlei, was nicht gleich aller Welt bekannt wird. Verstehen sie ihr Handwerk, so werden sie über die innern Zustände ihres Aufenthaltsortes die interessantesten Kenntnisse sammeln und über die auswärtigen Verhältnisse desselben sich stets mit größter Vorsicht aussprechen. Der Gesandte irgend eines deutschen Kleinstaates in Paris wird ohne Zweifel im Stande sein, viele schätzbare Notizen über die französischen Zustände der Gegenwart zu liefern: welchen Eindruck aber würde nach fünfzig Jahren ein Historiker machen, der mit Enthüllungen aus hannoverschen oder sachsen-coburger Depeschen die Correspondenz Napoleons III. mit Palmerston über Rom oder Mexiko widerlegen wollte? Wahrhaftig, ich trete mit dieser Vergleichung weder Herrmann noch seinen sächsischen Residenten zu nahe. Wie

groß die Autorität der letztern in auswärtigen Dingen zu achten ist, zeigt uns z. B. der Kopenhagener, der drei Wochen nach dem polnischen Staatsstreiche meldet, man glaube, derselbe sei durch Rußland gemacht worden und nur dem russischen und dänischen Gesandten im voraus bekannt gewesen — oder der Petersburger, der den Eindruck des Staatsstreiches in Rußland erörtert und sehr ehrlich hinzusetzt, der russische Minister sage freilich weder ihm noch seinem polnischen Collegen ein Wort — oder der Wiener, der im Herbste von den Umtrieben Felix Potocki's und Potemkin's gegen Polen meldet und tröstend hinzusetzt, alle verständigen Leute hielten es für eine Lächerlichkeit — während nach wenigen Monaten diese Umtriebe Polens Untergang herbeiführten — oder der Warschauer, der im Frühling den Aerger des preußischen Gesandten über das neue polnische Städtegesetz schildert, von welchem derselbe preußische Auswanderung nach Polen befürchte — worauf dann Herrmann selbst ein Schreiben von Golz abdruckt, daß er dergleichen Sorgen ganz und gar nicht habe. Aber Alles das hindert unsern Forscher nicht, im Vertrauen auf seine Diplomaten fest zu bleiben, und infolge dessen nicht bestimmt genug zwischen ursprünglicher und abgeleiteter Kenntniß zu unterscheiden. Er tadelt mich,* daß ich seinen Erörterungen über den preußisch-österreichischen Vertrag vom 25. Juli keine authentische Begründung und keine Beweiskraft gegen meine Darstellung zugestehen will, daß ich ihm vielmehr erkläre, er bringe keine neuen Thatsachen bei, sondern construire nur aus dem auch mir bekannten Material einen andern (irrthümlichen) Thatbestand. Er hält mir entgegen, daß er seine Kenntniß aus den „Originaldepeschen,"

* S. 5 der Streitschrift, Note.

den mir „total unbekannten" Originaldepeschen Lord Elgin's und Ewart's habe, wovon Ersterer berichte, was er unmittelbar aus dem Munde Leopold's und Bischoffswerder's vernommen, Letzterer, was ihm der mit ihm in den intimsten Beziehungen stehende preußische Minister Schulenburg mittheile. Und was er nach diesen, mir „jedenfalls total unbekannten" Berichten über den Wiener Vertrag mittheile, das sollten für mich keine neuen Thatsachen, das sollte nur ein von ihm irrig construirter Thatbestand sein! So bündig das Alles klingt, so glaube ich doch, daß es vor einer sehr schlichten thatsächlichen Bemerkung zu nichte wird. Wenn er bei Elgin und Ewart erkundet, was diesen die deutschen Staatsmänner über ihre Unterhandlungen mitzutheilen die Güte hatten, so habe ich meine Darstellung aus den Acten dieser Unterhandlung selbst geschöpft, aus den Berichten Bischoffswerder's an den König und den Antworten des Königs an ihn, und denke jetzt wie damals, daß ich, aus erster Hand unterrichtet, jede Belehrung aus zweiter ablehnen darf. Es kommt dazu, daß die ganze Unterhandlung von Preußen mit dem Wunsche geführt wurde, ohne England mit Leopold allein abzuschließen und England erst später in die Allianz aufzunehmen:* ein Verhältniß, bei dem nichts weniger als volle Offenherzigkeit der preußischen Diplomaten gegen die englischen anzunehmen ist. Und daß unter den preußischen Staatsmännern selbst gerade der Graf Schulenburg bei der österreichischen Verhandlung nicht lange im engern Vertrauen blieb und also auch nicht im Stande war, dem Engländer und durch diesen Herrn Herrmann intime Mit-

* Finkenstein und Schulenburg an den König, 3. Mai. Es ist derselbe Schulenburg, dessen offenherzige Freundschaft mit dem englischen Gesandten Herrmann oben rühmt.

theilungen von Werth zu machen: das hat Herrmann selbst im Anhange zu seiner Streitschrift S. 90 und 99 drucken lassen. Diese englischen Second-Hand-Berichte sind also in jeder Hinsicht von beschränktem oder bedingtem Werthe: es versteht sich, daß sie mehr als etwa die Berichte des Moniteur für die Kenntniß des Vorganges austragen, aber ebenso deutlich ist es, daß man nicht mit ihnen gegen den Bestand der denselben betreffenden Acten zu Felde ziehen kann.

Ich habe vorher in einer äußerlichen Beziehung napoleonische und leopoldinische Politik miteinander verglichen und will hier hinzufügen, daß die Parallele sich in mancher Beziehung noch weiter fortsetzen läßt. Allbekannt ist die Weise Napoleon's III., für völlig entgegengesetzte Strebungen, ultramontane und revolutionäre, russische und polnische, österreichische und ungarische, gleich eifrige Organe in seiner Nähe zu haben und sie abwechselnd, ja zuweilen gleichzeitig für seine Zwecke zu verwenden. Etwas Aehnliches bemerken wir 1791 bei Leopold. Während er in Italien heute mit Elgin, morgen mit Bischoffswerder Bündnißpläne verhandelt, deren letztes Wort immer seine Ablösung von Rußland ist, redet in Wien sein erster Minister Kaunitz fort und fort in russischem Sinne, bedrängt die Türken auf das heftigste, erklärt dem preußischen Gesandten höchst bestimmt die Unmöglichkeit einer Trennung der Kaiserhöfe.* Dies geht so weit, daß auf Kaunitz' feindseliges Auftreten der König von Preußen in Berlin Marschbefehle an seine Armee fast in demselben Augenblicke erläßt, in welchem Bischoffswerder mit Leopold zur definitiven Verständigung kommt. Nicht anders ergeht es in der

* Fast in allen preußischen Depeschen aus der ersten Hälfte von 1791 erscheint dies Verhältniß.

polnischen Sache. Während Leopold in Wien mit dem polnischen Gesandten, mit der Fürstin Czartoryska, mit durchreisenden polnischen Magnaten feste Freundschaftsfäden knüpft, bleibt sein Gesandten de Caché in Warschau in bestem Einvernehmen mit seinem russischen Collegen, hetzt mit diesem die Polen gegen Preußen, steht aber so gründlich außerhalb der eigentlichen Action, daß er volle fünf Wochen nach dem Staatsstreiche nicht eine Sylbe darüber aus Wien empfängt.* Er wird, wie man leicht erkennt, in solcher Stellung deshalb erhalten, um so lange wie möglich den Russen keinen Argwohn zu geben und nach allen Seiten so weit wie möglich freie Hand zu haben. Ich freue mich, an dieser Stelle Herrmann für eine positive Belehrung danken zu können. Es war ein Irrthum, wenn ich früher de Caché für Leopold's Organ in der polnischen Action hielt: dies zeigen die von Herrmann mitgetheilten Depeschen unwidersprechlich. Nur liegt, wie ich wohl kaum noch hervorzuheben brauche, der Irrthum wieder auf seiner Seite, wenn er wegen der Unthätigkeit de Caché's in Warschau an die Hauptsache, an die polnische Thätigkeit Leopold's in Wien nicht glauben will. Diese wird durch die oben angeführten preußischen Berichte so weit außer Zweifel gesetzt, wie dies bei diplomatischen Zeugnissen über das Wirken Dritter überhaupt möglich ist.

Also die Haltung des Wiener Hofes im Frühling 1791, dahin ginge nach dem Bisherigen unsere Ueberzeugung, hätte dazu beigetragen, den Polen Muth zum Staatsstreiche des 3. Mai zu machen. „Man höre," sagt dagegen Herrmann S. 120 der Streitschrift, „welche Aussichten und Hoffnungen unmittelbar vor

* Von Herrmann selbst nach sächsischen Depeschen vom 3. und 10. Juni mitgetheilt. Dennoch aber sollen de Caché's Aeußerungen nach Herrmann's Ansicht für die Grundsätze des Kaisers beweisen können.

der Revolution vom Wiener Hofe den Polen gemacht wurden." Essen berichte nämlich 30. April, der polnische Gesandte Woyna habe gemeldet, wie die Beziehungen zwischen den beiden Kaiserhöfen immer enger würden, und Wien im Vereine mit Petersburg Alles aufböte, um die Anarchie in Polen zu verewigen. Aehnliches berichte der polnische Gesandte Deboli aus Petersburg und warne vor einer neuen Theilung. Herrmann meint hiermit die österreichisch-russische Verschwörung unwiderleglich dargethan zu haben, und triumphirend ruft er aus: „Die Furcht vor den beiden Kaiserhöfen war es, was die Patrioten dazu antrieb, die Verfassung in aller Eile durch einen Staatsstreich in das Werk zu setzen. Welchen Sinn aber, frage ich, soll nach dieser Auseinandersetzung noch Sybel's Behauptung haben?" Auf diese Frage weiß ich nicht kürzer zu antworten, als indem ich Herrmann an sein eigenes Urtheil erinnere, wie er es früher, in seiner Geschichte Rußlands über jene Depeschen Woyna's und Deboli's gefällt hat. In Warschau kommt am 30. April die Depesche Woyna's, die Warnung aus Petersburg an: die Gesandten mahnen, man solle, falls man nicht die schlimmste Gefahr laufen wolle, den Abschluß der Verfaffung beeilen. Am 3. Mai, vier Tage nachher, erhebt sich denn auch wirklich die patriotische Partei zu diesem Abschluß. Der Reichstag hat große Sitzung, bei Eröffnung derselben läßt der König, um die Gemüther aufzuregen und zum Entschlusse fortzureißen, die neuerdings eingegangenen Depeschen nicht blos aus Wien und Petersburg, sondern auch aus Berlin, Paris und andern Orten verlesen, welche alle die Gefahr einer neuen Theilung angeben, die einen Preußen, die andern die Kaiserhöfe in erster Linie beschuldigen, und sämmtlich als einziges Mittel der Rettung die sofortige Proclamation

der Verfassung empfehlen. Darauf stellt der König in hinreißender Rede seinen Antrag, und die Versammlung stimmt mit heftigem Aufbrausen zu. Die Depeschen haben also ihren Dienst gethan, nämlich, wie die „Russische Geschichte" VI, 356 sagt, als Schreckschüsse, der Eindruck und der erwünschte Erfolg wurde erreicht — aber, setzt Herrmann dort in gesperrter Schrift hinzu, aber er beruhte auf falschem Zeugniß; die Depeschen waren verfälscht, erdichtet und erlogen. Und darauf erhärtet er diesen Satz zu voller Unwiderleglichkeit aus englischen und sächsischen Nachrichten zwei Seiten lang. Ist dem nun aber so — und ich sehe keine Möglichkeit daran zu zweifeln — so ist es nach diesem Ergebniß ganz unmöglich, jene Depeschen noch als Beweis für Leopold's polenfeindliche Gesinnung zu gebrauchen, oder sie für die Quelle der Furcht bei den polnischen Patrioten zu halten, bei der Partei, welche selbst die Depeschen bei ihren Gesandten bestellt hatte. Ja auch die Streitschrift Herrmann's erhebt sich auf S. 133 zu dieser Erkenntniß und versichert, „daß die Parteiführer selbst am wenigsten an die Richtigkeit dieser gesandtschaftlichen Fabrikate geglaubt hätten."

Nachdem die neue Verfassung am 3. Mai ausgerufen war, flog die Kunde des überraschenden Ereignisses nach allen Seiten hin durch die Welt. Das Hamburger politische Journal, ein Blatt, welches damals in naher Beziehung zu dem kaiserlichen Hofe stand, brachte bald nachher die Nachricht, de Caché sei von den Polen im voraus über das Ereigniß in Kenntniß gesetzt worden, so daß er seinen Bericht im voraus fertig gehabt, und demnach Kaunitz früher als der polnische Gesandte selbst Nachricht von der Revolution erhalten habe. Die Quelle ist so gut wie möglich, und Herrmann's Einwendung, daß nach der Angabe des

sächsischen Residenten Schönfeld Kaunitz erst am 11. Mai die Nachricht erhalten und dann einem Theile des diplomatischen Corps mitgetheilt habe, beweist nichts weiter, als daß an Schönfeld nicht eher eine Notiz gelangt ist. Ebensowenig trägt für unsere Frage der Umstand etwas aus, daß durch die polnische Regierung eine officielle Notification über die neue Verfassung nach Berlin auf der Stelle, nach Wien aber erst mehrere Monate später abgefertigt wurde. Für den Kaiser, welcher die Sache mit lebhaftem Interesse schon im voraus hatte kommen sehen,* bedurfte es keiner feierlichen Ambassade; sie würde im Gegentheil seine schwierigen Beziehungen zu Rußland nur weiter erschwert haben. Ganz anders in Berlin. Die Polen hatten trotz des officiellen Bündnisses den Staatsstreich völlig hinter Preußens Rücken gemacht; sie hatten den Hauptpunkt, die Erbmonarchie, trotz des preußischen, erst vor vier Tagen wiederholten Widerspruchs decretirt; sie hatten bei dem Acte selbst ihren preußischen Alliirten wegen angeblicher Theilungspläne verdächtigt. Hier hatte es freilich Eile, durch die stattlichste Botschaft den König zu beschwichtigen und ihm die Sache wenigstens in erträglichem Lichte darzustellen. Angenehm berührt war man in Berlin durch das Ereigniß wahrlich nicht. Man wußte, daß die polnischen Führer einige Jahre zuvor in enger Verbindung mit Oesterreich gestanden hatten;** man hatte schon im Laufe des Winters

* Damit steht nicht im Widerspruch, daß der österreichische Minister November 1791 einmal bemerkte, die Polen hätten ihre Verfassung ohne Wissen und Beirath Oesterreichs gemacht. Einmal sind die einzelnen Paragraphen sicher nicht mit Wien verabredet worden, sodann hat nicht das Ministerium, sondern Leopold die Angelegenheit betrieben.

** Dafür habe ich früher eine Depesche von Buchholz aus dem Jahre 1793 citirt, der die damaligen polnischen Emigranten als die alte österreichische

Verdacht gehabt, daß Oesterreich den Plan einer polnischen Erbmonarchie begünstige;* die Vermuthung lag nahe genug, daß nach allen Zänkereien zwischen Preußen und Polen über die Weichselstädte der Staatsstreich den Todesstoß für die preußische Allianz und den Uebertritt Polens in ein anderes, in das österreichische System bedeute. Jedenfalls erörterte Herzberg die Unzulässigkeit einer polnischen Erbmonarchie für Preußen und schlug dem Könige einen Protest gegen die neue Verfassung vor. Indessen erwog man, daß man vielleicht in kürzester Frist den Krieg mit Rußland haben würde: da sei es wünschenswerth, daß man mit Polen gut stehe, daß die polnische Sache irgendwie fertig und abgeschlossen sei, daß der Kurfürst von Sachsen ein rechtschaffener Mann sei** und mit seinem Tode die Verbindung Sachsens und Polens wieder aufhören werde, endlich daß man Oesterreich von Rußland zu trennen wünsche und mithin Leopold, dem die polnische Verfassung am Herzen liege, nicht durch ihre Verwerfung vor den Kopf stoßen dürfe.*** Man sprach also dem polnischen Botschafter die Zufriedenheit des Königs mit den Warschauer Vorgängen aus; man ermahnte den Kurfürsten von Sachsen, durch die Annahme der polnischen Succession die Sache zum Schlusse zu bringen; man ließ den Gesandten in Wien erzählen, daß Preußen mit dem Ergebniß des 3. Mai ganz einverstanden

---

Partei bezeichnet, die damaligen Emigranten, Ignaz Potocki, Kollontai, Kosciusko, die Urheber der Verfassung von 1791. Herrmann redet zwei Seiten lang über die Seltsamkeit dieser Argumentation, die er sich nicht klar machen könne: mir ist unverständlich, was dabei undeutlich sein sollte.

* Das preußische Ministerium an den Gesandten in Wien 10. December 1790, 10. Januar 1791.

** Ministerium an den Gesandten in Wien 20. Mai.

*** Ministerium an den Gesandten in Wien 9. Mai, Instruction für Bischoffswerder 20. Mai.

sei. Man nahm diese Haltung selbst so unumwunden ein, daß Kaunitz in seiner steten Abneigung gegen Polen* einen Augenblick Argwohn schöpfte, ob die Warschauer Führer nicht doch den Kaiser mystificirt und ihren Staatsstreich im preußischen Einverständnisse ausgeführt hätten. Er selbst hatte bald genug Veranlassung, die Grundlosigkeit dieses Argwohns zu erkennen: mittlerweile hatten aber die sächsischen Staatsmänner seine verdrießliche Miene gesehen, seine forschenden Fragen gehört und daraus Argwohn nach allen Seiten geschöpft. Pflichtmäßig berichten sie, es scheine — man höre — man solle — Kaunitz sehe ärgerlich aus — Cobenzl in Petersburg zeige zornige Mienen — de Caché besorge hinter dem Staatsstreiche eine preußische Intrigue — und diesen Haufen diplomatischer Papierschnitzel, diese Gerüchte draußen stehender Agenten nimmt dann Herrmann** wieder für erhebliches historisches Material, und verdunkelt sich damit die Erkenntniß der Hauptsache, der Frage, was der Lenker der österreichischen Regierung, was Kaiser Leopold in der polnischen Sache unterdessen gedacht, gesagt und vor Allem gethan hat. Wir versuchen, diese Lücke nachträglich auszufüllen.

Erinnern wir uns nochmals der allgemeinen Weltlage. Rußland führte seinen Eroberungskrieg gegen die Türken fort. Preußen war in lebhafter Rüstung begriffen und forderte ein über das andere Mal England auf, den Krieg gegen die Russen zu beginnen. England aber, noch im April nicht minder eifrig als Preußen,

* Davon redet das preußische Ministerium in seinen Wiener Depeschen vom 20. und 22.: es eröffnet ebenso bestimmt am 27. dem Warschauer Gesandten, daß Leopold die ungünstige Stimmung seines Kanzlers durchaus nicht theile.

** Siehe russische Geschichte VI, 361, und die dort citirten sächsischen Depeschen aus Petersburg, Wien und Warschau.

zog gegen Ende des Monats zurück, weil, zum Verdrusse der Regierung, das Volk keinen Krieg gegen Rußland wollte. Hierdurch wurde auch Leopold in seinen Bewegungen freier. Er drückte nach wie vor in den Sistower Unterhandlungen auf die Türken, ließ aber England und Preußen erkennen, daß er geneigt sei, in Freundschaft und Bündniß mit ihnen einzutreten. In Berlin zündete diese Eröffnung um so mehr, als man bei Englands Friedensliebe sich allein der Last des russischen Krieges ausgesetzt sah. Man entschloß sich, wenn es möglich wäre, Leopold ganz von Rußland zu trennen und ganz zu Preußen herüberziehen. Bei dem Verdruß über Englands Entwaffnung wünschte man, mit Oesterreich allein abzuschließen, um dann je nach den Umständen England erst in das neue Bündniß aufzunehmen.* Die Absicht des Ganzen, erklärte der König seinem Vertreter in Sistowa, Lucchesini,** ist die Isolirung Rußlands, so daß es entweder mit den Türken Frieden macht, oder im andern Fall bei dem dann unausbleiblichen Kriege von dem Kaiser nicht unterstützt wird; es war hiermit, so lange die türkische Spannung dauerte, der Beitritt Rußlands zu dem Bündnisse ausgeschlossen. Zur Erreichung dieses Zweckes reiste dann Bischoffswerder zu Leopold nach Italien hinüber.

Während er unterwegs war, verwickelten sich die österreichischen Unterhandlungen in Sistowa immer mehr. Der Ton, welchen die Gesandten dort und die Minister in Wien anschlugen, wurde immer herrischer, die Forderungen immer heftiger; zugleich begannen ernstliche Rüstungen in Ungarn, und jeden Augenblick, schien es, konnte der Krieg wieder beginnen. In ganz Europa

* Das Ministerium an den König 3. Mai.
** 16. Mai.

gab es Unruhe über diese neue Offensive Oesterreichs, es versteht sich von selbst, daß sie in Petersburg mit hoher Genugthuung aufgenommen wurde. Eben in diesem Zusammenhange that Leopold den bedeutungsschwersten Schritt in der polnischen Sache. Anfangs hatte Kaunitz den Vorschlag hingeworfen, die sächsische Erbtochter mit einem Erzherzog zu vermählen, und in Polen selbst regten sich einige Stimmen dafür:* jedoch zeigte sich bald, daß dergleichen sowohl in Polen als bei den Mächten nicht durchführbar sein würde.** Leopold hatte denn auch weniger glänzende, aber solidere Pläne. In Warschau hatte, wie wir sahen, der 3. Mai den Kurfürsten von Sachsen und dessen Tochter zur Thronfolge berufen: da die letztere in Kursachsen kein Erbrecht hatte, sondern dort die Brüder des Kurfürsten eintraten, so blieben hiernach die beiden Kronen nur für die Lebensdauer Friedrich August's vereinigt, und wir bemerken, wie dieser Umstand in Berlin sehr wesentlich für die passive Genehmigung der neuen Constitution gewirkt hatte. Leopold aber faßte jetzt — ob auf eigenen oder sächsischen Antrieb wissen wir nicht — den Gedanken, durch die Ausdehnung des polnischen Erbrechts auf den sächsischen Mannsstamm die beiden Länder in einer permanenten Union zu einem fest zusammenhängenden Gemeinwesen zu verschmelzen, dessen nächstes Haupt, Kurfürst Friedrich August, ihm völlig ergeben*** und schon durch das religiöse Bekenntniß auf Oesterreichs

* Preuß. Ministerium an Jacobi in Wien 20. Mai und 3. Juli; Essen an das sächsische Ministerium 4. Juni.

** In Warschau wies der Kanzler Malachowski den Vorschlag nachdrücklich ab, sei es aus Rücksicht auf die Mächte, sei es wegen der entgegenstehenden Wünsche der Poniatowski und Czartoryski. Daraus aber zu schließen, daß die polnischen Patrioten Abscheu gegen Oesterreich überhaupt gehabt, ist absolut unmöglich.

*** Herrmann stellt das in Abrede. Der englische Gesandte Ewart aber

Freundschaft angewiesen war. Ein solches System widersprach allerdings wie den preußischen Interessen, so auch der überlieferten russischen Politik auf das Schneidendste: indessen mochte Leopold hoffen, durch die Unterstützung des eben von Preußen bedrohten Rußland in der türkischen Frage sich die Genehmigung seines polnischen Planes zu erringen. So stellte er in tiefem Geheimniß bei dem Petersburger Hofe den Antrag, die Erbfolge in Polen auf die Brüder des Kurfürsten auszudehnen, und daraufhin die Verfassung vom 3. Mai anzuerkennen.

Die Depesche, welche diesen bedeutungsvollen Vorschlag enthielt, ist bis jetzt nicht bekannt geworden. Erst aus dem folgenden Jahre 1792, 12. April, liegt uns eine weitere Auslassung Oesterreichs vor, worin dieses sich beschwert, daß Rußland erst jetzt seine Abneigung gegen den Vorschlag bekunde, wärend es im Juni 1791 mehr gebilligt als widersprochen und dadurch Leopold verleitet habe, sich mit dem Kurfürsten in dem angegebenen Sinne so weit einzulassen. Ein Zweifel an der Sache ist somit schon jetzt nicht mehr möglich, zumal Leopold um die Mitte des Juni eine formelle Aufforderung an den Kurfürsten erließ, die polnische Krone anzunehmen.

Herrmann hat früher diese Dinge vollständig ignorirt. Da sie, so weit ich irgend sehe, unsere Streitfrage absolut entscheiden, so sprach ich die Vermuthung aus, jene österreichische Note vom 12. April 1792 sei ihm nicht bekannt geworden. Die „Streitschrift" belehrt mich, daß ich mich in diesem Punkte gründlich geirrt hatte. Herrmann druckt die Note vollständig ab. Nun,

---

sagt am 21. Mai ganz bestimmt: durch die Erbfolge Sachsens, das mit dem Kaiser so enge verbunden ist, wird unser ganzes System für Leopold ansprechender. Aehnliche Aeußerungen finden sich in preußischen Depeschen.

und der Inhalt derselben, die Thatsache, daß Leopold sofort nach dem 3. Mai in Petersburg die Anerkennung desselben beantragt, daß er daraufhin den Kurfürsten zur Annahme der Krone drängt, daß in Petersburg sein Nachfolger zehn Monate später seinen Antrag wiederholt: was sagt Herrmann dazu? O, er wird damit fertig, rasch, leicht, im Handumdrehen. Er nennt die Note vom 12. April eine „für Jeden, der von dem wahren Verhalten des Wiener Cabinets zu Kursachsen unterrichtet war, höchst naive Rückäußerung." Das ist Alles. Daß die Note ihm einen äußerst wichtigen, vielleicht den wichtigsten Act aus Leopold's Regierung berichtet, geht spurlos an ihm vorüber. Er zuckt die Achseln, daß man dem Florentiner Intriganten trauen möge: es steht ein für alle Mal fest, daß Leopold's Worte Täuschung und Leopold's Thaten Blendwerk sind. Mag der Minister Spielmann dem sächsischen Residenten seinen Kopf für die Unterstützung des Kaisers zum Pfande setzen (22. Juni), mag Bischoffswerder demselben die eifrige Stimmung Leopold's erörtern (18. Juli), mag der Resident selbst über die von ihm wahrgenommene äußerste Bereitwilligkeit Leopold's reden: es hilft nichts, es bleibt Alles für Herrmann nur Schein und absichtsvolle Täuschung. Seine letzte Instanz ist stets dieselbe; die sächsischen Residenten trauen nicht, das diplomatische Corps traut nicht, folglich darf auch die geschichtliche Forschung nicht trauen. Ich meine dagegen, daß Leopold's Gesinnung vor Allem aus seinen eigenen Handlungen zu beurtheilen ist, wenn dieselben, wie hier, in authentischen Acten zu Tage liegen. Prüfen wir also diese Acten weiter.

Die kriegerische Haltung, welche Oesterreich in Sistowa eingenommen, dauerte nicht lange: um die Mitte des Juni entschloß sich Leopold, nach den Wünschen Preußens seinen türkischen Frieden

abzuschließen. Der Grund des Wechsels ist bekannt genug: seine Schwester meldete ihm damals aus Paris den festen Entschluß zur Flucht, welche für Leopold mit beinahe vollständiger Sicherheit den Krieg gegen Frankreich bedeutete. Demnach mußte er wünschen, sowohl im Oriente Frieden als in Berlin eine geneigte Stimmung für sich zu haben. Er gewährte also den Türken ein billiges Abkommen und trat mit dem Obersten Bischoffswerder in die Unterhandlung eines Bündnisses ein. Während derselben kam die Nachricht von der erfolgten Flucht Ludwig's XVI., von seiner Verhaftung, von der Gefahr auf Tod und Leben, in der sich die unglückliche bourbonische Familie befinde: Leopold suchte ihr Erleichterung zu schaffen, indem er ihren Gegnern den Zorn des ganzen Europa in Aussicht stellte, und erließ ein Rundschreiben, worin er Ludwig's Sache als die aller Monarchen den Höfen empfahl. Für sich allein aber wollte er nichts thun, sondern hielt fest an seiner schon früher geäußerten Ansicht, daß nur ein großer Verein aller europäischen Mächte einen Erfolg gegen die Revolution erzielen könne.* Ueberhaupt aber „noch mehr als der Plan, die Revolution in Frankreich zu unterdrücken," beschäftigte ihn der Gedanke, Empörungen in seinen eigenen Ländern, in Deutschland und „namentlich auch in Polen" zu verhüten.** Damals, Juli 1791, bedeutete in Polen eine Revolution so viel wie eine Auflehnung gegen die Verfassung vom 3. Mai: Leopold sprach also in jenen Worten die Absicht aus, diese nach Kräften zu unterstützen. Die Vertheidigung des bestehenden Zustandes, in Polen und Deutschland, lag ihm mehr am Herzen, als ein Plan, die Revolution in Frankreich zu unterdrücken.

* Bischoffswerder's Bericht 18. Juni.

** Elgin's Bericht 28. Juni, bei Herrmann, russische Geschichte VI, 433.

So steht es wörtlich bei Herrmann, Streitschrift S. 32.* Das waren, setzt dann der Autor hinzu, die Principien, welche die preußische Convention vom 25. Juli dictirten, „und mit diesem Schlüssel wird uns das richtige Verständniß ihres auf absichtsvolle Täuschung berechneten Wortlauts nicht schwer fallen."

Die Convention bestimmte in den Hauptsachen Folgendes.

Die beiden Höfe garantiren sich ihre Territorien. Sie werden den Verein der europäischen Mächte hinsichtlich Frankreichs nach Leopold's Aufforderung zu Stande zu bringen suchen. Sie werden sich gegen Aufstände in den eigenen Staaten Beistand leisten. Sie werden in der polnischen Sache ein Uebereinkommen der benachbarten Höfe erstreben, welches jedes Uebergewicht eines einzelnen ausschließt; es soll also kein Prinz der drei Dynastien die sächsische Prinzessin heirathen; sie werden unter sich und mit Rußland feststellen, daß keiner von ihnen etwas gegen die Integrität und gegen die freie Verfassung Polens unternehme.

Dieser Wortlaut enthält die Erklärung, gegen Frankreich insofern offensiv aufzutreten, als alle europäischen Mächte an der Expedition Theil nehmen würden. Da man schon damals wußte, daß England höchst kategorisch die Theilnahme ablehnte, so war dieser Paragraph inhaltsleer und nur auf Einschüchterung der Pariser Parteien berechnet. Thatsächlich wollte man, nach dem Wortlaute der Convention, nicht gegen Frankreich marschiren, sondern nur die eignen Provinzen decken. Nach dem Wortlaute der Convention sollten beide Mächte nicht blos jeden Angriff gegen die neue polnische Verfassung selbst unterlassen, sondern auch Rußland zu gleichem Verhalten auffordern. Während Preußen

---

* Wohl Alles nach Elgin's Depeschen.

bis dahin die Erbmonarchie in Polen verabscheute, während es nach dem 3. Mai mit Rücksicht auf Leopold's Wünsche höchstens ein passives Zusehen in Aussicht gestellt, setzte jetzt der Kaiser die positive Verpflichtung Preußens durch, zu Gunsten der Constitution sich zu verwenden. Es war eine zweite That, nicht weniger erheblich als jener erste Antrag in Petersburg.

Dies Alles scheint so klar, so unzweideutig, so natürlich im Zusammenhange der vorhandenen Lage wie möglich. Es stimmt auch vollkommen zu Allem, was wir oben Herrmann selbst auf S. 32 der Streitschrift beibringen sahen. Wie kommt es nun, daß dennoch diese Auffassung bei ihm plötzlich in ihr Gegentheil umschlägt? daß er, Seite 33 bis 35, den Kaiser mit dieser Convention nichts bezwecken läßt, als offensives Vorgehen gegen Frankreich, und Unterdrückung Polens unter Rußland?

Sieht man näher zu, so ist es besonders ein Umstand, welcher Herrmann's Ansicht bestimmt. Die Convention bestimmt nämlich weiter, daß Rußland eingeladen werden soll, ihr beizutreten. Das scheint Herrmann die offene Erklärung, daß der Kaiser vermittelst der Convention den König von Preußen in das russische Lager, in das Lager der Reaction und der Contrerevolution hinüberschleppe. Ist es in der That so schwer zu erkennen, einmal daß gerade damals auch Rußland sich zum türkischen Frieden entschloß, also der einzige früher vorhandene Grund für seine Ausschließung wegfiel — sodann, daß wie für Rußland, so auch für England und Holland der Beitritt offen gehalten wurde, mithin der Kaiser ebenso stark in das englische, wie der König in das russische Lager geschleppt wurde — endlich, daß die Convention eine Reihe wichtiger Grundsätze zunächst für die deutschen Mächte feststellte, Grundsätze, welche in der französischen

wie in der polnischen Sache das gerade Gegentheil der russischen Wünsche aussprachen, so daß die Einladung Rußlands zum Eintritte in ein solches Bündniß offenbar nichts Anderes bedeutete, als die Aufforderung, seiner ganzen bisherigen Politik zu entsagen? Wenn Herrmann dies noch heute bestreitet, so hat gleich damals die russische Regierung es durchaus nicht verkannt. Sie hat die Einladung anfangs zu den Acten gelegt, nachher zerrissen, und für den bloßen Versuch an Oesterreich bald genug empfindliche Rache genommen.

Für seine Auffassung der Convention bezieht sich Herrmann noch auf einige Depeschen des englischen Gesandten Ewart in Berlin. Ewart, sagt er,* und Schulenburg hätten gleich mit Kummer vorhergesehen, daß die reactionäre Convention den Weg zur Theilung Polens vorgezeichnet habe. Aber diese Angabe ist nicht genau. In Ewart's Depesche äußert sich Schulenburg sehr zufrieden damit, daß die Garantie Polens einen Theil des neuen Systems bilden und Rußland zum Beitritt aufgefordert werden sollte.** Nur daran hat der Minister einigen Zweifel, ob der so lobenswerthe Versuch bei Rußlands Macht und Ehrgeiz gelingen, ob die Kaiserin, durch ihre türkischen Siege gestärkt, nicht trotz der deutschen Bemühungen Polen überwältigen werde — wovon dann die Folge sein würde, daß die deutschen Höfe, unfähig, Polen ganz zu retten, und verpflichtet, es nicht ganz in russischer Hand zu lassen, zu neuen Theilungen sich herablassen müßten. Aber trotz dieser vielleicht möglichen Gefahr muß Schulenburg die entgegengesetzte Wahrscheinlichkeit doch größer dünken, denn er bleibt bei einem späteren Gespräche unbedingt wieder bei

* Streitschrift S. 137.
** S. 187.

der Billigung des polnischen Artikels der Convention und sogar der positiven Ausdrücke, in denen er abgefaßt ist.* Weit entfernt davon, in der Convention wie Herrmann eine Brücke in das russische Lager zu sehen, ist also Schulenburg mit ihrem polnischen Paragraphen sehr zufrieden und weiß nur nicht, ob die vereinte Macht beider Höfe der russischen gewachsen sein wird. Was Ewart selbst betrifft, so zeigt er sich besorgt, daß über dem neuen österreichischen Bündniß Preußen das alte englische ganz vergessen werde; er beklagt es lebhaft, daß Preußen allein mit Oesterreich abgeschlossen, statt dieses zum Eintritt in die bisherige Tripleallianz aufgefordert habe. Diese Worte veranlassen dann Herrmann zu einer Klage, daß die Convention das alte, liberale Föderativsystem zerrissen habe: wobei nur der Unterschied zwischen Herrmann und dem Engländer ist, daß der letztere einzig an die englischen Machtinteressen, und nur der erstere, völlig auf eigene Hand, an liberale Tendenzen denkt. Was insbesondere Polen betrifft, so thut das liberale England überall gar nichts für das unglückliche Land, während der reactionäre Leopold nach allen Seiten für die Rettung desselben thätig ist. Natürlich halte ich wegen dieser polnischen Politik weder Pitt für reactionär noch Leopold für liberal, sondern glaube einfach, daß beide ihre auswärtige Politik ohne alle Tendenz nach den wohl verstandenen Interessen ihres Staats betrieben haben.

Die Nachricht über die Wiener Convention vom 25. Juli erregte in Berlin mancherlei verschiedene Stimmungen. Es gab eine Partei unter den dortigen Staatsmännern, die überhaupt und unter keinen Umständen von Oesterreich etwas Gutes für

---

* Streitschrift S. 92.

Preußen erwartete. Andern war der Paragraph über die französische Revolution bedenklich, nicht seiner selbst willen, sondern weil sie bei der franzosenfeindlichen Stimmung des Königs auch von dem correctesten Schritte Gefahr besorgten, wenn er nur irgendwie in jener Richtung lag. Schulenburg war verdrießlich über die wechselseitige Garantie der Verfassungen, nicht aus tendentiöser Freundlichkeit für Revolution oder Nichtintervention, sondern weil er bei dieser Garantie den preußischen Staat, welcher damals keine aufrührerischen Provinzen wie Oesterreich hatte, übervortheilt fand. Die preußische Regierung im Ganzen kam jedoch nach der persönlichen Stimmung des Königs zum Entschlusse, die Convention, die ja nur ein Präliminarvertrag war, als solchen zu bestätigen. Was die polnische Verfassung insbesondere betraf, so blieb der König damals wie früher und später auf seinem Standpunkte, nichts gegen, aber auch nichts für sie zu thun: ich will, ließ er am 8. August dem Grafen Golz schreiben, die Unabhängigkeit und Integrität, nicht aber die neue Verfassung Polens gegen die Angriffe Dritter gewährleisten.

Indessen blieb für Leopold trotz des preußischen Vertrages der Horizont auf allen Seiten umwölkt. Eine starke Partei der Pariser Nationalversammlung suchte zwar mit Ludwig XVI. ein billiges Abkommen, und Leopold that um der Erhaltung des Friedens willen Alles zu ihrer Unterstützung: aber immer war in Paris die Lage so unsicher und gespannt, daß jeden Tag die heftigsten Convulsionen erfolgen konnten. Zugleich wurde durch das Ende des Türkenkrieges die russische Macht verfügbar, und Catharina begann auf der Stelle Truppen an der polnischen Grenze zusammenzuziehen, und zugleich die französischen Emigranten auf alle Weise zum Kriege gegen die Revolution zu unter-

stützen. Man sagte sich sehr bald sowohl in Wien als in Berlin, daß dabei Catharina nur den Zweck habe, die deutschen Mächte im Westen zu beschäftigen, um ihrerseits Polen ungestört unterwerfen zu können. Unter solchen Eindrücken fand die Zusammenkunft der beiden deutschen Souveräne in Pillnitz Statt. Beide ermahnten dort den Kurfürsten von Sachsen dringend zur Annahme der polnischen Krone, beide setzten dem Drängen der Emigranten ein unerschütterliches Nein entgegen. Ich bleibe dabei, sagte Leopold, nur dann und in dem Falle Frankreich zu bekriegen, wenn alle Mächte Europas sich betheiligen: dann und in dem Falle, darin sehe ich Moses und die Propheten.*

Er hatte schon vorher die Convention vom 25. Juli nach Petersburg mitgetheilt und Rußland zum Beitritt, und somit

* Hier ist denn auch Herrmann einverstanden. In Pillnitz, sagt er, habe Leopold einen Stillstand in seinen Reactionsbestrebungen gemacht. Bald nachher aber scheint ihm die Aggressivpolitik des Kaisers gegen Frankreich wieder in vollem Flusse; bestimmte und specielle Beweise aber dafür beizubringen, hat er unterlassen. Ich verweise also nur auf meine Geschichte der Revolutionszeit, Buch III, Cap. I und Buch IV, Cap. I, und begnüge mich hier, einige wenige Actenstücke aus dem Herbste anzuführen. Jacobi an das preuß. Ministerium 29. August: Kaunitz entwickelt ihm die Lage der Dinge: in der französischen Sache ist nichts zu machen; so lange nicht alle Hauptmächte einig sind, ist der projectirte Verein ein Unding; wenn Ludwig XVI. die neue Verfassung annimmt, ist Alles zu Ende. Jacobi 7. September: Nach den preußischen Erklärungen in Pillnitz betrachtet man hier das Ganze als einen schönen Traum. Derselbe 14. September: Der Kaiser sagt mir, wenn England im Bunde fehlt, ist gegen Frankreich nichts zu machen. Derselbe 15. September: Man wird hier nichts thun, wenn nicht alle Mächte mitwirken, oder wenn Ludwig die Verfassung annimmt. Das preuß. Ministerium 19. Sept. spricht dieselbe Ueberzeugung aus. Dasselbe 25. Sept.: Leopold's Kriegslust, von Artois einst durch die Aussicht auf Lothringen angefacht, ist vorüber. Jacobi 27. Sept.: Der Kaiser sagt, alle Kriegsaussicht ist vorbei; es kann noch manche Erschütterung in Frankreich geben, aber so lange das innerhalb der französischen Grenzen bleibt, ist nichts dabei zu machen.

zur Gewährleistung der neuen polnischen Verfassung aufgefordert. Catharina, welche ebenso wie der Kaiser bei aller innern Kälte und wechselseitigen Abneigung* einstweilen ein äußeres Vernehmen aufrecht zu erhalten wünschte, lehnte zwar den Beitritt zur Allianz als ihren Interessen nicht entsprechend ab, antwortete aber im Uebrigen so freundlich und eingehend, daß man in Wien auf die Erzielung eines Einverständnisses über Polen zu hoffen anfing.** Dies erfrischte dem Kaiser den Muth soweit, daß er jetzt zum ersten Male an die preußische Regierung eine Andeutung des eigenen, bis dahin dem Berliner Cabinete völlig unbekannten Planes über die bleibende Union Sachsens und Polens gelangen ließ: Spielmann sagte dem preußischen Gesandten Jacobi, der Kurfürst strebe nach Ausdehnung des Thronfolgerechtes auf seine Brüder, ein Wunsch, gegen welchen der Kaiser nichts einzuwenden habe. In Berlin legte man, so weit wir sehen, damals auf die Notiz kein besonderes Gewicht, wahrscheinlich weil man ihr keine Aussicht auf Verwirklichung beimaß. Desto schärfer traten um diese Zeit die Umtriebe der Russen und ihrer Partei in Polen hervor; Felix Potocki und die Seinen sammelten sich in Jassy bei Potemkin, Romanzow häufte immer stärkere Truppenmassen an der polnischen Grenze an. Kaunitz fragte damals den preußischen Gesandten, er hoffe, die beiden deutschen Mächte würden dort einen Eclat zu verhüten wissen. Die Antwort fiel

* Die preußische Regierung giebt 16. October ihrem Wiener Gesandten Nachricht, daß sie aus Petersburg über die Spannung zwischen den Kaiserhöfen unterrichtet worden sei.

** Mittheilung Spielmann's an Jacobi 22. October. Einige Witterung davon haben dieses Mal auch der sächsische und polnische Resident in Petersburg, sächsische Depesche vom 23. September, von Herrmann abgedruckt, aber nicht beachtet.

nicht sehr tröstlich aus, indem sie sich auf die allgemeine Zustimmung beschränkte, man wünsche auch in Berlin mit Oesterreich zusammen zu wirken.* Um Näheres zu erfahren, zeigte Kaunitz bald nachher bei dem preußischen Gesandten wieder das alte polenfeindliche Gesicht, sondirte, ob es nicht lästig sein würde, für die polnische Verfassung aufzutreten, und erfuhr darauf sehr unumwunden, daß Preußen wohl für die Integrität, aber schlechterdings nicht für die Verfassung Polens einzustehen gedenke.** Damit war denn allerdings für Leopold's polnische Action der Boden sehr geschmälert. In Frankreich war im Herbste freilich die Verständigung zwischen Ludwig XVI. und der Nationalversammlung zu Stande gekommen, und Leopold hatte gleich darauf entwaffnet und in ganz Europa die französische Frage für erledigt erklärt: aber unmittelbar nachher begannen in Paris die Girondisten ihre große Agitation für den revolutionären Angriffskrieg gegen Deutschland, und nichts war unsicherer, als ob ihre Gegner, die gemäßigten Feuillans, wie eng sie auch mit Leopold zusammenhingen, den Ausbruch verhüten würden. In solcher Lage hatte Leopold geringe Aussicht, für Polen etwas zu erreichen, in allen kräftigen Schritten gehindert durch die nahe Möglichkeit eines französischen Krieges, von Rußland heftig gedrängt, bei Preußen so eben einer feindseligen Gleichgültigkeit gegen Polen versichert. Er ermahnte also selbst den Kurfürsten zur Vorsicht, fuhr aber seinerseits fort, für die polnische Verfassung in Petersburg wie in Berlin zu wirken. An die russische Regierung schrieb er nochmals und forderte sie auf, ihm ihre Gründe gegen die polnische Verfassung anzugeben, um sich dadurch die Widerlegung

* Jacobi's Bericht 10. October. Antwort des Königs 24. October.

** Jacobi's Bericht 2. November. Antwort des Königs vom 10. Nov.

derselben zu ermöglichen.* Damals starb Fürst Potemkin, der geräuschvollste unter den Widersachern Polens, und der österreichische Minister beeilte sich, den sächsischen Residenten zu sagen, daß dies einen neuen Hoffnungsschimmer gebe: man habe bis jetzt nur deshalb jede bindende Eröffnung gegen den Kurfürsten vermieden, weil man Catharinens Ansichten erst genauer zu kennen wünsche.** Bald nachher, im Januar, begann, gegenüber der immer heftiger drängenden Wühlerei der Jacobiner, die Verhandlung in Berlin über das definitive Bündniß der beiden deutschen Mächte. Im Allgemeinen machte die Einigung geringe Schwierigkeiten. In Bezug auf die französische Revolution verabredete man, wie man 25. Juli, Streben nach einem Vereine aller europäischen Mächte, einem jetzt wie damals unmöglichen Ziele, welches also weil unmöglich auch harmlos war, und nur auf das lebhafte und wiederholte Andringen der Feuillans hier erwähnt wurde. Denn diese lebten noch immer der, wie der Erfolg lehrte, sehr trügerischen Hoffnung, mit dem Bilde eines

* Das sächsische Ministerium an seinen Residenten in Petersburg 26. Nov. Von Herrmann abgedruckt aber nicht beachtet, weil der Minister seinem Gesandten dann weiter meldet, daß gewisse Leute vermutheten, Oesterreich stehe mit Rußland stets noch auf intimstem Fuße, daß Andere selbst argwöhnten, Oesterreich würde sich freuen, wenn Rußland die polnische Verfassung umstürzte. Solche Vermuthungen können den Werth einer Thatsache aber nicht entkräften, und die Sendung jener österreichischen Depesche meldet der Minister nicht als Gerücht, sondern als Thatsache.

** Schönfeld, 17. December. Derselbe meldet denn auch am 23.: Man behauptet, daß Catharina sich energisch gegen die polnische Verfassung bei Leopold ausgesprochen; man setzt hinzu, Leopold habe darauf zugegeben, er garantire nur die Unabhängigkeit, nicht die Verfassung Polens. Wir werden sofort die völlige Unrichtigkeit dieser von Niemand verbürgten Gerüchte kennen lernen; sie allein aber sind es, auf welche Herrmann S. 45 der Streitschrift, wie auf actenmäßige Thatsachen, seine ganze Darstellung aufbaut.

solchen europäischen Vereins die Jacobiner einzuschüchtern und die Franzosen friedfertig zu stimmen.* Was Polen betraf, so proponirte, trotz der Geständnisse im November, Oesterreich auf's neue die beiderseitige Garantie der Verfassung vom 3. Mai. Aber der König wollte davon nicht weiter reden hören. Er blieb dabei, eine feste Erbmonarchie in Polen sei eine Gefahr für Preußen; er werde halten, was er 1790 versprochen, Gewähr der polnischen Unabhängigkeit: die Maiverfassung aber habe Polen später, eigenmächtig, hinter seinem Rücken gemacht, dafür werde er nicht einen Finger rühren. Er ließ diese Unterscheidung sofort in Warschau selbst erklären. Leopold blieb nichtsdestoweniger mehrere Wochen hindurch auf seiner Forderung; die ganze Verhandlung des Bündnisses gerieth darüber in das Stocken. Da kam am 15. Januar ein Beschluß der Pariser Nationalversammlung, welcher den Ausbruch des Krieges gegen Oesterreich fast unzweifelhaft machte. Erst hierauf gab Leopold, des preußischen Bündnisses um jeden Preis bedürftig, in der polnischen Frage nach. Die Minister verständigten sich am 7. Februar über ein unscheinbares Amendement: statt Garantie der freien Verfassung,

* Es gilt dies sowohl von dem Project des Vereins, als von Leopold's energischen Noten gegen die Jacobiner. Beide waren von Lameth und den Feuillans, d. h. den damaligen Führern der Mehrheit der Nationalversammlung zu dem angegebenen Zwecke bestellt. Dieser Zweck war wesentlich Erhaltung des Friedens und der Verfassung. Es hat sich freilich nachher gezeigt, daß das Mittel schlecht gewählt war, aber es geht doch nicht an, aus diesem Irrthum der Feuillans den Schluß zu ziehen, daß Leopold die Noten geschrieben habe, um die Franzosen zum Kriege zu reizen. So aber verfährt Herrmann. Einen andern Beweis für Leopold's Kriegslust gegen die Revolution bringt er an keiner Stelle bei. Er möge noch weiter vergleichen, Jacobi an das preuß. Ministerium 19. October, 26. November, 3. December; das preuß. Ministerium an Jacobi 28. December.

nämlich jener vom 3. Mai, sagten sie: Garantie einer freien Verfassung, nämlich der neuen oder der alten, wie es fiele. Es war die vernichtende Entscheidung über Polens Selbstständigkeit. Nach dreivierteljähriger Anstrengung für die polnisch-sächsische Erbmonarchie war der Kaiser durch die wild hereinbrechende Offensive der französischen Revolution zum Verzichte auf seinen großen Plan gezwungen worden.

Drei Wochen nachher starb Leopold. Sein Nachfolger machte, wie wir schon erwähnten, noch einen letzten Versuch in Berlin und Petersburg, den Entwurf des Vaters durchzusetzen. Durch ihn erhielt Preußen die erste bestimmte Kunde über Leopold's System einer sächsisch-polnischen Union nicht blos während der Lebenszeit des Kurfürsten Friedrich August, sondern für alle kommende Generationen. Der Eindruck auf den König war verhängnißvoll. Jeder Versuch dieser Art schien ihm die eigene Existenz zu bedrohen; in diesem Moment entschied er sich, den russischen Theilungsplänen sein Ohr zu leihen. Hierauf fand dann Franz II., wenn einmal Polen verloren sei, müsse auch Oesterreich an eigenen Machtzuwachs denken, und trat ebenfalls zu dem russischen Systeme hinüber. Auch dann aber vergaß Catharina dem Wiener Hofe Leopold's Entwürfe nicht. In meiner Geschichte der Revolutionszeit habe ich aus den Acten der zweiten Theilung nachgewiesen, wie die Kaiserin nach Form und Inhalt Alles aufbot, um den Vorgang für Franz II. so unangenehm wie möglich zu gestalten.

Ueberblicken wir am Schlusse unseres Weges den Verlauf desselben in den entscheidenden Momenten.

Seit langen Jahren war in Polen Rede von Verfassungsreform und Erbmonarchie. Die patriotische Partei, welche diese Dinge betrieb, stand 1786 und 1787 unter Oesterreichs Schutz. 1789 trat sie statt dessen in enges Vernehmen mit Preußen. Die preußische Regierung ermahnte sie darauf zu Reformen, protestirte gegen die Erbmonarchie und schloß erst, nachdem die Polen auf die letztere verzichtet, ein Bündniß mit der Republik. Bald nachher gab Kaiser Leopold trotz seines russischen Bundes die Theilnahme am Türkenkriege auf und suchte auf der einen Seite Verständigung mit Preußen, auf der andern Verbindungen mit Polen. In Warschau, wo die Reformarbeit in vollem Gange war, erhielt man die besten Nachrichten über Oesterreichs Gesinnung, und Anfragen, ob man einen Erzherzog zum Könige wolle. Das Verhältniß zu Preußen wurde täglich schlechter, weil Preußen nicht auf Rußland losschlug, sondern statt dessen Danzig begehrte. Zu großem Unwillen Preußens, welches darüber Argwohn gegen Oesterreich hatte, sprachen sich die Provinziallandtage für die Thronfolge des Kurfürsten von Sachsen und zum Theil für die Erblichkeit aus. Es folgte dann die Verständigung des Königs Stanislaus mit den Patrioten über den Staatsstreich, und trotz erneuerten Widerspruchs des preußischen Gesandten gegen die Erbmonarchie, das Ereigniß des 3. Mai. In Berlin war man sehr unzufrieden, sah aber, vornehmlich aus Rücksicht auf Kaiser Leopold, von thätigem Widerspruche ab. Leopold stellte seinerseits in Petersburg gleich nachher den Antrag auf Anerkennung der polnischen Verfassung und sächsisch-polnische Union. Er erlangte Preußens Versprechen, nichts gegen die polnische Verfassung zu unternehmen und Rußland zu gleichem Verhalten aufzufordern. Er ermahnte die Kaiserin Catharina, ihre Gründe

gegen die neue Ordnung in Polen anzugeben, um dieselben erörtern und widerlegen zu können. Er that in seinen letzten Lebenswochen das Aeußerste, um dem preußischen Hofe ein Garantieversprechen für die freie polnische Verfassung abzuringen. Der erste Schritt seines Nachfolgers war die Proposition der sächsisch-polnischen Union sowohl in Berlin als in Petersburg.

Nach all diesem ist die Beschützung der polnischen patriotischen Partei und ihres Werkes, der Verfassung vom 3. Mai 1791, durch Kaiser Leopold II. eine völlig sichere geschichtliche Thatsache, wie oft auch sächsische Residenten und polnische Geschäftsträger daran gezweifelt haben mögen.

Ueber Leopold's Verhalten zur französischen Angelegenheit brauchen wir kaum etwas hinzuzufügen, da Herrmann an keiner Stelle einen speciellen und unmittelbaren Beweis für seine Ansicht beizubringen versucht hat. Er begnügt sich mit der allgemeinen Erörterung, Leopold habe ein Defensivbündniß gegen die französische Revolution gesucht, folglich sei seine Politik repressiv, folglich reactionär, folglich zu absolutistischen Zwecken offensiv gegen Frankreich gewesen. Zum Abschlusse der früher dagegen beigebrachten Zeugnißreihe setze ich hier noch einen Bericht des preußischen Gesandten zu Wien im Auszuge her, 4. Februar 1792 (wenige Wochen vor Leopold's Tod): Bei dem letzten Briefe der Königin von Frankreich lag eine Denkschrift Lameth's für den Kaiser. Dieser beantwortet sie mit Beifall, wünscht die gemäßigte Partei zu stärken, sähe gern einige Aenderungen in der französischen Verfassung, um sie haltbarer zu machen, wird nichts Feindseliges gegen Frankreich beginnen, wenn nicht die persönliche Sicherheit der königlichen Familie bedroht wird, und wird an dem (von Lameth gewünschten) europäischen Vereine nur Antheil

nehmen, wenn derselbe von den Emigranten völlig absieht. Da die Königin sich überhaupt mit dem Bestande einer gemäßigten Monarchie noch nicht befreunden kann, so hat ihr Leopold sagen lassen, jeder Versuch, die alten Kronrechte wieder zu erlangen, sei eine Chimäre. Die neuesten Nachrichten (über die Kriegslust der Jacobiner) haben hier das ganze Ministerium in Schrecken versetzt. Kaunitz ist düster, Cobenzl zittert vor den Folgen der französischen Sache, Spielmann ruft, der europäische Verein werde nie zu Stande kommen.

Dies war die offensive und absolutistische Reactionspolitik Leopold's II. gegen Frankreich.

II.

In der vorstehenden Abhandlung habe ich versucht, einen der wichtigsten Momente in der modernen Entwickelung Europas, die Stellung Kaiser Leopold's II. zu der französischen Revolution und zu den letzten Emancipationsversuchen Polens kritisch zu beleuchten und das thatsächliche Bild von den durch Professer E. Herrmann darüber gehegten Irrthümern zu reinigen. Der Bedeutung des Gegenstandes — es handelt sich um die Entstehung des großen Revolutionskrieges und Polens Untergang — werden meine Leser es zu gute halten, wenn ich nochmals darauf zurückkomme, nachdem Herrmann (Forschungen zur deutschen Geschichte IV, 385 ff.) zur Sache einige neue sehr dankenswerthe Actenstücke beigebracht, in Folge unserer Controverse mir einige Einräumungen gemacht, allerdings auch, wie ich hinzusetzen muß, mehrere Argumente in der alten Richtung wiederholt hat.

Zunächst erlaube ich mir den Umfang und Inhalt unserer Streitfrage zu präcisiren, da Herrmann in dem letzten Aufsatze den Sitz derselben erheblich verschoben hat.

Er sagt, Forschungen IV, 385, es handele sich um eine sachliche Widerlegung der seine Auffassung bestreitenden Ansicht des Gegners, er habe also behauptet und behaupte noch, die Warschauer Revolution vom 3. Mai habe keineswegs sich unter dem

Antrieb und dem Einfluß Leopold's vollzogen, und sodann, keineswegs habe Leopold neun Monate lang für den Plan einer permanenten Verbindung Sachsens und Polens gearbeitet. Diese meine Behauptungen seien falsch und unerwiesen.

Ich muß daran erinnern, daß er bisher noch ganz andere Dinge behauptet hat, daß der Gegensatz unserer Ansichten ein viel weiterer gewesen ist.

Während ich nämlich die Ansicht aufstellte, Leopold sei seit dem Frühling 1791 fortdauernd der Beschützer Polens, der eifrige Beförderer seiner Regeneration, der thätige Arbeiter für die Einführung einer festen Erbmonarchie gewesen: trat in vollem Gegensatze dazu Herrmann mit der Anklage gegen Leopold auf, er habe von Anfang an aus innerer absolutistischer Gesinnung das ihm gleichartige Rußland begünstigt, die polnische Erhebung gehaßt, die neue Verfassung als ein Werk des preußischen Einflusses zu beseitigen gesucht. Ich erlaube mit, einige Sätze seiner früheren Streitschrift, welche diese Auffassung ausdrücken, hier einzuschalten.

Es heißt dort S. 6, Zeile 2: die große Bedeutung der Convention vom 25. Juli liegt vornehmlich darin, daß dieselbe dem durch . . Leopold und . . Katharina vertretenen Reactionsprincip gegen die französisch-polnischen Nationalitätsbestrebungen ein entschiedenes Uebergewicht gab.

S. 25, Zeile 4 von unten: insbesondere in Bezug auf Polen war Leopold einer Emporhebung dieser Republik aus ihrer alten zerrütteten Verfassung schon darum im höchsten Grade abgeneigt, weil er die neue Verfassung für das Resultat einer unmittelbaren Betheiligung Preußens hielt.

S. 26, Z. 5 von oben: — so vermochte er doch von der Vorstellung sich nicht loszumachen, daß . . . . jede wirkliche Con-

solidation des polnischen Staatswesens . . nur der Verstärkung des preußischen Einflusses wesentlich zu Statten kommen werde. . . Den Ausschlag aber gaben seine principiellen, excessiv reactionären Anschauungen.

S. 27, Z. 13 von unten: Allein gerade diesem von England und Preußen beabsichtigten Versuch (einer Regeneration Polens durch die neue Verfassung) widersetzte sich Leopold, indem er in das allgemeine Defensivsystem auch Rußland mit aufgenommen, und dieser Macht in Bezug auf die Regulirung der . . Verhältnisse Polens eine mitentscheidende Stimme eingeräumt wissen wollte. Und das hieß mit andern Worten nichts Anderes, als Alles, was die Polen in den letzen Jahren zu ihrer Erhebung gethan hatten, als ein unberechtigtes, gegen die Vorschriften ihrer auswärtigen Vormünder revolutionäres Unterfangen der Vernichtung preisgeben, und die Republik selbst dem Untergange weihen.

S. 34, Z. 5 von unten: der andere (Satz der Convention vom 25. Juli) „die Mächte werden feststellen, daß nichts unternommen werde, um die Integrität und die äußere Erhaltung der freien Verfassung Polens zu alteriren" muß in Bezug auf seinen scheinbar beabsichtigten Inhalt geradezu für eine leere Phrase erklärt werden.

S. 38, Z. 3 von oben: (in Pillnitz gelang es Leopold), schon jetzt insbesondere der polnischen Frage eine Wendung zu geben, die ihre Entscheidung in österreichisch-russischem Sinne kaum noch als zweifelhaft erscheinen ließ.

S. 41, Z. 9 von oben: Und hiermit sind wir zu dem Punkte gelangt (Ende 1791), wo wir zu erweisen haben, daß es dem Kaiser in der That um nichts weniger zu thun war, als um die Herstellung Polens auf Grund der Verfassung vom 3. Mai,

sondern daß er um den Preis einer noch intimeren Verbindung mit Rußland, dem sogenannten historischen Recht, welches diese Macht gegen die unglückliche Republik geltend zu machen den Anspruch erhob, willfährig das Wort redete.

Der Inhalt dieser Sätze ist nicht mißzuverstehen, und Leopold's Verurtheilung läßt an Klarheit und Schärfe nichts zu wünschen übrig. Er erscheint hier aus reactionärer Tendenz ein offensiver Feind Polens und Frankreichs, aus reactionärer Tendenz ein thätiger Freund des russischen Despotismus, in jedem andern klingenden Worte ein die Welt berückender Diplomat ohne Ernst noch Aufrichtigkeit.

Diese Auffassung, die mir persönlich in der Form einer wiederholten polemischen Belehrung entgegengetragen wurde, erschien mir, wie ich nicht leugnen will, vom ersten Augenblicke an völlig grundlos. Zum Erweise dieser reactionären Polenfeindschaft gab es, außer gewissen Herrmann eigenthümlichen Vorstellungen über Föderativsystem und Nationalitätsprincip, an urkundlichem Materiale nichts als die Aussage dritter Personen von geringer Autorität, Depeschen sächsischer, polnischer, englischer Diplomaten,* die bei Leopold's Handlungen nicht betheiligt waren, sondern mit mehr oder weniger Geschicklichkeit Erkundigungen über ihn einzogen. Dagegen liegen eine Reihe urkundlicher Belege

* Elgin's und Eward's Berichte über Leopold, hatte ich gesagt, können so wenig wie die sächsischen, zur Widerlegung der von Leopold selbst ausgehenden Actenstücke, d. h. Handlungen gebraucht werden. Herrmann, Forschungen S. 390 beweist jetzt gegen mich mit großem Eifer den Satz, daß jene Berichte unschätzbare Quellen für das Verhältniß Englands und Preußens zu einander und zu den Kaiserhöfen seien. Lessing sagt einmal von einer solchen Polemik, sie widerlege den Satz zwei mal zwei ist vier, mit der heftigen Behauptung, zwei mal zwei sei aber doch nicht fünf.

über Leopold's eigenes Wirken vor, Aeußerungen, Debatten, Verträge und Propositionen des Kaisers, vom Juni 1791 an, wenige Wochen nach der neuen polnischen Verfassung, bis zu Leopold's Tod, und diese sämmtlich, ohne irgend eine Ausnahme, zeigen nicht blos keine Feindschaft gegen Polens Erhebung, sondern ein fortgesetztes Wirken für dessen Gelingen, Schritte zum Theil von der höchsten Bedeutung, ja von nicht geringer Gefahr für Oesterreich selbst. Dieses Sachverhältniß ist es, was ich mit solcher Deutlichkeit, wie es die Wichtigkeit des Gegenstandes nöthig machte, in meinem gegen Herrmann gerichteten Aufsatze entwickelt habe. Ich freue mich, daß es bis zu einem gewissen Grade bei ihm Eindruck gemacht hat. Von der reactionären Feindseligkeit Leopold's gegen Polen ist, so weit ich sehe, in Herrmann's neuestem Aufsatze nur sehr wenig mehr die Rede. Diese wider das ganze urkundliche Material streitende Position ist so gut wie verlassen. Herrmann's jetzige Erörterung begnügt sich mit einem Beweisversuche, daß Leopold nur nicht so eifrig, so eilig, so fortdauernd, daß er nicht mit so ernstlichem Nachdrucke für Polen gewirkt, wie ich es annehme. Er behauptet, daß Leopold für die Grundsätze der polnischen Maiverfassung nicht schon während der Vorbereitung derselben, sondern erst seit dem Juni gearbeitet, sodann, daß er die permanente Union Polens und Sachsens nicht schon im Juni, sondern erst seit October 1791 angestrebt habe, endlich daß er stets bereit gewesen sei, gegen Erzielung höherer Vortheile diese Pläne wieder fallen zu lassen. Er läßt mich hart genug darüber an, daß mir die Actenstücke „entgangen" seien* (S. 408), auf welche er diese Amendements meiner Ge-

* Es handelt sich um einen Actenfascikel, betreffend Bischoffswerder's Mission nach Wien 1792, welches mir bei meinen Arbeiten im Berliner

sammtansicht stützt; dafür entschädigt er mich in der Sache reichlich, indem er ganz im Sinne dieser Gesammtansicht für Leopold's polenfreundliche Thätigkeit aus seinen Acten eine Reihe neuer Belege beibringt und damit die Theorie seiner Streitschrift selbst beseitigen hilft.

Als urkundlich feststehende Thatsachen, nach welchen die unausgesetzte Wirksamkeit Leopold's für die neue polnische Verfassung, für die innere Herstellung und äußere Selbständigkeit des unglücklichen Landes zweifellos sei, hatte ich früher angeführt: daß der Kaiser wenige Wochen nach der Proclamation der neuen Verfassung, im Juni 1791, in Petersburg den Antrag stellte, Rußland möge den Kurfürsten von Sachsen als Erbkönig Polens anerkennen, daß er sodann den Kurfürsten von dieser Gesinnung in Kenntniß setzte, daß er in den vorläufigen Vertrag mit Preußen, 25. Juli, eine Bestimmung brachte, beide Mächte würden keine Beeinträchtigung der polnischen Verfassung zulassen,* daß er im October nach seinen Petersburger Berichten sich der Hoffnung überließ, Rußland werde die proponirte Anerkennung aussprechen, daß er demnach dem preußischen Gesandten die Notiz zukom-

---

Archiv nicht vorgelegt und, so viel ich weiß, dort erst bei einer spätern Recherche überhaupt aufgefunden wurde.

* Ueber diesen Punkt, dessen Wichtigkeit keines Beweises bedarf und dessen frühere Bestreitung durch Herrmann ich in meiner oben citirten Abhandlung im Einzelnen als nichtig nachgewiesen habe, geht Herrmann in seiner letzten Replik hinweg. Er begnügt sich S. 419 zu versichern, daß ich seine Darstellung nicht verstanden, daß mein Resumé derselben eine Selbsttäuschung sei. Mit dem besten Willen vermag ich auch jetzt nicht zu entdecken, daß seine Sätze einen andern Sinn haben können, als ich darin gefunden. Indeß, Herrmann erklärt, er habe es nicht so gemeint, und ich kann mich also nur freuen, wenn er sich damit von der durch mich bekämpften Ansicht jetzt selbst lossagt.

men ließ, der sächsische Kurfürst wünsche eine permanente Verbindung Sachsens mit Polen, und er, der Kaiser, habe nichts dagegen einzuwenden, daß er im Februar 1792 bei der Verhandlung der definitiven preußischen Allianz den Versuch erneuerte, eine Garantie der polnischen Verfassung in den Vertrag zu bringen, dieses Mal aber an dem preußischen Widerspruche scheiterte, endlich, daß nach Leopold's Tode sein Nachfolger Franz im März jene permanente Union Sachsens und Polens in Berlin geradezu beantragte, freilich aber damit keine andere Wirkung erzielte, als daß Preußen einer solchen Aussicht gegenüber sofort zu dem russischen Plane einer Theilung Polens übertrat.

In dem Zusammenhange dieser zu Gunsten Polens gemachten Bestrebungen war ein Lücke zwischen October 1791 und Februar 1792. Herrmann konnte nun im Berliner Archive die Acten über Bischoffswerder's dritte Wiener Mission, Februar 1792, benutzen, und die wesentliche Ausbeute derselben ist nichts anderes als die erwünschteste Ausfüllung jener Lücke. Es findet sich dort eine Instruction des Fürsten Kaunitz vom 4. Januar 1792, worin erwähnt wird: es habe der Wiener Hof bereits einige Male, und zuletzt noch mit dem Courier vom 14. November, den russisch-kaiserlichen Hof durch freundschaftliche Vorstellungen zur Anerkennung der polnischen Kron-Erblichkeit und der Wahl des Herrn Kurfürsten zu bewegen gesucht, bisher aber keine positive Aeußerung darüber, gleichwie aber auch keine gegentheilige überkommen. Es wird dann weiter bemerkt, daß in Dresden Ritter Landriani im Auftrage Leopold's dahin wirke, der Kurfürst, der bisher bei den Polen eine noch stärkere Gewalt der Krone gefordert habe als die Maiverfassung sie gewähre, möge sich in seinen Ansprüchen mäßigen, um nicht zu starkes Aufsehen bei

Rußland damit zu erregen, dafür aber solle polnischer Seits dem Kurfürsten so viel wie möglich nachgegeben werden, damit die endliche Feststellung nicht neue Verzögerungen erleide. Endlich meldet Kaunitz, daß der Kurfürst von Sachsen die bleibende Verbindung der polnischen Krone mit dem sächsischen Kurfürstenthum und folglich Uebertragung des polnischen Erbrechts nicht an seine Tochter sondern an seine Brüder wünsche; die Ansicht Oesterreichs sei, daß dieser Vorschlag den Nachbarmächten aus mehreren Gründen convenire, jedoch wolle der Kaiser aus persönlicher Delicatesse, da der ältere der Brüder sein Schwiegersohn sei, die Sache nicht selbst betreiben, habe deshalb in derselben darüber keine bestimmte Ansicht geäußert, sondern warte ab, wie man sich in Dresden und Warschau darüber einigen werde.

Der Kaiser hat also hiernach im Laufe des Sommers mehrmals in Petersburg die Anerkennung der polnischen Erbmonarchie beantragt. Er hat diesen Antrag im November wiederholt. Er arbeitet im Januar bei Sachsen und Polen auf Mäßigung in den einzelnen Ansprüchen, damit jede neue Verzögerung vermieden werde und möglichst bald die sächsisch-polnische Erbmonarchie zu festem Bestande gelange. Er sondirt in Berlin, nachdem er im October eine erste Notiz über den Plan der ewigen Union beider Lande gegeben, jetzt näher die preußische Meinung über dieses System, bringt noch keinen eigenen Antrag dafür ein, entwickelt aber die Vortheile, die es nach seiner Ansicht auch für die drei Nachbarmächte haben würde. Nach allen Richtungen, wie wir sehen, ist er für die monarchische Kräftigung Polens thätig, im Januar und im November, wie er es im October, Juli und Juni gewesen. Unsere Ansicht über die polnische Politik erhält in jeder Beziehung neue Bestätigung und willkommene

Ergänzung. Wir lernen, daß nicht erst Leopold's Nachfolger, sondern daß bereits Leopold selbst den Plan der ewigen Union Polens und Sachsens in Berlin befürwortet hat (Forschungen 404); wir acceptiren dankbar den neuen Beweis, daß Leopold viel häufiger, viel stärker für Polen gewirkt, als wir selbst es nach den uns zugänglichen Materialien hatten vermuthen können.

Fragt man nun, wie es möglich sei, daß Herrmann diese einfachen Consequenzen nicht selbst ziehe, so zeigt sich Folgendes, was ihn zu einer irrigen Auffassung jener Actenstücke verleitet hat. Leopold wußte natürlich, mit welchen Stimmungen er es in Berlin und Petersburg zu thun hatte. Er wußte, daß Rußland seit Menschenaltern der offene Gegner jeder polnischen Heilung gewesen war, daß es also auch gegen die Maiverfassung höchst wahrscheinlich den bittersten Groll empfinden würde. Er wußte, daß Preußen zwar nach seinem polnischen Bündniß von 1790 nicht füglich gegen die Maiverfassung hatte protestiren können, daß es aber des Wunsches voll war, nimmermehr eine bedeutende Stärkung der polnischen Macht zuzulassen. Nun schlug er wichtige Einrichtungen für Polen vor, welche nothwendig, einmal durchgeführt, eine solche Stärkung zur Folge haben mußten, die Erbmonarchie und die Berufung des sächsischen Kurfürsten: — Herrmann meint zwar S. 398, die Erbmonarchie nach der Verfassung vom 3. Mai, ohne die permanente Union mit Sachsen, sei relativ ziemlich unverfänglich gewesen, leider ist es aber nur zu gewiß, daß sowohl Preußen als Rußland über diese Unverfänglichkeit die völlig entgegengesetzte Ansicht hatten, — und Leopold hatte mithin allen Grund, bei seinen Propositionen vorsichtig zu verfahren und die Besorgniß seiner hohen Collegen möglichst zu beschwichtigen. So setzte er ihnen denn bei jeder Wiederholung

seines Antrages auch die Ungefährlichkeit desselben und die Uneigennützigkeit seiner Motive auseinander. Wie er verfuhr in dieser Hinsicht auch sein Nachfolger Franz; beide beantragten die polnische Erbmonarchie, beide empfahlen sie unter der Form, daß sie ihre Harmlosigkeit erörterten. Es sei ein europäisches Bedürfniß, daß Polen endlich zu einem geordneten und beruhigten Zustande komme, dieser sei nun einmal nicht ohne die Herstellung der Erbmonarchie zu erlangen, und nur deshalb mache Oesterreich diese zu seinem Augenmerk; aber ganz von selbst verstehe sich, daß Oesterreich damit nicht Polen zu einer den Nachbarn gefährlichen Macht erheben wolle, ganz im Gegentheil, der Kaiser begehre, daß es niemals zu großer Stärke gelange; auch die Erbmonarchie lasse sich in Schranken halten durch gesetzliche Beschränkung ihrer Truppen und Geldeinnahmen und eine fortdauernde Aufsicht der drei Mächte. Und so variirten sich diese Sätze weiter und traten auch in der Form um so milder und verdeckter auf, je tiefer die Hauptanträge in das Fleisch der Nachbarmächte einschnitten. Das allerunangenehmste, das System der permanenten Union Polens und Sachsens, brauchte sechs Monate, ehe es sich aus einer ganz unbefangenen Notiz über dergleichen sächsische Velleitäten (October) zuerst (Januar) in eine empfehlende Relation und dann (März) in ein förmliches österreichisches Begehren verwandelte — und jedes Mal, da man die Mißlichkeit des Systems für Preußen nur zu gut kannte, mit einer beschwichtigenden Phrase bei jedem Worte: man spreche keine Forderung aus, gerade weil der Kaiser persönlich dabei interessirt sei, man wolle Alles dem hohen Alliirten anheimstellen, man werde mit Freuden etwas Besseres annehmen, wenn Preußen etwas Besseres vorzuschlagen habe. Die preußische Regierung verstand alle diese

Reden natürlich, wie sie eben gemeint waren. Das letzte Wort des Systems, die permanente Union von Sachsen und Polen, würdigte man kaum einer Erwähnung, so lange sie nur als ein Einfall des Kurfürsten figurirte, kaum aber trat sie als österreichischer Antrag auf, so half ihr alle jene Verbrämung nicht das mindeste.

Alle diese angeblichen Cautelen, fand nämlich der König, die Beschränkung der polnischen Armee und der polnischen Finanzen, seien leere Worte; mit oder ohne dieselben müßte der Antrag der Union die Redlichkeit Oesterreichs von Grund aus verdächtig machen, wenn man nicht sonst so bestimmt an seine Loyalität glaubte. Der König von Preußen also war der Meinung, der wesentliche und charakteristische Zug für die österreichische Politik in der polnischen Sache sei die Proposition der Erbmonarchie und der sächsischen Union, alle darum gelegte Motivirung und Limitirung aber sei nichts als diplomatischer Flitter zur Vergoldung der für Preußen hochgefährlichen Pille. Anders aber als der König von Preußen nimmt Herrmann die Sache. Auf dem einmal eingenommenen Standpunkte hält er sich an die Worte, und erklärt danach die Sache für bedeutungslos. Oesterreich sage es ja selbst, daß Polen niemals mächtig und gefährlich werden dürfe, also sei es klar, die österreichische Empfehlung der Erbmonarchie habe nichts auf sich. Oesterreich wolle dem sächsischen Kurfürsten nicht alle seine Begehren zur Stärkung der Königsmacht bewilligen, also sei es klar, daß es eine solche Stärkung in Wahrheit nicht wünsche. Oesterreich erkläre, vor Preußens Widerspruch nicht auf der Sache bestehen zu wollen, also habe es im Ernste die Sache niemals beabsichtigt. In der That, als Preußen ernstlich und kategorisch widerspricht, will es Leopold,

über den in demselben Augenblicke die französische Kriegsgefahr hereinbricht, nicht zu einem offenen Conflicte mit seinem wichtigsten Alliirten kommen lassen und zeichnet die Februarallianz trotz Preußens offen erklärter Abneigung gegen die polnische Verfassung. Trotz dieses momentanen Zurückweichens aber ist der österreichische Plan zu Gunsten Polens so wenig aufgegeben, daß gleich nach sechs Wochen Leopold's Nachfolger mit verstärktem Nachdrucke den Versuch erneuert; und wenn sich nun das Mißlingen nochmals wiederholt, und dann bei der raschen Steigerung der französischen Krisis Oesterreich trotzdem an Preußen festhält und jetzt nothgedrungen Polen definitiv aufgiebt: wie in aller Welt soll aus diesem endlosen Systemwechsel zu folgern sein, daß das frühere, polenfreundliche System niemals in Wien bestanden hätte? Oder weil Oesterreich in seiner französischen Kriegsnoth aus der Erhaltung der polnischen Erbmonarchie oder der Durchführung der sächsischen Union nicht sofort einen casus belli gegenüber Rußland und Preußen gemacht hat: deshalb wäre der Schluß verstattet, daß es Oesterreich niemals Ernst mit der Beschützung Polens gewesen? Weil Lord Palmerston im letzten entscheidenden Augenblicke für Dänemark nicht das Schwert zieht, gegenüber Frankreichs Gleichgültigkeit und der Entschlossenheit Deutschlands, wer würde deshalb den Muth zu dem Schlusse haben, England habe überhaupt niemals Sympathie für Dänemark gehabt und bei seinen Bestrebungen für Dänemark es niemals ernstlich gemeint? Herrmann's ganzer Erörterung liegt die Frage zu Grunde: wie sollte es Oesterreich Ernst um Polen gewesen sein, wenn es in Berlin selbst sagt, Polen müsse schwach bleiben — eine Frage, die ich sattsam beantwortet zu haben glaube. Statt dessen hätte er sich die umgekehrte Frage stellen sollen: wenn es Oesterreich nicht

Ernst um Polen war, warum stellte es überhaupt in Berlin und Petersburg Anträge auf dessen Kräftigung — Anträge, bei denen Oesterreich selbst Gefahr lief, wie es der König von Preußen ausdrückt, die eigene Loyalität tief zu verdächtigen und sich damit in der schwersten europäischen Krisis die wichtigsten Bundesgenossen zu entfremden?

Ein anderes Argument, mit dem sich Herrmann die Bedeutung der österreichischen Anträge verdunkelt, scheint mir nicht schwerer zu wiegen. Verschiedentlich kommt er darauf zurück, daß Leopold zwar mit Berlin und Petersburg unterhandelt, aber mit den zunächst Betheiligten, mit Warschau und Dresden, sich nicht eher in bindender Weise einlassen will, bis er sich mit den beiden Großmächten verständigt habe. Als Polen sich im Spätherbst 1791 hülfesuchend an ihn wandte, antwortete er am 2. December, er könne sich nicht eher betheiligen, bevor er die Gewißheit erlangt habe, daß seine Intervention seinen Alliirten ebenso wie dem sächsischen Kurfürsten angenehm sein würde. Mich dünkt, sagt Herrmann (Forschungen, S. 400), eines schlagenderen Beweises als dieser Abfertigung bedarf es nicht, daß auch die zuvor hinter dem Rücken der polnischen Republik vom österreichischen Cabinet angeblich zu Gunsten der Maiverfassung in Petersburg gethanen Schritte des rechten Ernstes ermangelt haben, und daß in letzter Instanz der Kaiser Leopold vielmehr auf eine Einigung um jeden Preis mit Rußland und Preußen es absah, als auf eine Kräftigung der Unabhängigkeit Polens noch über die Grundlagen der Maiverfassung hinaus. Wie? weil Leopold keine Neigung hat, mit dem ohnmächtigen Sachsen und dem zerfahrenen Polen seine Pläne früher als mit den entscheidenden Großmächten zu discutiren, daraus folgte, daß seine Bemühungen für Polen

19*

bei eben diesen Mächten des redlichen Ernstes ermangelt hätten? Weil er freilich nicht den Krieg mit den Großmächten, wohl aber eine Einigung mit denselben zu Gunsten Polens anstrebte, daraus folgte, daß es ihm nicht auf die Kräftigung Polens, sondern auf eine Einigung mit den Mächten auf Kosten Polens (S. 405) ankam? An sich war kein Verfahren in der schwierigen Sache zweckmäßiger, als das von Leopold beobachtete: nicht erst bei den polnischen Parteien sich die Hände binden, und dann erst mit den Großmächten verhandeln, sondern zunächst nach freiem, eignem Ermessen sich mit diesen verständigen, und hierauf die polnischen Dinge ordnen. Vollends aber in der Frage der Erbmonarchie kam ein sehr einfacher, sehr entscheidender Umstand hinzu, welcher dem Kaiser die absolute Nöthigung zu dem eingeschlagenen Wege auferlegte. Mindestens seit October, wenn nicht schon früher, war er einverstanden mit dem Gedanken, das polnische Erbrecht auf die Brüder des sächsischen Kurfürsten auszudehnen, dieser Plan war ebenfalls ein Wunsch des Kurfürsten, und Leopold suchte denselben dem preußischen Hofe angenehm zu machen. In Warschau aber wollte man davon nichts wissen — Herrmann selbst theilt es S. 402 aus preußischen Gesandtschaftsberichten mit — es scheint, daß hier egoistische Rücksichten wie so häufig das Landesinteresse überwogen; ja nach Lucchesini's Aussagen neigte damals, Januar 1792, der schwache König Stanislaus wieder zur russischen Partei. Unter diesen Umständen wäre es geradezu widersinnig gewesen, wenn Leopold seine Unterhandlung zu Gunsten der sächsischen Union nicht in Dresden, wo man dieselbe wünschte, sondern in Warschau, wo man sie verabscheute, hätte beginnen wollen. Als Herrmann seine Schlüsse auf S. 400 niederschrieb, hatte er offenbar diese Thatsachen nicht beachtet.

Wir sehen also auf allen Seiten unsere Auffassung bestätigt, daß es Leopold völliger Ernst mit der Kräftigung und innern Herstellung Polens gewesen ist, daß er alle Schritte zur Erreichung dieses Zieles gethan hat, die in seiner gefährlichen Lage ein umsichtiger Staatsmann überhaupt thun konnte.

Werfen wir nun einen Blick auf Leopold's Verfahren im Einzelnen, auf die Mittel, mit denen er seinen Zweck verfolgt, auf den Zeitpunkt, in dem er zur Verwendung derselben schreitet. Ich bemerke dabei im voraus, daß bei diesen Specialfragen der Gegensatz zwischen Herrmann's und meiner Ansicht nach der Natur der Sache einen andern Charakter gewinnt. Wir haben so viele urkundliche Belege für Leopold's Verfahren, daß die allgemeine Richtung desselben mit unleugbarer Evidenz feststeht. Eine solche Evidenz aber ist für alle Momente der Entwickelung im Einzelnen erst dann zu gewinnen, wenn für jeden derselben durch die Eröffnung der Wiener Archive ein gleich urkundliches Material bekannt wird. Bis jetzt ist unsere Lage für das Detail der Ereignisse so günstig nicht. Fragt man, welche Motive den Kaiser bei jedem dieser Schritte geleitet, in welchen Zeitpunkt sein Entschluß zu jedem derselben zurückreicht, in welchen Zusammenhang sonstiger Erwägungen ein jeder derselben gehört: so sind wir für die Beantwortung aller solcher Fragen jetzt noch im Wesentlichen an ein combinatorisches und mithin hypothetisches Verfahren gewiesen, welches sich mit der Beihülfe unserer sonstigen Materialien, der preußischen, englischen, sächsischen Papiere an manchen Stellen bis zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit bringen läßt, keineswegs aber die Möglichkeit sowohl mehrfacher Gruppirung des vorhandenen Stoffes als besserer Belehrung durch die künftige Bekanntmachung der österreichischen Acten aus-

schließt. Bei einer solchen Lage der Dinge ist, wie es kaum der Bemerkung bedarf, der darstellende Historiker berechtigt, das Ergebniß seiner Combinationen als bewiesene Thatsache zu erzählen — so lange zu erzählen, als ihm kein logischer Fehler in seiner Combination erwiesen, und keine neue, seinem Resultate widersprechende Thatsache vorgelegt wird. Er ist dazu berechtigt, weil in jeder Wissenschaft der hypothetische Beweis mit jedem andern Schlußverfahren als gleichwerthig anerkannt wird.

Nach meiner Ansicht hat Leopold's fördernde Einwirkung zu Gunsten der polnischen Regeneration schon vor der Verkündung der Maiverfassung begonnen; seine Haltung hat die polnischen Patrioten zu dem Staatsstreiche des 3. Mai ermuthigt. Ich habe nie in Abrede gestellt, daß mein Beweiß dafür in dem eben entwickelten Sinne ein hypothetischer war, also nicht die Vorlage urkundlich bezeugter Handlungen Leopold's, sondern ein indirecter, darum aber nicht minder bündiger Schluß auf dieselben aus anderweitigen Thatsachen. Die Urheber der neuen Verfassung, die Parteigenossen des Ignaz Potocki, hatten wenige Jahre zuvor in engem Verständniß mit Oesterreich gestanden. Der preußische Gesandte in Warschau meldet seiner Regierung von vielfachen Bemühungen Leopold's, sich in Polen auf's neue eine Partei zu schaffen, und von dem Gedanken des Kaisers, einen seiner Erzherzoge auf den polnischen Thron zu bringen. Der König von Preußen ist gleich nach dem Erlaß der Maiverfassung unterrichtet, daß zwar Kaunitz derselben feindselig sei, ihre Erhaltung aber Leopold stark am Herzen liege. Leopold selbst begehrt acht Tage nach dem Erlaß der Verfassung die Garantie derselben durch England und Preußen; etwas später äußert er sich allerdings weniger günstig, weil er Ausbeutung der polnischen Revolution durch Preußen fürchtet,

kaum aber über die Absichten dieser Macht beruhigt, richtet er nach Petersburg seinen Antrag auf Anerkennung der polnischen Erbmonarchie, d. h. des vor allem wesentlichen Punktes in der neuen Verfassung. Alle diese Momente zusammengenommen, schienen mir den Schluß vollständig zu erhärten, daß Leopold, direct oder indirect, seine Hand bei der Vorbereitung der Maiverfassung im Spiele gehabt, daß, wie ich sagte, seine Haltung die patriotische Partei in Warschau zu ihrem Staatsstreiche ermuthigt habe.

Hat Herrmann eines dieser Beweismomente widerlegt? oder hat er neue Thatsachen beigebracht, welche das Resultat derselben zerstören? Ich will sie darauf hin der Reihe nach möglichst rasch durchgehen.

1) Die Urheber der Maiverfassung, die Partei Ignaz Potocki, hatte wenige Jahre zuvor in engem Verständniß mit Oesterreich gestanden.

Herrmann erzählt das selbst, in seiner russischen Geschichte VI, 143, 416. Ich verstehe also den Eifer nicht, womit er sich gegen die offenbare Thatsache sperrt, daß der preußische Geschäftsträger Buchholz in einer Depesche vom 8. Mai 1793 jene Beziehungen ebenfalls erwähnt. Buchholz schreibt dort, die Opposition der Walewski und Rzewuski (gegen die zweite polnische Theilung) komme von den polnischen Emigranten und dem Wiener Hofe her, alle diese Emigranten seien aber die alte österreichische Partei in Polen aus der Zeit Friedrich's des Großen. Als österreichische Partei bezeichnet er, wie man sieht, nicht die Walewski und Genossen in Warschau, sondern die damaligen polnischen Emigranten in Wien und anderwärts, von denen er glaubt, sie hätten die Walewski und Rzewuski zur Opposition gegen die Theilung aufgestachelt. Diese Emigranten von 1793 aber waren,

wie Jeder weiß, die seit 1792 entflohenen Schöpfer der Maiverfassung, Ignaz Potocki, Kollontai u. s. w., und diese sind es also, welche Buchholz mit gutem Grunde die alte österreichische Partei nennt. Dies ist so klar wie möglich. Herrmann aber läßt sich hier zu der Erörterung fortreißen (S. 417), die Depesche nenne nicht Potocki, sondern Rzewuski, und ich, um meinen Irrthum zu bemänteln, setzte statt der Namen Walewski und Rzewuski, die in der Urkunde stehen, die Namen Potocki u. s. w., die darin nicht stehen, mit andern Worten, ich fälschte die Urkunde. Ich will gern glauben, daß diese schmähliche Verdächtigung bei ihm nicht aus injuriösem Willen, sondern nur aus Mangel an Verständniß entsprungen ist: er scheint im Feuer des Gefechtes vergessen zu haben, daß man eine Person nicht blos durch ihren Eigennamen, sondern auch durch andere Prädicate, Titel, Lebensstellung u. s. w. völlig sicher bezeichnen kann. Wer im Mai 1793 von „polnischen Emigranten" redet, hat dabei natürlich nicht die damals in Grodno lebenden Walewski und Rzewuski im Sinn, sondern die in das Ausland geflüchteten Kollontai und Genossen. Zur endlichen Würdigung seiner Anklage gehört nur noch die Bemerkung, daß ich selbst die Briefstelle in ihrem ganzen Wortlaute vor Jahren zuerst veröffentlicht habe (Gesch. der Revolutionszeit I, 291).

Genug, die Partei Ignaz Potocki, die Schöpferin der Maiverfassung, war von 1786 bis 1788 die österreichische Partei in Polen gewesen.

2) Der preußische Gesandte in Warschau, Golz, meldet im Winter 1791 wiederholt von Leopold's Bestrebungen, sich in Polen wieder eine Partei zu bilden und vielleicht einen Erzherzog auf den polnischen Thron zu bringen.

Herrmann erklärt das alles kurzer Hand für leere Gerüchte und bedeutungsloses Gerede. Wollte Gott, er hätte früher ein solches Mißtrauen gegen diplomatische Berichte seinen werthen sächsischen Depeschen dort entgegengestellt, wo ihre Angaben über Leopold mit Leopold's Handlungen in formellem Widerspruch stehen. Hier ist nun von einem solchen Widerspruche zwischen den Depeschen und sonst feststehenden Thatsachen gar keine Rede — denn daß Golz selbst weiterhin die Mehrheit der Polen als gut preußisch gesinnt bezeichnet, oder daß Malachowski den Gedanken an einen österreichischen Thronfolger entschieden ablehnt, ist doch entfernt kein Beweis gegen die Existenz von Leopold's Bemühungen um ein Verständniß mit der patriotischen Partei.* Ebenso unerweislich ist die Meinung, Leopold habe gewiß nicht im Sinne der Patrioten gewirkt, weil sein Warschauer Gesandter de Caché mit diesem Wirken nichts zu thun hat, oder weil sein Kanzler Fürst Kaunitz fort und fort lieber mit Rußland als mit Polen verbündet sein will. Was de Caché betrifft, so hat Herrmann kein Wort gegen meine frühere Bemerkung beigebracht, daß Leopold seine polnischen Fäden in Wien, und um den russischen Argwohn nicht zu früh zu erwecken, gerade nicht in Warschau durch de Caché angeknüpft hat. Noch sechs Wochen später, als Leopold in Berlin und Petersburg für die Anerkennung des neuen

* Wenn der preußische Gesandte in Warschau seinem Könige meldet, die in Berlin empfangene Kunde über die Throncandidatur eines Erzherzogs sei nicht ohne Grund, so soll das nach Herrmann ein leeres Gerücht sein. Wenn Golz dann hinzusetzt, er vermuthe, daß General Rzewuski (also nicht die Patrioten, sondern ihre Gegner) den Plan aufgebracht habe, und ich darüber bemerke, diese Vermuthung sei schlechthin unmöglich, weil Rzewuski ein russischer Söldling gewesen, so meint Herrmann diese Widerlegung abweisen zu können mit der Erörterung, daß auch ein sächsischer Diplomat denselben Irrthum getheilt habe.

Zustandes in Polen arbeitet, hat de Caché keine Sylbe Instruction von Wien empfangen. Von Kaunitz aber, dem Vertreter und Fortsetzer der josephinischen und preußenfeindlichen Eroberungspolitik, weiß Jeder, der sich mit diesen Zeiten beschäftigt hat, daß sein Einfluß unter Leopold vom ersten Augenblicke an zurücktrat. Zu dem Engländer Ewart äußerte Leopold, zur Zeit seiner Kaiserkrönung: Kaunitz ist ein alter Mann, der nicht mehr weiß, was er thut; im März 1791 sagte er zu Bischoffswerder: Ich habe meinen Herzberg, der preußische König hat seinen Kaunitz, wir müssen beide entfernen und uns dann verständigen. Die Differenz zwischen dem Monarchen und seinem Minister zeigt sich, Frühling 1791, bei der türkischen Frage, wo der Kaiser in Italien mit Lord Elgin stets im Sinne des Friedens und der Lossagung von Rußland redet,* während in Wien Kaunitz den dortigen Gesandten die kaiserliche Politik stets als kriegerisch und russenfreundlich schildert; sie zeigt sich ebenso in der polnischen, wo der König von Preußen in einer (von Herrmann selbst publicirten) Depesche vom 27. Mai den Gegensatz zwischen Kaiser und Kanzler ausdrücklich constatirt.

Mit einem Worte, so gewiß Kaunitz zu Rußland neigte, so gewiß wünschte Leopold Polen zu heben.

3) Leopold, welcher dem Lord Elgin proponirt hatte, daß die beabsichtigte Allianz Oesterreichs, Preußens, Englands den

* Elgin an Ewart 15. Mai: der Kaiser nennt Joseph's Bündniß mit Rußland geradezu einen Fehler. Ewart an Elgin 21. Mai: das Versprechen des Kaisers (den Türkischen Frieden abzuschließen) ist höchst positiv, und scheint alle weiteren Hindernisse zu beseitigen; von Kaunitz freilich muß man dergleichen immer besorgen. Es ist also wenig begründet, wenn Herrmann S. 438 meine Ansicht über Leopold's persönliche Friedenspolitik vernichten will — mit einer Kaunitz'schen Depesche.

Besitzstand und die Verfassungen der betreffenden Staaten garantiren sollte, sprach am 9. und dann am 11. Mai den Wunsch aus, diese Garantie auch auf Polen auszudehnen. Preußen, anfangs geneigt gegen die neue polnische Verfassung Protest zu erheben, erklärte sich Ende Mai bereit, dem Wunsche Leopold's zu entsprechen. Infolge dessen kam in den vorläufigen Vertrag zwischen Preußen und Oesterreich vom 25. Juli die Bestimmung, beide Mächte würden jede Beeinträchtigung der polnischen Selbstständigkeit und Verfassung hindern.

Die Depesche, worin Elgin jenen Wunsch Leopold's vom 11. Mai berichtet, theilt Herrmann selbst mit; nicht minder wiederholt er ausführlich die preußische Instruction vom 25. oder 28. Mai,* worin der König, da Leopold die Garantie der Grenzen und der Verfassung Polens lebhaft wünsche, seine Zustimmung dazu ausspricht. Der Wortlaut beider Actenstücke schließt, sollte man denken, jede Möglichkeit aus, an Leopold's Ernst für Polens Regeneration zu zweifeln, zumal gleich nachher der Kaiser gleichartige Anträge in Petersburg stellt und die Aufnahme der polnischen Garantie in den Julivertrag mit Preußen in der That erwirkt. Aber diesen Ernst Leopold's will Herrmann einmal nicht dulden: welche Gründe hat er, den Wortlaut jener Documente in ihr Gegentheil umzudeuten?

Am 11. Mai, sahen wir, sprach Leopold den Wunsch aus, Polen unter die allgemeine Garantie der Territorien und der Verfassungen zu begreifen, d. h. dem damaligen Polen seine

* Er bemüht sich S. 391 mit einer längern Erörterung über einen Entwurf derselben vom 26. und die Original- (soll heißen definitive) Instruction vom 28. So viel ich weiß, ist die Instruction vom 26., Bischoffswerder's Vollmacht, welcher dann aber eine um einen Satz erweiterte Ausfertigung der Instruction beigefügt wurde, vom 28.

damaligen Grenzen, seine damalige Verfassung zu gewährleisten. So verstand es Lord Elgin, so verstand es auch dessen Berliner College Ewart, der jenem am 21. antwortete, Leopold's Antrag auf eine allgemeine Garantie nicht blos des Besitzstandes, sondern der Verfassungen der europäischen Staaten würde nur Verwirrung herbeiführen, dagegen würde Preußen ihm die Garantie der polnischen Verfassung unschwer bewilligen. So verstand es auch der König von Preußen, der am 27. Mai seinem Warschauer Gesandten meldete, die persönliche Gesinnung Leopold's sei dem Kurfürsten von Sachsen als künftigem constitutionellen Könige von Polen (mithin der neuen polnischen Verfassung) günstig. Allein anderer Meinung als Elgin und Ewart und der König ist Herrmann. Er behauptet, daß Leopold damals am 11. Mai bei seinen Worten an die Verfassung des 3. gar nicht gedacht, daß er noch gar keine Nachricht von ihrem Erlasse bekommen habe: dies gehe deutlich aus spätern Aeußerungen des Kaisers, am 25. Mai, hervor, wo er sehr ungünstig von der neuen polnischen Verfassung rede, so daß man also sehe, er habe die Garantie für Polen nur so lange gewünscht, als er von der neuen Verfassung nichts gewußt, und sobald er von dieser vernommen, seine lebhafte Mißbilligung ausgesprochen. Es klingt dies auf den ersten Griff nicht übel, doch glaube ich nicht, daß es vor einer näheren Erwägung Bestand behalten kann. Zunächst bleiben auf diesem Standpunkte die spätern zweifellosen Schritte Leopold's zu Gunsten der Maiverfassung geradezu ein Räthsel. Sodann: wenn die Nachricht über die Proclamation der Maiverfassung Berlin in etwa 60 Stunden erreichte,* so konnte sie ohne besondern Kraft-

* Das preußische Ministerium debattirte dieselbe am 6.

aufwand bis zum 9. von Warschau nach Florenz gelangen, und Niemand wird es Herrmann glauben, daß eine so welterregende Kunde nicht damals, ja noch am 11. nicht, bis zu Leopold gekommen wäre. Und endlich, der wahre Grund von Leopold's momentaner Sinnesänderung liegt, wenn ich nicht völlig irre, ganz handgreiflich zu Tage. Gleich nach dem 3. Mai kam in mehrfacher Wiederholung nach Berlin die Meldung, daß Kaunitz in Wien entrüstet über den polnischen Staatsstreich sei, daß er ihn für eine preußische Intrigue ausgebe, daß die Russen, bestrebt den Kaiser sowohl gegen Polen als gegen Preußen zu hetzen, diese Ansicht auf das kräftigste unterstützten. Die Gerüchte flogen, daß Preußen dem neuen Polenstaate gegen Abtretung Danzigs seinen Schutz versprochen, daß ein preußischer Prinz die polnische Thronerbin, die sächsische Prinzessin, heirathen sollte. Wenn man diese Ausstreuungen in Berlin erfuhr, so werden sie ohne Zweifel noch rascher und bestimmter an den Kaiser gelangt sein. Nun war Preußen bis zum Herbste 1791 der verehrte Gönner der polnischen Patrioten, sein Anspruch aber auf Danzig noch kürzlich auf dem Tapet gewesen; bei der Zerfahrenheit und Unzuverlässigkeit der Polen war eine plötzliche Umkehr zum preußischen Systeme, so wenig wie irgend ein rascher Wetterwechsel an sich unmöglich: man begreift also, daß Leopold einen Augenblick bei jenen nachdrücklichen Warnungen und Meldungen stutzig werden mochte. Denn die Herstellung der Erbmonarchie in Polen, so stark sie im österreichischen Interesse lag, falls das befreundete und katholische Sachsen dort zur Krone gelangte, hätte freilich mit der Thronbesteigung eines preußischen Prinzen ein anderes Gesicht für Leopold gewonnen, und auch was Danzig betraf, so hatte er schon am 9. Mai und mehrmals später

seinen bestimmten Widerspruch gegen die preußische Erwerbung angemeldet. Man versteht also, daß er unter dem Eindrucke der Kaunitz'schen Vorstellungen dem Lord Elgin erklärte, die polnischen Vorgänge hätten die Lage geändert, er müsse vorsichtig sein, könne seine russischen Beziehungen nicht aufgeben, nicht sofort nach Englands und Preußens Wunsche seinen türkischen Frieden schließen. Es war die Furcht, nicht wie Herrmann meint, daß der Aufschwung der polnischen Nation sein reactionäres System durchkreuzen, sondern umgekehrt, daß derselbe durch verschiedene Machinationen zu Gunsten des preußischen Ehrgeizes verdorben und ausgebeutet werden würde. Diesen Zusammenhang berichtet nicht blos Lord Elgin, sondern Herrmann selbst wiederholt S. 395 den betreffenden Satz: „Mit so mißgünstigem Auge sah Leopold dieses Ereigniß (die neue polnische Verfassung) an, weil er fürchtete, Danzig und Thorn würden unmittelbar dem König von Preußen abgetreten werden, wogegen dieser sich verbindlich machen wolle, die kürzlich erfolgte Wahl des Kurfürsten von Sachsen zu unterstützen." Deshalb also, und nur deshalb war seine Stimmung am 25. Mai eine andere als am 9. und 11. Und sobald er über Danzig und Thorn und über die Richtigkeit der angeblichen preußischen Einflüsse beruhigt war, fuhr er fort, wie am 9. und 11., für die Garantie der polnischen Verfassung und Erbmonarchie zu arbeiten.

In Berlin erfuhr man, um den 20. Mai, sowohl Leopold's Anträge für die Garantie der polnischen Grenzen und Verfassung, als Kaunitz Besorgnisse hinsichtlich Danzigs und einer preußischen Succession in Warschau. Da man den lebhaften Wunsch hatte, Oesterreich vollständig von Rußland zu trennen und zu sich selbst herüberzuziehen, so befahl der König dem Ober-

sten Bischoffswerder, den Kaiser über jeden der erwähnten Punkte definitiv zu beruhigen. Da es klar ist, sagt die Instruction (Artikel 7), daß dem Kaiser die Garantie der polnischen Grenzen und die Erhaltung der freien polnischen Verfassung stark am Herzen liegt, und dieselbe unsern Interessen ebenfalls entspricht, so kann der Oberst sofort unsere Zustimmung dazu erklären. Und da das österreichische Ministerium viele Bedenken über die Folgen der polnischen Revolution und die Bestimmung des künftigen Thronfolgers äußert, so soll Bischoffswerder versichern, daß Preußen an der Revolution nicht den mindesten Antheil gehabt hat, daß es so wenig einen preußischen, als einen russischen oder österreichischen Prinzen auf dem polnischen Thron zu sehen wünscht. Im Artikel 4 wird dann ausgesprochen, daß Preußen seine Ansprüche auf Danzig aufgiebt.

Man sieht sogleich, wie genau hier jeder Punkt einem der vorher erläuterten österreichischen Desiderien entspricht. Der Kaiser und seine Minister werden bestimmt unterschieden, die Kaunitz'schen Insinuationen widerlegt, dem kaiserlichen Wunsche vom 9. und 11. hinsichtlich der Garantie der polnischen Verfassung entsprochen. Mit diesen Aufträgen reiste Bischoffswerder am 28. Mai von Berlin ab, und kaum hatte er am 12. und 13. Juni dem Kaiser seine Eröffnungen gemacht, so erklärte Leopold sich bereit, trotz Rußlands Widerspruch mit den Türken Frieden zu machen, und mit Preußen ein Bündniß zu schließen, in dessen Präliminarvertrag am 25. Juli jene Garantie der polnischen Verfassung, der Verfassung vom 3. Mai, ihre Stelle fand.

So einfach und bündig diese Dinge zusammenhängen, so sehr sträubt sich Herrmann gegen ihre Erkenntniß. Er behauptet, wenn der König in Bischoffswerder's Instruction sage: comme

la garantie de la Pologne dans ses frontières actuelles et le maintien de la constitution libre et indépendante de la Pologne parait tenir fortement à cœur à ce monarque, so sei bei diesen Worten gar nicht an die Verfassung vom 3. Mai zu denken. Der ganze Satz beziehe sich auf den Inhalt von Elgin's früheren Verhandlungen mit Leopold (am 9. und 11. Mai), und da es sich bei diesen hauptsächlich um Danzig und Thorn, um die Integrität des polnischen Gebietes gehandelt habe, so sei auch jener Satz der Instruction nur auf diese, und nicht auf die Verfassung vom 3. Mai zu beziehen, von welcher ja, wie er meint, Leopold am 11. noch nichts gewußt habe. Man wird einräumen, daß dieser Schluß nicht bündig ist. Hätte Leopold wirklich am 9. und 11. nur von Danzig geredet, so würde dennoch am 28. das Wort Constitution nichts anderes als Verfassung und mit nichten Integrität der Grenzen bedeuten. Aber wir wissen — und Herrmann sagt es so gut wie wir —, daß Leopold am 9. und 11. nicht blos von Garantie der Territorien, sondern auch der Verfassungen geredet hat, und da hiernach Leopold und der König genau dasselbe sagen, da beide von Integrität und von Verfassung reden, werden beide wohl auch an die Verfassung gedacht haben.

Alle diese Momente zusammengenommen, vor dem 3. Mai die Bestrebungen Leopold's, sich Freunde in Polen zu machen, und die preußischen Nachrichten, daß er einen Erzherzog dort auf den Thron zu bringen wünsche, nach dem 3. Mai gleich auf die erste Kunde desselben sein Antrag, nicht blos die Grenzen, sondern die Verfassung Polens zu garantiren, die Erklärungen Preußens darüber, die im Juni ausgesprochene Bereitwilligkeit Leopold's, den Kurfürsten von Sachsen anzuerkennen, im Juli der betref-

fende Paragraph der preußischen Präliminarien: alle diese Dinge also scheinen mir die Annahme völlig zu motiviren, daß „Leopold's Haltung den polnischen Patrioten Muth zu ihrem Staatsstreiche gemacht," und bis zu weiterer Aufklärung Herrmann's bisherige Zweifel zu beseitigen.

Ich wende mich zu dem zweiten Punkte, der Frage über die Ursprungszeit des Planes, Polen und Sachsen für immer zu verbinden.

Ich hatte bemerkt, daß Leopold, entweder nach eigener Erwägung oder auf sächsischen Antrieb im Juni 1791 in Petersburg den Antrag gestellt habe, nicht blos die Erbmonarchie in Polen anzuerkennen, sondern auch, über die Bestimmungen der Maiverfassung hinaus, durch Ertheilung der Erbberechtigung an die Brüder des Kurfürsten, die Union Sachsens und Polens zu einer permanenten zu machen.

Die Depesche, sagte ich, welche diesen Antrag enthielt, ist noch nicht bekannt geworden. Aber an ihrer Existenz ist kein Zweifel. Denn am 12. April 1794 meldet Kaunitz nach Petersburg, Oesterreich sei hinsichtlich Polens noch immer der Ansicht, welche es vor neun Monaten in Anregung gebracht, und bedaure den jetzigen Schwierigkeiten gegenüber, daß Rußland sich anfangs so einläßlich geäußert und dadurch Oesterreich veranlaßt habe, beim Kurfürsten von Sachsen so weit mit der Sprache herauszugehen.

Wer aus dieser Depesche auf den Inhalt des Antrages vom Juni 1791 zurückschließen will, für den ist es zunächst gleichgültig, ob Oesterreich im April noch Hoffnung hatte, seinen bisherigen Zweck zu erreichen, oder ob es denselben nur deshalb noch einmal zur Sprache brachte, um weitere Explicationen damit zu veran-

lassen.* Ihn interessirt nur die Frage: welches war der bisherige Zweck? Welches war die Ansicht, von der Kaunitz im April 1792 sagt, daß man sie schon im vorigen Juni der russischen Regierung angemeldet habe? Meine Antwort ist folgende. Im October 1791 erzählt der Minister Spielmann dem preußischen Gesandten in Wien, Sachsen wünsche Ausdehnung des polnischen Erbrechtes auf die Brüder des Kurfürsten, und der Kaiser habe dagegen nichts einzuwenden. Im Januar 1792 läßt Kaunitz, wie wir jetzt durch Herrmann wissen, in Berlin denselben Wunsch des Kurfürsten zur Anzeige bringen und hinzusetzen, der älteste der Brüder sei Leopold's Schwiegersohn, deshalb wolle der Kaiser nicht thätig dafür wirken, er halte aber die Sache dem Interesse der drei Nachbarmächte für ganz entsprechend. Obwohl nun Preußen im Februar sich der polnischen Verfassung ganz ungünstig erweist, und Leopold nicht einmal deren Garantie erwirken kann, wiederholt sein Nachfolger Franz die Anmeldung jenes sächsischen Wunsches im März und dieses Mal geradezu als einen Vorschlag der österreichischen Regierung selbst. Wenn nun im April Kaunitz sagt, wir haben noch immer dieselbe Ansicht über Polen, wie wir sie früher (im Juni) bei Rußland, und dann (seit October) bei dem Kurfürsten geäußert haben, so scheint es mir klar, daß dabei überall an jenes System einer permanenten Union Polens und Sachsens gedacht werden muß, daß mithin für dieses Leopold seit Juni 1791, also während neun Monaten, thätig gewesen ist. Es paßt dazu vollkommen, was wir vorher über Leopold's Besorgnisse Ende Mai 1791 bemerkten. Er hatte die neue Verfassung

* Dies ist Herrmann's Meinung. Ich lasse ihre Richtigkeit hier auf sich beruhen, das Wesentliche ist, daß sie mit der Frage, was die bisherige Ansicht Oesterreichs war, nicht das mindeste zu thun hat.

und die Proclamation der Erbmonarchie in Polen anfangs mit Freude begrüßt. Der Kurfürst von Sachsen war ihm höchst genehm, die Tochter desselben, welcher die Verfassung Erbrecht ertheilte, hoffte er im Sinne der österreichischen Interessen vermählt zu sehen. Nun vernahm er von Wien und Petersburg, daß Preußen auch hier sich eindrängen und die Infantin mit einem seiner Prinzen verheirathen wolle. Indem er dies zu verhindern, dabei aber die Stärkung Polens doch erhalten zu sehen wünschte, was lag näher, als daß sich ihm der Gedanke empfahl, die Stelle der sächsischen, vielleicht nächstens preußischen Prinzessin dem Bruder des Kurfürsten, dem eigenen Schwiegersohne, zuzuwenden? Ein Gedanke, welcher Preußens Einfluß für immer ausschloß und Polens Zukunft so fest wie möglich verbürgte? Es kam dazu, daß eben in diesem Augenblicke die Weltlage eine solche war, um einen Vorschlag dieser Art, der sonst in Petersburg als Hohn und Wahnsinn zurückgestoßen worden wäre, mit gewichtigen Gründen zu empfehlen. Rußland stand im Kriege mit den Türken und wurde deshalb seinerseits von Preußen mit Krieg bedroht: Oesterreich, bisher Rußlands Bundesgenosse, wurde von Preußen zum Frieden mit den Türken und zu einer preußisch-englischen Allianz gegen Rußland aufgefordert. Leopold hatte seit Juli 1790 einige Schritte im preußischen Sinne gethan; jetzt aber, durch jene Sorgen über Danzig beunruhigt, näherte er sich wieder der russischen Eroberungspolitik. In dieser Lage konnte sehr wohl der Gedanke aufkommen, von Rußland die Freiheit Polens zu begehren, wenn man dafür Oesterreichs Hülfe gegen Türken und Preußen zusagte.

Freilich ging Rußland darauf nicht ein. Im Gegentheil es entschied sich umgekehrt, selbst mit den Türken Frieden zu schließen,

um nicht zur Anerkennung Polens genöthigt zu werden. Zugleich zerstreute Bischoffswerder jene antipreußischen Besorgnisse Leopold's, dieser trat in das preußische Bündniß und suchte seitdem neben dem Petersburger Hofe vor allen den Berliner für Polens Sicherung zu interessiren.

Auch hier ist der Beweis, so lange die österreichische Junidepesche nicht in ihrem Wortlaute bekannt ist, ein hypothetischer und schließt die Möglichkeit des Gegentheiles nicht aus. Aber darauf ist zu bestehen, daß das vorliegende Beweismaterial überall auf dieses und kein anderes Ergebniß hinführt. Herrmann's Einwendungen sind auch hier nicht schlagend. Er erinnert, daß Ende März die österreichischen Staatsmänner den Preußen erklärt hätten, sie beständen nicht auf ihrer Proposition, sie meinten selbst, es werde wohl zu einer neuen Theilung Polens kommen: demnach sei der Plan der permanenten Union mit Sachsen im April zu Wien nicht mehr vorhanden gewesen, und folglich habe auch Kaunitz am 12. nicht von diesem sagen können, er sei die jetzige Ansicht Oesterreichs. Allein wir sahen, daß Oesterreich auch im Februar vor Preußens Widerspruch momentan zurückwich und im März wieder mit dem alten Plane hervortrat: warum sollte derselbe Vorgang sich trotz des zweiten Rückzuges im März nicht nochmals im April wiederholt haben? Warum soll man nicht fortfahren, einen Entwurf für den besten zu halten, auch wenn man einem Dritten gegenüber auf die Durchführung desselben momentan verzichtet hat? Dann legt Herrmann Gewicht auf den Umstand, daß Oesterreich im März die preußische Regierung dringend ersucht habe, von ihrer Proposition der permanenten Verbindung Sachsens und Polens keine Notiz in Petersburg zu geben, wenn sie selbst nicht darauf eingehen wolle. Ich

meine jedoch, daß damals im Angesicht der französischen Kriegserklärung Oesterreich allen Grund hatte, Rußland nicht weiter zu erbittern, und so wenig Catharina einen Anlaß zum frischen Zorne hatte, wenn Oesterreich ihr die Fortdauer seiner frühern Ansichten meldete, ohne sonst dafür zu arbeiten, so bedenklich mußte es sie berühren, wenn sie von österreichischer Propaganda in Berlin für diese mißliebigen Ansichten vernahm. Nichts ist hier weniger zu entdecken, als ein Beweis gegen den von mir erörterten Inhalt der Depesche vom 12. April.

Herrmann's eigene Ansicht über diesen Punkt stellt sich nun dahin: im Juni 1791 habe Leopold in Petersburg die Anerkennung der polnischen Erbmonarchie auf Grund der neuen Verfassung beantragt, und eben hierauf nehme Kaunitz am 12. April 1792 Bezug; die permanente Union Sachsens und Polens sei erst im October in Dresden erfunden und dann von Leopold genehmigt und später in Berlin zur Anzeige gebracht worden. Nach den obigen Gründen halte ich meine Auffassung für ungleich wahrscheinlicher, will jedoch, wie gesagt, die Möglichkeit der Herrmann'schen, bis zur Publication der österreichischen Papiere, an dieser Stelle nicht leugnen. Unmöglich aber, schlechterdings unmöglich ist auch in diesem Falle Herrmann's früher aufgestellte Ansicht über Leopold's tendentiöse Feindschaft gegen Polen und dessen neue Verfassung.

Oesterreich und Preussen

im Revolutionskriege.

Bonn, 1866.

Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen als Reichs-Feld-Marschall. Nach Originalquellen bearbeitet von Alfred Edl. v. Vivenot, Indigena des Königreichs Ungarn, k. k. Hauptmann. Erster Band: Januar bis October 1794. Zweiter Band: Zur Geschichte des Baseler Friedens. 1. Abtheilung: November 1794 bis April 1795. Wien 1864 und 1866, Braumüller.

Man erinnert sich der früher geläufigen Auffassung des Baseler Friedens. Nach derselben wäre König Friedrich Wilhelm II. mit lebhaftem Eifer im Herbst 1792 in die Champagne eingedrungen, dort aber durch treulose Rathgeber bestimmt worden, fast ohne Kampf wieder umzukehren; seitdem sei in seinem unbeständigen Herzen die Lust am Kriege erloschen, und seine Umgebung, in selbstsüchtigem Hasse gegen das verbündete Oesterreich, hätte geringe Mühe gehabt, 1793 und 1794 die preußischen Waffen zu verrätherischer Unthätigkeit zu verurtheilen; endlich habe man am Schlusse des letztgenannten Jahres den König dahin gebracht, den Beginn einer einseitigen Unterhandlung mit Frankreich zu gestatten, welche dann April 1795 zu dem unseligen Baseler Frieden, dem Zurücktreten Preußens von der deutschen Sache, der Aufopferung des linken Rheinufers führte. Oesterreich, von seinen deutschen Alliirten im Stiche gelassen, habe dann noch zwei Jahre heldenmüthig für das gemeinsame Vaterland fortgestritten, bis es endlich 1797, fast unter die Mauern Wiens

zurückgedrängt, der feindlichen Uebermacht habe nachgeben müssen. So sei die Vernichtung des deutschen Reiches durch die Isolirung Oesterreichs, durch den Abfall Preußens, durch den Baseler Frieden herbeigeführt worden.

Diese Ansicht ist wesentlich modificirt worden durch das gleichzeitige Erscheinen von Häusser's deutscher Geschichte seit 1786 und meiner Geschichte der Revolutionszeit. Allerdings, es ist uns nicht in den Sinn gekommen, den Baseler Frieden für ein erfreuliches Ereigniß oder gar für eine rühmliche That auszugeben. Im Gegentheil konnte ich nicht umhin, ihn als ein Erzeugniß der Schwäche und Beschränktheit zu bezeichnen: mit Scham muß man eingestehen, sagte ich, daß wir von dem Gegner, wie früher auf dem Schlachtfelde, so jetzt auf dem diplomatischen Gebiete an Muth und Thatkraft überwunden wurden — und ganz in gleichem Sinne fiel Häusser's Urtheil aus. Was unsere Auffassung von der frühern unterschied, war die Darstellung, welche wir nach authentischen und archivalischen Quellen von der Entstehung und den Motiven des Ereignisses geben konnten. Ich erlaube mir, die Hauptmomente des Verlaufs in rascher Uebersicht hier zu wiederholen. Gleich beim Beginn des Krieges hatte Preußen die Frage auf das Tapet gebracht, durch welchen Landerwerb man für die Opfer des Kampfes entschädigt werden sollte. Da eine Verständigung darüber in Wien Schwierigkeiten fand, ließ sich Preußen mit dem russischen Hofe auf die zweite Theilung Polens ein und erlangte December 1792 von Kaiser Franz eine allerdings unbestimmt formulirte Zusage, Franz werde mit jener polnischen Erwerbung Preußens zufrieden sein, wenn er seinerseits Bayern anstatt des entlegenen Belgien erhalte. Hierauf schlossen Preußen und Rußland ab, und Preußen ergriff sogleich

den Besitz seiner neuen polnischen Provinz. Als dann aber der Vertrag in Wien vorgelegt und der Kaiser zum Beitritt aufgefordert wurde, erklärte dessen neuer Minister Thugut seinen Widerspruch in der kräftigsten Weise; er hatte damals keine Lust, die Einverleibung Bayerns gegen Englands Widerspruch zu versuchen, und begann von der Stunde an in Warschau wie in Petersburg die preußische Erwerbung mit allen Mitteln zu bekämpfen. Es war nicht etwa Mitleid mit Polen, das ihn leitete; im Gegentheil, er schlug damals den Russen die vollständige Vertheilung des unglücklichen Landes vor, damit auch Oesterreich bei der Beute bedacht werden könne: nur daß Preußen nicht rascher als Oesterreich zu seiner Entschädigung gelange, war sein Augenmerk. Man kann dies von dem Standpunkte einer specifisch österreichischen Politik begreiflich finden: aber deutlich ist dann auch, daß ein Bündniß schlecht bestellt ist, dessen stärkstes Mitglied jedes Wachsthum des schwächern Genossen nicht als Nutzen für die Gesammtheit, sondern als Schaden und Gefahr für sich selbst betrachtet. Wenn inmitten der französischen Kriegsgefahr der Kaiser sich so feindselig gegen Preußens Interessen verhielt, was sollte erst werden, nachdem die österreichischen Waffen die Revolution zu Boden geschlagen und damit die kaiserliche Macht verzehnfacht hätten? Würde nicht die preußische Regierung unter solchen Umständen selbstmörderisch handeln, wenn sie Oesterreich zu entscheidenden Triumphen über Frankreich verhelfe? So kamen die kriegerischen Operationen am Rheine, noch dazu von Wien aus in militärisch unbegreiflicher Weise gelenkt, seit August 1793 in's Stocken: Preußen begnügte sich, französische Angriffe abzuwehren, war aber zu durchgreifenden Offensivbewegungen nicht mehr zu bringen, und gelangte, durch die wachsende

Erbitterung des polnischen Haders zu der Erklärung, daß es nur gegen Anerkennung seines polnischen Besitzes ferner in der Coalition gegen Frankreich verbleiben werde. Indessen hielt noch einmal Englands Bemühung den König 1794 bei dem Kampfe fest, durch einen im Haag abgeschlossenen Subsidienvertrag. Fast in demselben Augenblicke aber brach in Polen die Erhebung Kosciusko's sowohl gegen Preußen als gegen Rußland los; der preußische König führte in Polen 50,000 Mann in das Feld und nahm im ersten Anlauf Krakau ein; vom Beginne dieses Kampfes an verstand es sich von selbst, daß der Sieg die gänzliche Vernichtung Polens bringen würde. Thugut war entschlossen, dieses Mal nicht leer auszugehen und vor allem Krakau und das umliegende Land den Preußen wieder zu entreißen. Er sammelte so viel wie möglich auf dieses Ziel die Kräfte und das Interesse der österreichischen Regierung, was zunächst die Einbuße Belgiens an die Franzosen zur Folge hatte. Er bestürmte fort und fort die Russen, Preußen keine weiteren Concessionen zu machen, worauf dann die preußische Rheinarmee doppelt bestimmte Weisung empfing, an der vorsichtigen Weise der vorjährigen Kriegführung festzuhalten, und im Herbste die Rathgeber des Königs die Vorbereitung eines Abkommens zwischen der französischen Republik und dem deutschen Reiche beantragten. Thugut aber gewann unterdessen die russische Freundschaft vollständig, indem er Oesterreichs Bereitwilligkeit zu einer Theilung der Türkei erklärte: dafür verhieß ihm die Kaiserin Catharina den Besitz von Krakau, die Anwartschaft auf Bayern und die Erwerbung Venetiens und für dies Alles Waffenhülfe wie gegen die Türken so auch gegen Preußen, wenn dieses sich widersetzen sollte. Am 3. Januar 1795 schlossen die beiden Kaiserhöfe hierüber ihren Vertrag. Die

Einzelnheiten desselben waren damals in Berlin unbekannt; die Minister aber beurtheilten die allerdings seit Monaten höchst unverkennbare Gesinnung der beiden Höfe vollkommen richtig und begriffen die Unmöglichkeit, ferner noch gegen die Franzosen als Genossen desselben Oesterreich zu kämpfen, welches soeben die russische Waffenhülfe gegen Preußens Ostprovinzen aufbot. Nichts war also natürlicher unter solchen Verhältnissen, als Preußens Versuch einer Friedensverhandlung mit Frankreich. Was man tadeln muß, ist nicht die Eröffnung derselben, sondern die hastige Unsicherheit, mit der man sie führte. Die Lage war freilich seit dem österreichisch-russischen Bunde für Preußen höchst gefährlich: aber wenn der Friede mit Frankreich für den König, so war umgekehrt der Friede mit Preußen auch für die Republik eine Lebensfrage, und ohne Zweifel hätte bei stärkerem Muthe und frischerer Ausdauer Preußen viel bessere Bedingungen durchgesetzt. Aber völlig kindisch scheint es doch, Preußens Gesinnung zu tadeln, weil es im April aus dem österreichischen Bündniß in die Neutralität zurücktrat, nachdem Oesterreich im Januar ein russisches Offensivbündniß gegen Preußen eingegangen war. Was aber Deutschland betraf, so ließ Basel die Entscheidung über das linke Rheinufer für den künftigen allgemeinen Frieden offen; Oesterreich kämpfte noch in zwei Feldzügen, bis Bonaparte, im Sinne des Petersburger Vertrages, ihm Venetien überließ: hierauf trat es in Leoben und Campoformio das linksrheinische Land ohne ernstliches Widerstreben an Frankreich ab.

Dieser Thatbestand wurde in den oben genannten Werken nach den Acten der preußischen, russischen, englischen und französischen Archive mitgetheilt. Es lag in der Natur der Sache, daß aus denselben gerade an den entscheidenden Punkten auch auf die

Schritte der österreichischen Politik ein helles Licht fiel und das Gesammtergebniß also mit einer für historische Schlüsse ausreichenden Sicherheit festzustellen war. Ebenso gewiß war es aber auch, daß für eine Menge von Einzelnheiten, für die momentanen Entschließungen, die persönlichen Stimmungen und individuellen Motive der Wiener Staatsmänner die volle Aufklärung erst mit der Eröffnung des bis dahin unzugänglichen österreichischen Archives erwartet werden konnte.

In den Vorreden meiner Bände habe ich hierauf mehrfach hingewiesen, und die stete Verschlossenheit der Wiener Archivalien wiederholt beklagt. Es war traurig zu sehen, daß in der Erforschung und Aufhellung jener weltgeschichtlichen Katastrophen Oesterreich sich sogar von Rußland den Rang ablaufen ließ, daß es fort und fort seine Documente über den Revolutionskrieg unter sieben Siegeln hielt, während die russische Regierung den Arbeiten Smitt's, Miliutin's, Ssolowjoff's jeden wünschenswerthen Vorschub leistete und damit die wissenschaftliche Erkenntniß der Revolutionszeit in den wichtigsten Beziehungen förderte.

Für einen Jeden, der sich für das Studium neuerer Geschichte interessirte, konnte also nicht leicht eine erfreulichere Nachricht erscheinen, als die Ankündigung eines Buches, welches einen wichtigen Theil des Revolutionskrieges endlich mit unbeschränkter Benutzung der österreichischen Acten darstellte. Endlich durfte man glauben — allerdings nicht, daß die Gesammtansicht der Zeit in ähnlicher Weise verwandelt werden würde, wie es durch die Benutzung der preußischen und russischen Staatsschriften gegenüber der bisherigen Memoiren- und Zeitungsliteratur geschehen war — wohl aber daß bei einer Reihe erheblicher Punkte jetzt erst der Zusammenhang erhellen, der Antheil der einzelnen Per-

sonen an den Ereignissen deutlich werden, die treibenden Motive der kaiserlichen Politik in volles Licht treten würden. Mit solchen Erwartungen nahm ich das am Eingang dieser Blätter bezeichnete Buch zur Hand. Die letzte Lücke, hoffte ich, welche hinsichtlich des Quellenstoffes für die Forschung auf diesem wichtigen Gebiete noch geblieben, würde damit ausgefüllt sein.

Vivenot kündigt zunächst nur eine Monographie über eine wenig einflußreiche Persönlichkeit an, eine Studie über den Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen als Befehlshaber der Reichsarmee am Oberrhein vom April 1794 bis zum März 1795. Diese unglückliche Reichsarmee, behaftet mit aller Erbärmlichkeit der damaligen Reichsverfassung und zusammengekoppelt mit dem zur Unthätigkeit verurtheilten preußischen Rheinheere, hat nun sehr wenig ausgerichtet und durch ihre Thaten in den Lauf der Weltgeschichte schlechterdings nicht eingegriffen. Aber gerade deshalb konnte von ihrem Standpunkte aus, wenn der Verfasser seine Aufgabe recht verstand, ein allseitiger Einblick in die politischen Ursachen der großen Katastrophe gewonnen werden; auch meldete Vivenot eine solche Absicht gleich in der Vorrede zum ersten Bande an, und der zweite wuchs ihm dann völlig aus dem engen monographischen Rahmen heraus und charakterisirte sich selbst auf dem Titel als ein Buch „zur Geschichte des Baseler Friedens." Entsprechend dieser erweiterten Aufgabe hat der Verfasser sich nicht auf die Acten des Hofkriegsrathes oder des Regensburger Reichstages beschränkt, sondern Thugut's diplomatische Correspondenz, die Documente des belgischen und des holländischen Krieges und die Verhandlungen zwischen den großen Wiener Centralstellen in den Bereich seiner Arbeit gezogen. In Text und Noten seines Buches theilt er eine Menge seiner Abschriften und Auszüge mit:

im ersten Augenblick scheinen alle Hoffnungen, mit denen man das Werk begrüßt hat, sich zu bestätigen.

Leider dauert aber diese Freude nicht lange. Je weiter man in der Lectüre des Buches vordringt, desto schneidender tritt die Wahrnehmung hervor, daß selten eine schöne und wichtige Aufgabe in weniger befähigte Hände gekommen ist. Ich hoffe den Verfasser selbst, wenn ihm diese Zeilen zu Gesicht kommen sollten, zu überzeugen, daß der Grund dieses ungünstigen Urtheils nicht seine gegen Häusser und mich gerichtete Polemik ist. Vivenot ist ein eifriger österreichischer Patriot, von jener naiven Sorte, welcher die Vaterlandsliebe mit der Aufdeckung früherer Fehler und Mängel unverträglich scheint; er verehrt Franz II., schwärmt für Thugut, ist begeistert für Clerfait und Lehrbach; so erscheint es ihm ohne weiteres als ein Verrath an Kaiser und Rath und deutscher Nation, daß Preußen jenen trefflichen Männern nicht einfach Ordre parirt hat. Er ist entrüstet über die Keckheit, mit welcher dieses Preußen sich thatsächlich als gleichberechtigte Großmacht neben die kaiserliche Majestät stellt, und daß wir andern diese Thatsache einfach hinnehmen und Preußen demnach berechtigt halten, kaiserliche allerhöchste Ungnade nicht blos mit treu gehorsamster Zerknirschung zu beantworten, darin sieht er keineswegs allein einen Irrthum des Verstandes, sondern auch eine schwere sittliche Verirrung. So pflügt er denn, in Ermangelung eines bessern, mit dem Kalbe des Herrn Onno Klopp, zürnt über die „kleindeutschen Geschichtsbaumeister," und sucht wo er kann, denselben etwas am Zeuge zu flicken. Nun, ich habe gegen diese Heldenthaten auf meine Kosten nichts zu erinnern; so lange es heißblütige Großdeutsche giebt, habe ich die Erfahrung gemacht, daß meine historischen Arbeiten auf ihre Freund-

schaft nicht zu rechnen und von ihrem Unwillen wenig zu besorgen haben. In diesem Falle aber hatte ich gehofft, von einem ihrer Anhänger einmal recht viel zu lernen oder, wenn er lieber will, an recht vielen Stellen widerlegt zu werden: mein Kummer ist durchaus nicht, daß er mich so lebhaft, sondern daß er mich so erfolglos bestreitet, daß er mich so ganz und gar nicht widerlegt, daß man trotz aller Wiener Acten so äußerst wenig von ihm lernt.

Hier draußen im Reiche ist man der Meinung, daß zu einer historischen Arbeit noch einige weitere Erfordernisse außer einer devoten Unterthanengesinnung und einem planlosen Lesefleiß gehören. Man glaubt zunächst, daß Niemand als geschichtlicher Autor auftreten sollte, der nicht reines Deutsch des neunzehnten Jahrhunderts zu schreiben versteht; auch von einem Indigena des Königreichs Ungarn verlangt man, falls er sich an das deutsche Publicum wendet, daß er seinen Styl nach andern Mustern als hier nach der Mundart der Wiener Anzeigeblätter und dort nach den Mustern der seligen Reichscanzlei bilde. Man hält dafür, daß ein Historiker gut thut, die Ausarbeitung seines Buchs nicht eher zu beginnen, bis er das literarische und archivalische Material dazu einigermaßen überblicken kann: es gilt nicht für eine Empfehlung, wenn in jedem Capitel so ziemlich von allem und jedem die Rede ist, wie es gerade die allmälich wahrgenommenen Quellen dem Verfasser in die Hände liefern, wenn es der Geduld des Lesers überlassen bleibt, sich in der unendlichen Verworrenheit und Planlosigkeit zurechtzufinden, wie es eben gehen will. Man hält es sogar nicht für überflüssig, daß ein historischer Schriftsteller auch außerhalb seines speciellen Themas nicht ganz ununterrichtet in historischen Dingen sei; man faßt also kein gün-

stiges Vorurtheil für einen Gelehrten, der z. B. der Meinung ist, Holland habe sich durch die Utrechter Union 1579 nicht vom spanischen, sondern vom deutschen Reiche losgerissen. Vor allem aber wünscht man, daß ein Autor die Dinge, welche sein eigentliches Thema bilden, in der That auch verstehe, daß er die Fragen, auf die es ankommt, zu stellen wisse, das Material, das ihm zu Gebote steht, zu bewältigen, Wichtiges und Unwichtiges, Phrase und Thatsache, Bekanntes und Unbekanntes zu unterscheiden vermöge, daß er nicht völlig unbefangen sich hundert Mal selbst widerspreche, und endlich, daß er in der Aneignung und Mittheilung seines Quellenstoffes ganz grobe Fehler gegen Genauigkeit und Zuverlässigkeit zu vermeiden im Stande sei. Wenn von dem Allem in einem historischen Buche sich das Gegentheil vorfindet, so pflegt man zu schließen, daß der Verfasser besser selbst erst als Schüler, als fleißiger und bescheidener Schüler, zu lernen hätte, ehe er sich aufdringlich als Lehrer der Nation installirte: man wird urtheilen, daß immerhin ein großdeutscher Autor den kleindeutschen tadeln möge, ein solcher Stümper aber in keinem Falle über die großen Fragen des Jahrhunderts mitzureden oder über Männer wie Schlosser und Häusser, Springer und Treitschke abzusprechen befugt sei; man wird es doppelt beklagen, daß für die lang ersehnte Verwerthung der Wiener Archivalien sich kein besser ausgerüsteter Autor hat finden lassen.

Dieses Urtheil will ich an einigen der wichtigern Fragen erläutern, zu welchen Vivenot's Buch Materialien beibringt. Ich war eine Zeit lang zweifelhaft, ob ich die Discussion nicht aufschieben sollte, bis das Buch durch das Erscheinen seiner letzten Abtheilung vollendet und abgeschlossen wäre. Indessen erschien es mir schließlich doch mehr im Interesse der Wissenschaft, schon

jetzt das Wort zu nehmen, eben um dem Verfasser Gelegenheit zu geben, seine letzte Abtheilung etwas lehrreicher einzurichten als die beiden ersten. Da ihm die Wiener Acten einmal zu Gebote stehen, so wünsche ich vor allem, daß er den interessanten Theil ihres Inhalts herausfinde und publicire: wie erwähnt, ich habe nichts dagegen, wenn er mich damit widerlegt, vorausgesetzt nur, daß ich etwas rechtes daraus lerne.

Mit wenigen Worten berühre ich, was Vivenot, dessen eingehende Darstellung mit 1794 beginnt, beiläufig über die beiden vorausgehenden Jahre erwähnt. Es ist freilich für ihn selbst charakteristisch genug. Seine Erzählung steht im Frühling 1795. Da meldet sich, im Februar dieses Jahres, bei dem österreichischen Obersten Grafen Dietrichstein in großem Geheimniß der preußische General Kalkreuth und bietet Oesterreich seine guten Dienste an, wenn man ihm aus den galizischen Bergwerken Salz zum Werthbetrage von elftausend Ducaten schenken wolle. Der Minister Thugut acceptirt den Handel und beauftragt seinen Beamten, von Kalkreuth möglichst viele Aufklärungen herauszupumpen. Uebrigens fügt der Minister zugleich eine Warnung hinzu, bei dem Gespräche vorsichtig zu verfahren, um sich nicht unangenehmen Vorwürfen Seitens der preußischen Regierung bloßzustellen, und Vivenot, entzückt über ein „ebenso würdiges wie angemessenes Verfahren,“ gelangt darüber zu dem Ausrufe: „Und dies war die Sprache Thugut's, dem nach Häusser und Sybel kein Mittel zu schlecht war!“ Er selbst macht es denn eben nicht anders wie Thugut selbst und lauscht mit Entzücken den Jagdgeschichten, welche Kalkreuth, um sein Salz zu gewinnen, gründlich nach dem Geschmacke seiner damaligen Hörer, nämlich zum Schimpfe Preußens, einrichtet. Es sei z. B. eine planmäßige und bös-

willige Ausstreuung der Preußen gewesen, daß die Kanonade von Valmy am 20. September 1792 nur deshalb erfolglos geblieben, weil der Oesterreicher Clerfait zu spät in die Schlachtlinie eingerückt sei; vielmehr habe er, Kalkreuth selbst, den Herzog von Braunschweig von der raschen und entscheidenden Ankunft der Oesterreicher verständigt, aber von ihm nur die trockene Antwort erhalten: „Wozu, da wir nicht mehr schlagen sollen?" Es wäre auch für Vivenot nicht schwer gewesen, die völlige Unmöglichkeit dieser Anekdote zu constatiren; er hätte nur die Bücher von Minutoli, Massenbach oder Renouard* zu lesen brauchen, um zu erfahren, daß Clerfait auf Befehl des Herzogs im Laufe des Vormittags von Somme-Suippe nach La Croix en Champagne marschirt war, daß er dort um vier Uhr Nachmittags den weiteren Befehl erhielt, sich an die Preußen unmittelbar anzuschließen, daß er in La Croix nicht ganz eine deutsche Meile von Braunschweig entfernt, also irgend ein Zweifel über seine Ankunft unmöglich war, die übrigens erst erfolgte, als mit der Abenddämmerung die Kanonade aufhörte und der Entschluß zum Nichtschlagen längst feststand.

Gleich nach der Kanonade begannen dann die Unterhandlungen zwischen dem französischen und preußischen Hauptquartier, bei welchen Dumouriez dem Könige einen Separatfrieden vorschlug, dieser aber nur von einem allgemeinen Frieden hören wollte. Die Depeschen beider Parteien stimmen hierüber genau zusammen; die anwesenden Oesterreicher, obwohl über jedes vor-

* Renouard's Geschichte des Feldzuges von 1792 bringt außer einigen Details zur hessischen Kriegsgeschichte nicht viel neues, giebt aber eine äußerst fleißige und genaue Zusammenstellung des Materials und eine erschöpfende, auf selbstständiges Urtheil gegründete Erörterung der militärischen Ereignisse.

gekommene Wort unterrichtet, wurden freilich durch bedrohliche Gerüchte aller Art beängstigt: es ist aber doch stark, daß auch jetzt noch, nach Eröffnung der französischen Acten, Vivenot sich dadurch beunruhigen läßt — und es scheint demnach, daß Kalkreuth auch hier wieder aufgeschnitten hat. Sicher ist, daß die Unterhandlung sich eben an jenem Gegensatz zerschlug. Gleichzeitig hatte sich auch der kaiserliche General Fürst Hohenlohe-Kirchberg zu einer Unterhandlung bei Dumouriez gemeldet, war aber von diesem abgewiesen worden. Vivenot erklärt das für völlig unbegründet, denn: er habe in den Wiener Kriegsacten nichts davon gefunden. Es scheint also doch Dinge zwischen Himmel und Erde zu geben, von denen die Wiener Kriegsacten sich nichts träumen lassen: Hohenlohe's Gesuch ist so sicher wie möglich bezeugt, da Dumouriez gleich am 24. September dem Minister Lebrun darüber Meldung gemacht hat (Pariser Kriegsarchiv, 1792, Feldzug in der Champagne). Während jener Unterhandlung zog sich die Armee langsam bis an die Maas zurück; ob Vivenot's Behauptung richtig ist, daß die österreichischen Generale damals den Rückzug widerrathen hätten, also lieber in der Champagne geblieben wären, weiß ich nicht zu sagen, erlaube mir aber daran billig zu zweifeln; höchst positiv bezeugt ist dagegen der weitere von ihm bestrittene Umstand, daß Braunschweig dort an der Maas stehen bleiben wollte, jedoch gleich nachher durch die Abberufung der österreichischen Hülfstruppen nach Belgien zu weiterem Rückzug auf Luxemburg genöthigt wurde. Und fast in demselben Augenblicke mit diesem militärischen Mißgeschick trat in Wien die politische Wendung von dem bisherigen Vertheidigungskampfe zu dem Angriffs- und Eroberungskriege ein. Während der König von Preußen damals keinen

lebhafteren Wunsch als den nach allgemeinem Frieden auf Grund des alten Besitzstandes hatte, forderte Kaiser Franz ihn durch ein Schreiben vom 29. October zu fortgesetztem Streite auf, bis alle Theile ihre gebührenden Eroberungen gemacht hätten, und bestimmte dadurch den König, jetzt mit doppeltem Nachdruck auf seine alte Forderung einer polnischen Provinz zurückzukommen. Vivenot findet in dieser einfach aus den Originalacten geschöpften Erzählung eine unberechtigte Verdächtigung des tugendhaften Kaisers und hält mir triumphirend entgegen, daß ich wenige Zeilen vorher von den lauten Aeußerungen der kaiserlichen Friedenssehnsucht selbst geredet hätte. Es ist ganz wahr, daß ich diese Aeußerungen (nach preußischen und holländischen Gesandtschaftsberichten) anführe; aber es ist ebenso wahr, daß ich sogleich (nach dem eignen Schreiben des Kaisers vom 29.) dann fortfahre: „Allein hinter allem Abscheu vor dem Kriege verbarg der junge Kaiser im innersten Herzen ganz andere Gedanken.“ Ich vermag auch heute in dieser Darstellung keinen andern Widerspruch zu entdecken, als den thatsächlich gegebenen zwischen den Worten und den Thaten Franz' II.

So hatte die Kriegslust des Kaisers auf's neue die polnische Theilung für Preußen und damit den bayerisch-belgischen Tausch für Oesterreich auf das Tapet gebracht. Wie erwähnt, gab Franz im December eine allgemeine Zustimmung dazu; als dann aber Preußen in Posen Besitz ergriff, während die Erwerbung Bayerns für den Kaiser noch nicht verwirklicht war, erfolgte der heftigste Bruch. Franz entließ seinen bisherigen Minister, welcher ein solches Vorankommen Preußens nicht zu hindern gewußt, und dessen Nachfolger, der Freiherr von Thugut, erhob dann Protest gegen den Theilungsvertrag, begann über den bayerischen Tausch-

handel sehr abschätzig zu reden und forderte auch für Oesterreich ein Stück von Polen und einige französische Grenzstriche. Hieran entzündete sich dann der Streit, welcher fort und fort heranwachsend die gemeinsame preußisch-österreichische Kriegsführung vergiftete. Zwar blieb der König anfangs noch auf dem rheinischen Kriegsschauplatz und war bereit nach der Wiedereinnahme von Mainz (Juli 1793) eine große Offensivbewegung gegen Frankreich vorzunehmen. Den Plan dazu hatte der österreichische Feldmarschall in Belgien, der Prinz von Coburg, entworfen: während er selbst die nordfranzösischen Grenzfestungen angreife, solle der König von der Pfalz her in Lothringen vordringen und dadurch ein geschlossenes Zusammenwirken beider Heere ermöglicht werden. Als aber die Einleitungen hierzu getroffen wurden, erschien, von Thugut gesandt, der Fürst von Waldeck im Hauptquartier, mit der Anzeige, daß der Kaiser den Plan auf Lothringen verwerfe und statt dessen seine rheinischen Truppen mit einem Angriff auf den Elsaß beauftrage, welchen der König von Preußen kräftig unterstützen möge. Ein solches Unternehmen gegen den Elsaß lag, wie jeder Blick auf die Karte zeigt, völlig außer dem Zusammenhange der großen Operationen, blieb auf Paris und damit auf die Entscheidung des Krieges ohne unmittelbare Einwirkung und setzte die belgischen und die rheinischen Streitkräfte vollständig außer Verbindung: während umgekehrt allen hier beseitigten Anforderungen der Plan des Prinzen von Coburg in jedem Sinne entsprach und bei kräftiger Durchführung die erheblichsten Resultate in Aussicht stellte. Im preußischen Hauptquartier redete man denn auch, etwas unhöflich, von Waldeck'schen Windbeuteleien und zeigte sehr geringe Neigung sich darauf einzulassen. In der That war dessen Entwurf das Gegentheil einer

wirklichen und wirksamen Offensive — was natürlich Thugut nicht abhielt, in seiner officiellen Instruction ihn mit der dringenden Nothwendigkeit energischer Angriffsbewegungen wohltönend zu empfehlen. Und wieder bezeichnend für Herrn von Vivenot ist es, wie er lediglich nach diesen Thugut'schen Phrasen das Sachverhältniß feststellt und Preußen anklagt, daß es schon damals von kräftiger Offensive nichts habe wissen, daß es in Polen und anderwärts habe zugreifen wollen, nur nicht an der natürlichen Stelle, in „Südfrankreich, Elsaß und Lothringen." Weil Preußen einer Razzia gegen Straßburg die wirksame Offensive durch Lothringen hindurch auf das Herz des Feindes vorzog, deshalb muß es sich von diesem militärischen Historiker jede Neigung zum Angriffskriege absprechen lassen.

Bald genug kam es freilich auf diesen Punkt. Im August 1793 erschien im preußischen Hauptquartier als kaiserlicher Commissar Graf Lehrbach, um dem Könige nähern Aufschluß über die politischen Wünsche des österreichischen Cabinets zu geben. Vivenot giebt sich große Mühe, hier aus den Acten nachzuweisen, mit wie gründlichem Unrecht man dem Grafen und dem Minister Thugut damals den Antrag auf Verwirklichung des bayerisch-belgischen Tausches angedichtet habe, und da er auch an dieser Stelle sowohl Häusser's als meiner mit scharfen Prädicaten gedenkt, so kann keiner seiner Leser anders vermuthen, als daß unsere Werke jener unbegründeten Behauptung sich schuldig gemacht hätten. In Wahrheit aber erzähle ich,* daß Lehrbach zwar einige Tage hindurch das Vorgeben jenes Tauschplanes als diplomatische Finte gebraucht, dann aber der König durch einen an-

* Hier wie überall beziehe ich mich auf die zweite Auflage meiner Geschichte, die lange vor Vivenot's Buch erschienen war.

wesenden englischen Diplomaten erfahren habe, Thugut denke zur Zeit gar nicht an jenen Tausch, und hierauf sei denn Lehrbach mit dem wahren Gedanken seiner Regierung hervorgetreten, der Kaiser werde die preußische Erwerbung in Polen nur dann anerkennen, wenn er selbst einige polnische Palatinate gleichzeitig erhalte. Dies hieß die Anerkennung an eine notorisch unmögliche Bedingung knüpfen, da, wie Thugut sehr wohl wußte, Rußland in jener Zeit die Oesterreicher auf polnischen Boden nicht zulassen wollte. Lehrbach's Erklärung bedeutete also thatsächlich so viel wie einen unbedingten Protest gegen Preußens Vergrößerung, und ohne Zaudern antwortete der König mit dem Ausspruch, daß er von Anfang des Krieges an den polnischen Landerwerb zur Bedingung seines Mitwirkens gemacht, daß er von jetzt an seinem Staate keine weitern Opfer für die Sache des ihm feindselig gewordenen Alliirten zumuthen könne, daß er seine Truppen 1794 nur dann auf dem Kriegsschauplatze belassen werde, wenn die übrigen Mächte ihm seine Kosten vollständig ersetzten.

Gewiß, es sind keine erquicklichen Zustände, welche sich in diesen Händeln vor dem Blicke des Beschauers ausbreiten. Es ist eine schwere Last auf Preußens Nachruhm, daß es zuerst das Wort Entschädigung in dem Revolutionskriege gesprochen, daß es zuerst diese Entschädigung in Polen gesucht; und so bestimmt wie irgend ein anderer Erzähler habe ich dies Verschulden in meiner Darstellung hervorgehoben und verurtheilt.* Die allgemeine Unbilligkeit des Handels aber kann — das ist deutlich — nicht dem einen Genossen desselben zur Entlastung dafür gereichen, daß

---

* Geschichte der Rev. Zeit II, 214.

er dem andern die verabredeten Bedingungen nicht hält. Wohl ist es wahr, von dem Gefühle nationaler Verbundenheit, von dem Bewußtsein der gemeinsamen Gefahr ist an keiner Stelle dieser traurigen Allianz etwas zu entdecken: allein ist es nicht der Gipfel verkehrten Denkens, deshalb alle Anklagen und alle Verantwortung auf die eine, die zunächst verletzte Seite zu werfen? Nicht etwa, weil Vivenot in seinen Documenten eine andere, neue Ansicht über die alles bestimmende polnische Frage entdeckt hätte: im Gegentheil, an diese sucht er gar nicht zu denken, und wundert sich mit naiver Mißbilligung darüber, daß ich die deutschen Zustände „nicht ohne besondern Grund mit den damaligen polnischen so oft verwebe und verquicke;" er selbst geht diesen unliebsamen Dingen auf das vorsichtigste aus dem Wege, poltert über deutschen Landesverrath, wenn Preußen seine Kriegführung nach der feindlichen Gesinnung seines Alliirten einrichtet, und meint Thugut's nationale Gesinnung trotz aller antipreußischen Umtriebe in Petersburg erwiesen zu haben, indem er wohl aufgebauschte Denkschriften abdruckt, in welchen Oesterreich die anderen Reichsstände zu kriegerischen Opfern anspornt und die eigenen patriotischen Anstrengungen (allerdings nicht ohne Vorbehalt der gefälschten Rudolfinischen Hausprivilegien) in das Licht setzt. An schönen Worten hat es auch Thugut und Colloredo so wenig wie Haugwitz und Lucchesini gefehlt: folgen wir hier den Thaten weiter.

Im Frühling 1794 kam man in Wien zu dem Beschlusse, die von England befürwortete Subsidienzahlung an Preußen abzulehnen und statt dessen die Aufstellung einer Reichsarmee am Oberrhein in Vollzug zu setzen. Der Gedanke erschien damals außer seinen Erfindern nicht vielen Sachkennern einladend. Die

bisherigen Erfahrungen vom Reichskriegswesen waren kläglich. Die Contingente zerfielen auf viele hundert kleine Souveräne, das Contingent des schwäbischen Kreises z. B. wurde von neun geistlichen, achtzehn weltlichen Fürsten, fünf Reichsstädten, fünfundzwanzig Grafen und Herren componirt; Jedermann wußte, daß viele nichts Rechtes vermochten, die meisten nichts Rechtes vermögen wollten. Preußen warnte, die ständischen Truppen würden nicht vor dem Herbste zusammen und bis dahin die Rheingrenze ungedeckt sein. Der Herzog von Coburg mahnte vergeblich, durch ein verständiges Geldopfer sich die schlagfertige preußische Armee anstatt dieser hülflosen Reichsmusterkarte zu sichern. Der Beschluß auf Bildung eines abgesonderten Reichsheeres, im dreifachen Betrage des matricularmäßigen Anschlages, wurde in Regensburg durchgesetzt, und des Kaisers Oheim, der Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen, mit der undankbaren Aufgabe des Oberbefehls betraut. Man kennt ihn aus Adam Wolf's Biographie seiner Gemahlin Marie Christine als klugen, gebildeten und kunstsinnigen Mann. Kriegerische Studien und Leistungen waren bis dahin in seinem Leben nicht in erheblichem Maße oder in glänzendem Erfolge vorgekommen; die Aufgabe, ihn in den Heldensaal deutscher Nation einzuführen, hatte also auf Herrn von Vivenot warten müssen.

Wenn ein militärischer Laie die Specialgeschichte einer Armee und ihres Führers aufschlägt, so erwartet er zunächst genaue und bestimmte Angaben über die Stärke und Zusammensetzung derselben zu finden, da ihm, dem Laien, von keinem andern Moment mehr als von diesem die Auffassung ihrer Thaten oder Unterlassungen abzuhängen scheint. Und nun vollends, wenn der Verfasser des Buches ein Officier, ein k. k. Hauptmann, wenn er

noch dazu im Besitze aller Acten des k. k. Kriegsarchives ist. Aber entweder geht der militärische Flug des Herrn v. Vivenot zu hoch oder der schriftstellerische zu niedrig: es hat besondere Schwierigkeit, aus seinen Angaben ein Ergebniß zu gewinnen, und ich gestehe gern, nachdem ich die Kriegsgeschichten ziemlich aller europäischen Nationen über die Revolutionszeit durchgegangen, daß mir niemals ein Stück Arbeit wie dieses vorgekommen ist. Folgende Wiederholung seiner Angaben wird dies verdeutlichen.

Completer Stand der Reichsarmee nach dem Triplum, (I, 399), 36,000 Mann Cavallerie, 84,000 Mann Infanterie. Completer Stand der Reichsarmee (I, 78, 209) 14,490 Mann Cavallerie, 94,198 Mann Infanterie.

Effectiver Stand nach einem detaillirten Standesausweis vom 15. April (I, 209) 54,000 Oesterreicher und 25,000 Mann fremde — soll heißen reichsständische — Truppen. Minimalhöhe der Oesterreicher am Oberrhein (I, 39) Anfang 1794 85,000 M. (also im April nach Abrückung von 8000 Mann für Belgien noch 77,000 Mann.)

Am 13. Juli schreibt Herzog Albrecht (I, 233, 244): Oesterreich hat zur Reichsarmee 74,000 Mann gestellt. Am 3. August schreibt Thugut: der Kaiser hat zur Reichsarmee nahe an 40,000 Mann gestellt (I, 190).

Ein effectiver Standesausweis vom 25. September zählt (I, 209) einschließlich der vom Kaiser besoldeten Emigranten 54,669 Oesterreicher und 34,620 Mann sonstiger Reichstruppen. Vivenot bemerkt dazu, die Zahlen ergeben, daß Oesterreich drei Viertel, die andern Stände ein Viertel der Reichsarmee gestellt haben.

Im December (II, 402 im Texte) ergab sich bei den stän-

dischen Truppen auf das Triplum ein Abgang von 76,487 M. — also hätte die Effectivstärke 7339 Mann betragen. Im December (II, 402 in der Note) betrug der Abgang auf das Triplum etwas über 43,000 Mann — also wäre die Effectivstärke auf etwa 40,000 Mann zu berechnen.

Mitte Januar 1795 betrugen (II, 250) die ständischen Contingente nur noch 14,619 Mann. Mitte Januar betrugen (II, 464) die nicht österreichischen Contingente 6935, das österreichische 71,641 Mann.

Mitte Februar vertheilt der Kaiser die Truppen der Reichsarmee so, daß am Oberrhein 39,604 Mann Oesterreicher und 20,442 Mann Reichstruppen stehen, 11,723 Mann Reichstruppen an den Niederrhein abrücken sollen. (II, 548).

Da alle Ziffern dieses Zahlengewirres als officielle gegeben werden und die Annahme nicht erlaubt ist, daß die Behörden der Reichsarmee oder Herr von Vivenot wissentlich gelogen hätten, so denkt man zur Lösung jener Widersprüche zunächst an ein Durcheinanderwerfen der Soll- und effectiven und ausrückenden Stärken durch den Autor, obgleich gerade für einen k. k. Hauptmann eine solche Confusion allerdings eine bedenkliche Leistung wäre. Daß der Herr Hauptmann keine völlig sichere Vorstellung davon hat, was damals unter den Worten „effective" und „ausrückende" Stärke verstanden wurde, ist leider deutlich genug.* Er bespricht I, 113 die Frage, in wie weit die preußische Rheinarmee den vertragsmäßigen Bestand gehabt, setzt nach officiellen

* Auch daß er unter dem Worte „Pferde" bald nur die Thiere, bald auch die darauf sitzenden Reiter versteht, so daß es stets erst einer Untersuchung bedarf, ob die daneben stehende Mannschaftszahl nur die Infanterie oder beide Waffengattungen begreift. Man vergleiche I, 78, 113, 209.

Etats ihre „Effectivstärke" auf 70,200 Mann an, bemerkt dann aber, daß der „effective Standesausweis als solcher etwa ein Drittel mehr angiebt, als wirklich vorhanden war:" es habe also das Heer nur beiläufig 50,000 Mann betragen und die vertragsmäßige Stärke bei weitem nicht erreicht. Da man aber damals unter Effectivstand nichts anderes als eben die wirklich vorhandene Stärke, jedoch mit Einrechnung der für den Moment nicht kampffähigen Kranken, Verwundeten, Arrestanten, Detachirten verstand, so ist einleuchtend, daß die vertragsmäßige Stärke einer Armee nach keinem andern Etat als gerade dem des Effectivstandes bemessen werden kann, und daß Vivenot's Erörterung an dieser Stelle nur durch eine Verwechselung von Effectiv- und Soll-Etat möglich geworden ist. Wollte er dies aber in Abrede stellen, wollte er seinen Satz wahr halten, daß der effective Standesausweis ein Drittel mehr Mannschaft angebe als (nicht im Gefechte, sondern im Standquartier) vorhanden war, so wäre die Consequenz unabweislich, daß auch Oesterreich zur Reichsarmee ein Drittel weniger Truppen gestellt, als seine Effectivlisten vom April und September angeben, mithin nicht 54,000 sondern nur 36,000 Mann. – Und nun ist es allerdings auffallend genug, daß I, 97 Vivenot versichert: „Die ganzen disponibeln Streitkräfte der Reichsarmee bestanden (im Juli) kaum aus 36,000 Mann schlagfertiger Truppen," (also Oesterreichern, denn hundert Mal erklärt er, daß die Reichscontingente völlig unbrauchbar gewesen). Er meldet ferner I, 231, daß die Besatzung der Festungen 43,000 Mann erfordert hätte, und nach deren Abgabe die Reichsarmee noch 15,000 Mann (II, 3), und unter diesen (II, 27) nur 9 Bataillone Infanterie übrig behalten habe — eine Gesammtstärke des Heeres also, Oesterreicher und ständische Contingente

zusammen, von 58,000 Mann, anstatt der 79,000 oder 88,000 in den oben angeführten Effectivlisten.

Ich überlasse dem sachverständigen Leser, das Resultat zu ziehen. Deutlich scheint mir so viel, daß es nach diesen Angaben einem Forscher nicht zu verübeln wäre, wenn er den Effectivstand (im correcten Sinne des Worts) der Oesterreicher am Oberrhein auf 36,000 Mann setzte und alle jene stolzen Ziffern von 84—77—74,000 Mann als officielle Phrase ablehnte. Will man aber freundlicher interpretiren, so ist im besten Fall die Annahme denkbar, die Ziffer 74,000 Mann bezeichne den Soll-Etat der zum Reichsheer bestimmten österreichischen Corps; in Wahrheit ausgerüstet aber seien davon etwa 54,000 Mann, und von diesen nur zwei Drittel, also 36,000 Mann, zum Gefecht verwendbar gewesen. Da in ihrem Feldzuge wenig Blut geflossen, so erklärt sich ein so großer Ausfall von 33 Procent nur durch die unaussprechliche Schlechtigkeit der Verpflegung, über welche denn auch eine Denkschrift des Herzogs (II, 376) grauenvolle Details mittheilt. Die Soldaten sind zerlumpt und abgerissen, erhalten zu wenig Sold und Nahrungsmittel, bivouakiren ohne Stroh und Holz, haben weder ärztliches Personal noch Lazarethbedürfnisse in ausreichendem Maße. Es ist also kein Wunder, wenn ein so situirtes Heer niemals auf mehr als zwei Drittel seiner Mannschaft für die eigentliche Arbeit des Krieges rechnen kann. Als Grund dieser traurigen Verhältnisse tritt auch in Vivenot's Mittheilungen sehr bestimmt, nach dem Ausdruck des Herzogs Albrecht „das Erbübel," oder nach jenem des Grafen Wallis „das Staatsgeheimniß" Oesterreichs, nämlich die permanente Finanznoth hervor. Es ist einer der dankenswerthen Punkte in Vivenot's Buch, daß er aus den Acten mehrere Angaben über diese Seite des

damaligen Staatswesens liefert; freilich ist auch hier sogleich hinzuzusetzen, daß dieselben nicht weniger verwirrt und widerspruchsvoll bei ihm auftreten als die Heereslisten. Es sei verstattet, darüber einige Bemerkungen anzuschließen.

Oesterreich unterhielt 1794 (Vivenot I, 39) 342,000 Mann. Davon standen 144,300* effectiv (Minimalhöhe, sagt hier der Autor) in den Garnisonen der Erblande, mithin nicht ganz 200,000 in Belgien, am Rheine und in Italien vor dem Feinde. Da bei wenig stärkerer Bevölkerung Frankreich damals einen ausrückenden Bestand von 690,000 und einen Effectivstand von 870,000 Mann aufstellte, so bedarf es kaum einer anderweitigen Erörterung, um den ungeheuern Abstand zwischen den beiderseitigen Anstrengungen deutlich zu machen. Für jene Truppen und die Reichsarmee, meldet nun Vivenot II, 192, verausgabte Oesterreich in den ersten elf Monaten des Jahres 101 Millionen Gulden, vermochte von diesem Betrage wirklich zu zahlen 64 Millionen und blieb schuldig 37 Millionen. Wie mir scheint, wird diese Summe, als Ausgabe für eine Armee von 340,000 Mann während eines Kriegsjahres, nicht wegen ihrer Höhe, sondern wegen ihrer Niedrigkeit Erstaunen erregen, und ich vermuthe beinahe, daß Vivenot bei seiner Darstellung die Einkünfte der abgesondert verwalteten Brüsseler Regierungscasse, welche in den ersten sieben Monaten des Jahres 1794 über fünfzehn Millionen Gulden betrugen, stillschweigend vergessen hat. Was nun die Armee am Oberrhein betraf, so erhielt sie monatlich eine Million aus Wien für Sold und Verpflegung, bedurfte deren aber 2½ (I, 270), und diese einzige Ziffer reicht hin, um das Elend der

* Auch hier weichen die Zahlen in der Note um 14,000 von jenen des Textes ab.

Mannschaft gründlich zu erläutern. Vivenot weiß dann (II, 192) freilich über verschiedene anderweitige Posten zu klagen, die zum Besten Dritter den Haushalt der österreichischen Armee geschmälert hätten: er bezeichnet insbesondere als Ueberbürdung des kaiserlichen Schatzes die vertragsmäßige Lieferung von Brod und Heu an 20,000 Preußen, die Besoldung des französischen Emigrantencorps, die Instandsetzung aller Reichsfestungen. Ich will nicht urgiren, daß alle diese Ausgaben auch dem österreichischen Rheinheer zur Lösung seiner militärischen Aufgabe unmittelbar zu gute kamen; wohl aber ist zu bemerken, daß die beiden ersten Posten höchst unbedeutend waren (Sold der Emigranten für das Jahr 1794 etwas über 1½ Mill., Verpflegung der Preußen etwas über 4 Mill.*, zusammen also monatlich etwa 500,000 fl.), und der dritte der Hauptsache nach nur auf dem Papiere figurirte, da nach Vivenot's eignen Angaben der Bau von Philippsburg und die Verproviantirung von Ehrenbreitstein nicht aus der österreichischen sondern aus der Reichscasse bestritten wurde (I, 266) und noch im October in den „in Stand gesetzten" Festungen 466 Kanonen, 22,123 Centner Pulver, 2171 Artilleristen fehlten (I, 225), von den vorhandenen Geschützen aber in Mannheim zwei Drittel von Bayern geliefert waren (II, 112). Man rechnet also eher zu viel als zu wenig, wenn man die Summe zieht, daß Oesterreich 1794 rund 20 Millionen Gulden für die Vertheidigung des Oberrheins bezahlt resp. angeliehen hat.

Herr von Vivenot nimmt einmal Aergerniß an meinem Worte: es sei im 18. Jahrhundert für die Vertheidigung der

* Nicht ganz 4 Millionen, wenn man den Betrag nach den hohen englischen Ansätzen des Haager Vertrages berechnet, indeß berichtet General Wartensleben (II, 430) der Betrag sei höher als 4 Millionen.

Rheingrenze gegen die Franzosen nicht viel Erhebliches durch Oesterreich geschehen. Wie ich denke, hat er für die Revolutionszeit die Wahrheit derselben durch seine Mittheilungen sattsam erwiesen.

Er vervollständigt dieselben endlich noch durch eine weitere schätzbare Enthüllung. Daß er selbst sie umgekehrt als Beweis für die ungeheure Energie und Opferwilligkeit Oesterreichs in diesem Kriege einführt, ändert natürlich nichts an der Bedeutung ihres Inhaltes. Oesterreich hatte, wie anderwärts aus amtlichen Quellen nachgewiesen ist,* 1792 sich mit der Aufstellung von 71,000 Mann zur Bekämpfung der Revolution begnügt und dieselben allmälich auf die vorher nach Vivenot angeführte Streitkraft von 200,000 Mann, also nicht völlig ein Procent seiner Bevölkerung, verstärkt. Da es sich um streitende Armeen handelt, so versteht es sich, daß fortdauernde Ergänzung für den Abgang an Todten, Verwundeten und Vermißten erforderlich war, und Vivenot giebt dann hierüber aus einem Berichte des Hofkriegsrathes die Auskunft, daß aus den Erblanden zu diesem Zwecke im Jahre 1792 5545, im Jahre 1793 44,022 im Jahre 1794 37,049, im Jahre 1795 13,311, im Ganzen also in vier Kriegsjahren 99,927 Mann zu den Armeen in Belgien, Rheinland, Italien gesandt worden seien. Ein Opfer von fast hunderttausend Menschen ist an sich wahrhaftig keine Kleinigkeit: der große, kräftige und erfolgreiche Krieg ist aber ohne entsprechende Opfer überall nicht durchzuführen, und kein Kenner moderner Kriegsgeschichte wird behaupten, daß bei einem *unglücklichen* Kriege ein Abgang, nicht blos an Todten, sondern dazu an Kranken, Verwundeten und Vermißten, der wie hier im Jahresdurchschnitt

* Geschichte der Rev. Zeit I, 561, d. 2. Auflage.

noch nicht ein Sechstel des kämpfenden Bestandes erreicht, ein besonderes Zeugniß für Ernst und Energie der kriegführenden Macht ablege. Sieht man jene Zahlen näher an, so fällt besonders das Mißverhältniß zwischen 1793 und 1794 in das Auge. In den letzten Wochen des Jahres 1793 erlitt das österreichische Rheinheer Niederlagen, die ihm eine Einbuße von 20,000 Mann bereiteten: der Ersatz dafür konnte aus den Erblanden erst im Laufe des Jahres 1794 abgehen und befindet sich also nach Vivenot's Worten noch unter den 37,000 Mann, welche er als Rüstung des letztgenannten Jahres aufführt. Es zeigt sich hiemit, daß für alle die gewaltigen Kämpfe und Verluste von 1794, durch welche allein das belgische Heer von 106,000 Mann im März auf 70—80,000 Mann im Juli herunterkam, Oesterreich bis zum 31. December nicht mehr als 17,000 Mann Nachschub geliefert hat. Also vom 1. Januar 1793 bis zum 1. April 1794 rund 64,000 Mann Ersatz, bei einem wahrscheinlich viel geringern Verlust,* vom 1. April bis zum 31. December 1794 aber nur 17,000 Mann bei einer doppelt so großen Einbuße. Die Recrutirung mochte mit jedem neuen Kriegsjahr schwieriger werden, aber sicher damals noch nicht die Completirung der activen Armee, da man ja 1794 vollkommen verfügbar 144,000 Mann an Garnisonen in den Erblanden besaß. Für den Contrast jener beiden Ersatzziffern giebt es nur einen Grund, und dieser ist ebenso unverkennbar wie politisch erheblich. Im Jahre 1793 hatte die österreichische Regierung Herz und Eifer zum belgisch-rheini-

* Nach den amtlichen Angaben bei Witzleben, Coburg Band II, hatte das österreichische Heer in Belgien 1793 einen Abgang an Todten, Verwundeten und Kranken von 17—18,000 Mann. Es ist nicht denkbar, daß das italienische und bis Mitte December das rheinische Heer zusammen mehr eingebüßt haben sollten.

schen Kriege, im Jahre 1794 lag ihr Interesse ganz und gar auf andern Gebieten.

Dies führt uns sofort auf eine der wichtigsten Fragen, die in dem Verlaufe des Revolutionskrieges den Blick des Beobachters fesseln, die Frage, in wie weit eigene politische Erwägung zu dem Rückzug der Oesterreicher aus Belgien im Sommer 1794 mitgewirkt hat. Nach vielfacher Prüfung der Zeugnisse war ich zu dem Schlusse gekommen, daß unmittelbar nach der Schlacht von Tourcoin, am 24. bis 28. Mai, vier Wochen nach der Eröffnung des Feldzuges, der Beschluß zur freiwilligen, wenn auch langsamen Räumung des Landes von dem Kaiser, Thugut und Waldeck gefaßt worden sei. Der Grund war immer wieder die polnische Sache: Kosciusko hatte seine Erhebung begonnen, und die Preußen waren in vollem Marsche gegen Krakau; Oesterreich aber wollte die polnischen Südprovinzen schlechterdings nicht dem gehaßten Nebenbuhler zufallen lassen und im Nothfalle die Anwendung der Waffengewalt nicht scheuen. Eine solche Aussicht ließ natürlich die Verwendung der Hauptkraft der Monarchie im fernen Westen, in Belgien, nicht mehr zu und mahnte überhaupt, wenn es möglich wäre, sich aus dem französischen Kriege herauszuziehen. Witzleben in seiner trefflichen Biographie des Prinzen Coburg eignete sich nach genauester Revision des Quellenmaterials diese Ansicht in soweit an, daß er Thugut und Waldeck für die bewußten Urheber der Räumung Belgiens erklärte, nur hätte nach seiner Meinung der Kaiser die Vorschläge jener Männer nicht genehmigt, vielmehr die fortgesetzte Vertheidigung des Landes befohlen, und es sei also fortgekämpft worden; Thugut aber hätte seinen Zweck doch noch erreicht, durch Hinderung aller Maßregeln, ohne welche die Behauptung Belgiens unmöglich war. Man

sieht sofort, daß diese Differenz unserer Ansichten für die Sache wenig austrägt. Die von Witzleben angenommene Meinungsverschiedenheit zwischen Franz und Thugut wäre erheblich für die persönliche Charakteristik der beiden Männer, für den Verlauf der Ereignisse aber, der auch nach Witzleben sich ganz im Sinne des Ministers vollzieht, von gar keinem Belang. Hierzu kam nun, daß Witzleben's Beweismittel für die kriegerische Stimmung des Kaisers hauptsächlich dessen Briefe an Coburg vom 15. Juli und den folgenden Wochen waren: dies aber hatte auch meine Darstellung bemerkt, daß die herrschende Ansicht zu Wien im Juli einen Umschlag erlitt und die Räumung Belgiens aus verschiedenen Gründen damals unterbrochen wurde. Denn einmal rückte in jener Zeit, wie Thugut es selbst dem preußischen Gesandten aussprach, durch Robespierre's Fall die Hoffnung auf einen Frieden mit Frankreich wieder in weitere Ferne, und man wünschte jetzt den durch die Franzosen belagerten Festungen Hülfe zu bringen. Sodann drängte England auf kräftige Erneuerung des niederländischen Krieges, eröffnete Aussicht auf ansehnliche Geldunterstützung und sprach damit ein dem Wiener Cabinete höchst eindringliches Wort aus. Demnach wurde die Armee zum Aushalten an der Maas ermahnt, und sogar Pläne zum Wiedervorbrechen nach Belgien geschmiedet. Als sich aber im September die Unterhandlung mit England zerschlug, wurde sofort auch der Rückzug fortgesetzt und die Armee auf das rechte Rheinufer hinübergeführt. Es erhellt hiermit, daß kaiserliche Briefe vom August für die kaiserliche Meinung im Mai und Juni nicht ohne weiteres beweisend sind: aus dem Umstande, daß Franz im Sommer seinen Feldherrn zu Kampf und Angriff mahnte, läßt sich kein Schluß auf die österreichische Politik im Frühling ziehen.

Mit großem Nachdrucke tritt nun Vivenot dieser Auffassung im allgemeinen entgegen. Mehrmals erklärt er die Geschichte der freiwilligen Räumung Belgiens für ein grundloses Märchen. Er beklagt, daß der sonst wahrheitliebende Witzleben sich durch „die kleindeutschen Geschichtsbaumeister" habe blenden lassen, daß derselbe nach den echten Dokumenten zwar den Kaiser freispreche, aber nach jenen giftigen Erfindungen Thugut belaste. Triumphirend verkündet er (II, 260), daß er jetzt im Wiener Archiv die ganze Correspondenz des Kaisers mit Coburg und Waldeck gefunden habe, aus der Witzleben einige der wichtigsten Stücke mitgetheilt, und nun ergebe sich, daß die Concepte jener Briefe „eben alle eigenhändig von Thugut entworfen seien", dessen Anschauungen also in diesem Falle „schon am allerwenigsten" von jenen des Kaisers getrennt werden können. Damit schien denn „die kleindeutsche Geschichtsbaumeisterei" wenigstens an dieser Stelle ad absurdum gebracht. Tiefaufathmend wischt der Herr Hauptmann sich den Schweiß von der Stirn. Zu welcher schweren Aufgabe, ruft er, ist es geworden, bei der alljährlich den Büchermarkt überfluthenden Menge neuer kleindeutscher Geschichtswerke der Wahrheit Durchbruch zu verschaffen!

Wie mir scheint, hat unser tapferer Autor den Punkt, auf welchen Alles ankommt, gar nicht wahrgenommen. Die erste Frage ist natürlich: aus welcher Zeit sind jene Thugut'schen Concepte? Die von ihm bekämpfte Meinung geht dahin, daß die österreichische Regierung bis zum 24. Mai Belgien ernstlich vertheidigt, Juni und Anfang Juli das Land aufzugeben beabsichtigt, Ende Juli, August, September die Räumung unterbrochen und neue Kämpfe erwogen hat. Wenn also Vivenot hieran etwas ändern will, so bedarf er zu diesem Behufe offenbar neuer Actenstücke aus der

Zeit vom 24. Mai bis zum 15. Juli. Hat er dergleichen nicht, so kann sein Declamiren überall nur die Lachmuskeln seiner Leser reizen: und ich besorge allerdings, daß er sich in diesem Falle befindet, gerade weil nach seiner Aussage jene Briefe sämmtlich von Thugut concipirt sind, in jenem entscheidenden Zeitabschnitte aber Thugut keineswegs immer in der persönlichen Umgebung des Kaisers war. Indessen, wir wollen einmal annehmen, das Gegentheil finde Statt: er besitze einen kaiserlichen von Thugut redigirten Brief, etwa aus dem Anfang des Juni, erfüllt von Schlachtplänen und Befehlen zu energischem Kampfe — was hätte er damit gewonnen? Was die Sache betrifft: war denn bei der damaligen Lage die Räumung Belgiens irgendwie möglich ohne Kämpfe, ohne ernstliche, blutige Kämpfe? Handelt es sich etwa, nach unserer Ansicht, um ein blindes, hastiges Flüchten, um ein athemloses Davonlaufen? Oder war nicht, wie wir glauben, Thugut's Wunsch der, sich mit Frankreich möglichst vortheilhaft auseinander zu setzen, vor allem aber die Armee für die Händel in Osteuropa verfügbar zu haben? Und läge irgendwie ein Widerspruch zwischen dem einen Satze, vor allem dürfe die Armee nicht unlösbar in die französischen Händel verstrickt oder gar ihr Bestand auf das Spiel gesetzt werden — und dem andern, so lange man noch auf belgischem Boden und den Franzosen gegenüberstehe, sei es wünschenswerth, die frühere Ueberlegenheit über diese möglichst zu behaupten?

Und weiter: betrachten wir doch die kaiserlichen Briefe, so weit sie von Vivenot und Witzleben uns mitgetheilt worden sind; sagen sie in der That, was Vivenot sie sagen läßt? Bekunden sie wirklich einen jede andere Rücksicht beherrschenden Eifer für die militärische Behauptung Belgiens? Nachdem der Kaiser den

Entschluß gefaßt hatte, die Armee zu verlassen und nach Wien zurückzugehen, nachdem hierauf das Gerücht von dem Aufgeben Belgiens durch ganz Europa geflogen war, hatte Thugut, am 11. Juni, dem englischen Gesandten die Mittheilung gemacht, daß Oesterreich für seine weitere Kriegführung englischer Subsidien bedürfe. Einige Wochen später, am 26., schlug Coburg die letzte Vertheidigungsschlacht bei Fleurus, nach unserer Meinung nur mit dem Wunsche, dadurch die Rückzugslinie der weiter westwärts stehenden Heertheile zu decken. Der Rückzug selbst entwickelte sich darauf mit immer reißenderer Schnelligkeit. Der Eindruck, den diese Vorgänge in London machten, war der übelste, und wurde auf der Stelle im österreichischen Hauptquartier und bei der kaiserlichen Gesandtschaft in London bekannt. Man sah in Wien, daß, wenn die Verhandlung über die Subsidien nicht im Keim erstickt werden sollte, etwas zur Beschwichtigung des Alliirten geschehen müsse. Der Kaiser schrieb also an Coburg am 15. Juli und die Worte des Briefes waren in der That so ermuthigend wie möglich. Der Kaiser war höchst bekümmert über die bisherigen Unfälle, forderte festes Standhalten in der jetzigen Stellung, hoffte auf baldige Erneuerung der Offensive und Entsatz der von den Franzosen belagerten Festungen, befahl das Gerücht über die im Voraus beschlossene Räumung Belgiens öffentlich als grundlose Lüge zu bezeichnen. Dies Alles klang allerdings vortrefflich. Leider hatte Coburg seit Monaten, und am Nachdrücklichsten in den letzten Tagen, die Erklärung abgegeben, daß er das Land räumen müsse, wenn er nicht ansehnliche Verstärkungen erhalte. Der Kaiser erkannte dieses Bedürfniß an und erklärte dem Prinzen, er sende soeben den Grafen Mercy nach London, damit er dort eine Verstärkung, etwa vom Rheine

her, erwirke. Nun standen aber am Rheine keine englischen Truppen, sondern preußische, und über diese gab das kaiserliche Schreiben sofort die Erklärung ab, daß ihre Absendung nach Belgien ganz unerreichbar sei, und ferner österreichische, von denen, wie Thugut damals in London melden ließ, kein Mann am Rheine entbehrt werden konnte. In Wahrheit also war an eine Verstärkung für Coburg nicht zu denken. Der Kaiser stellte dem Prinzen die Behauptung Belgiens als officielle Aufgabe, versagte ihm aber die unerläßlichen Mittel zur Lösung derselben.

Am 31. Juli schrieb der Kaiser einen zweiten Brief. Die Forderungen desselben zeigten sich viel bescheidener als jene des ersten. Von einer Offensive war keine Rede mehr. Coburg sollte die jetzigen Positionen behaupten, gelegentlich den Muth der Truppen durch herzhafte Versuche erfrischen, vor Allem Ordnung und Kriegszucht herstellen. Der bevorstehende Verlust der Festungen wurde beklagt, dem Geldbedürfnisse der Armee verhieß der Kaiser seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. An Verstärkungen wurden drei Bataillone in Aussicht gestellt. Alles, sagte endlich der Kaiser, hänge von Mercy's Unterhandlung ab. Wenn dieser melde, daß von England nichts zu erwarten sei, so habe Coburg sein Augenmerk auf die Deckung Luxemburgs und Deutschlands zu beschränken.

Bald nachher kamen englische Unterhändler nach Wien, um die brennende Frage mit Oesterreich zu erwägen. Auf die Einzelnheiten der Discussion brauchen wir hier nicht einzugehen, genug es zeigte sich sogleich, daß England zu den stattlichsten Zahlungen bereit war, wenn Oesterreich Belgien ernstlich vertheidigen wollte. Statt dessen aber gab an demselben Tage, an welchem jene Gesandten ihren ersten Bericht nach London schickten, am

12. August, der Hofkriegsrath dem Prinzen Coburg die Weisung, er solle (nicht etwa Belgien sondern) Luxemburg, Mainz und Mannheim vertheidigen, und am 14. schrieb auch der Kaiser wieder, stellte dem Prinzen jene drei Bataillone wirklich zur Verfügung, und erwartete nach einer solchen Verstärkung sicheres Aushalten, und vielleicht sogar eine glänzende Offensive,* dies Alles aber unter der immer wiederkehrenden Voraussetzung, daß erst Mercy günstige Nachrichten aus London gebe: worauf denn Coburg umgehend antwortete, daß unter solchen Umständen, bei der völligen Unzulänglichkeit der bewilligten Verstärkung, an irgend einen militärischen Erfolg nicht zu denken sei.

Ende August bewilligte darauf England die österreichischen Geldforderungen, wenn der Kaiser seine belgischen Truppen bis auf 100,000 Mann verstärken, und, da Coburg indessen abgegangen, unter den Oberbefehl des Lord Cornwallis stellen wollte. Hierauf aber antwortete Thugut sofort, daß dies Alles unthunlich und die Unterhandlung als gescheitert anzusehen sei: er werde hiernach die Operationen in Belgien erheblich einschränken, und bei der völligen Ungewißheit der englischen Subsidien den Krieg fortan nach einem begrenzten Maaße führen. Gleichzeitig kamen neue Klagen aus dem Hauptquartiere, die auf den Rückzug der Armee über den Rhein vorbereiteten: der Kaiser antwortete am 30. September, er hoffe auf tapferes Ausharren, gab jedoch, falls der Rückzug unvermeidlich werde, vorsichtig die nähern Weisungen über die Richtung desselben. Das Schreiben fand bei seiner Ankunft in Hauptquartiere die Armee bereits auf dem rechten Rheinufer.

Dies also sind die kaiserlichen, von Thugut eigenhändig entworfenen Briefe, aus welchen Herr von Vivenot die Absicht des

österreichischen Cabinets herausliest, Belgien bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Ich zweifle, daß außer ihm sich noch Leser finden werden, welche einen andern Gedanken darin finden, als den immer gleichen, für die Behauptung Belgiens zwar möglichst schöne Worte, niemals aber die geringste Anstrengung zu machen.

Im Allgemeinen nimmt Herr von Vivenot bei seinen Auslassungen die Miene an, als sei „das Märchen" von der freiwilligen Räumung Belgiens eine kleindeutsche Erfindung aus blauer Luft heraus; er ignorirt die zahlreichen Beweise für Thugut's Gesinnung, so ausdrücklich sie auch bei Häusser, Witzleben und mir bezeichnet sind. Einen einzigen derselben führt er an, den Bericht des preußischen Militärbevollmächtigten Grafen Dönhoff an seinen König, daß Fürst Waldeck (ein Parteigenosse Thugut's) ausdrücklich versichere, er zuerst habe dem Kaiser den Abzug der Truppen aus Belgien vorgeschlagen; und leicht genug wird Vivenot damit fertig, Dönhoff sei nicht der Mann gewesen, um einen Waldeck zu durchschauen. Nun war Dönhoff nach der Meinung seiner eigenen Regierung nicht so begabt wie sein Vorgänger im Amte, Graf Tauenzien; Thugut aber klagt nicht über seine Unfähigkeit sondern über seine „gehässige Spionage" und seine „giftigen Berichte"; dagegen findet ein, auch nach Vivenot, wahrheitsliebender Beurtheiler wie Witzleben in Dönhoff's Berichten ebenso viel politischen wie militärischen Verstand, so daß selbst ein subjectives Urtheil des Grafen über Waldeck immerhin Beachtung fordern müßte. Vor allem aber, es handelt sich hier ja gar nicht um Dönhoff's Meinungen, nicht um das Durchschauen versteckter Pläne, sondern um die einfache Fähigkeit, eine sehr klare und trockne Aeußerung zu hören und zu berichten. Vivenot

ist freilich im ganzen nicht abgeneigt, alle preußischen Depeschen dieser Zeit als planmäßige Lügen zur Begründung der heutigen „kleindeutschen Geschichtsbaumeisterei" zu betrachten:* wie er denn von deren weither minirender Thätigkeit die beneidenswerthesten Anschauungen hat. Indessen, wenn in diesem Falle Dönhoff gelogen hat, so theilt dieses Vergehen auch der Herzog von York, der schon aus dem Juni ganz dieselben Aeußerungen Waldeck's der englischen Regierung meldet, und diesen Bericht im Juli wiederholt, und Waldeck's Reden ausdrücklich als Eingebungen Thugut's bezeichnet. Auch Lord Elgin muß dann bei Vivenot in gleiche Verdammniß gerathen, denn auch er meldet Ende Mai seinem Minister, daß Thugut ihm offen erkläre, es sei nicht seine Schuld, wenn der Kaiser den Feldzug nicht mit der Räumung Belgiens begonnen habe; er (Elgin) könne nicht Worte finden, stark genug, um die Festigkeit auszudrücken, mit welcher der verhängnißvolle Entschluß gefaßt scheine. Im August, wie erwähnt, war man in Wien noch einmal auf belgische Kriegspläne zurückgekommen; man wünschte englische Subsidien zu gewinnen und mußte also dem Hauptwunsche der Seemächte, der Vertheidigung Niederlands, sich wenigstens einigermaßen günstig zeigen. Demnach erklärte der österreichische Gesandte im Haag, allerdings betrachte der Kaiser Belgien nur als eine lästige Besitzung, er schätze es aber als ein Band zwischen sich und den Seemächten und werde streben es wieder zu erobern; leider mußte der Gesandte sogleich nach Wien berichten, daß von seiner Versicherung nur die erste, nicht aber die zweite Hälfte in Holland Glauben finde — und wie sich versteht, ist Herr von Vivenot über die

---

* II, 460.

Holländer ebenso entrüstet, wie über die kleindeutschen Geschichtsbaumeister. Er hätte noch weitern Anlaß zum Zorn finden können, wenn er gewußt hätte, daß zu derselben Zeit der englische Minister Lord Spencer aus Wien seinen Collegen meldet, Thugut versichere ihm fort und fort, Belgien sei kein Opfer werth, es trage jährlich dem Kaiser kaum zweihundert Pfund Sterling ein. Vollends „vom kleindeutschen Giftsamen befangen" erscheint dann neben Spencer der englische Diplomat Thomas Grenville, der im September aus Wien seinem Bruder schreibt, Thugut werde jede kriegerische Maßregel zu Gunsten Belgiens hindern, er habe nur Sinn für seine Eifersucht gegen Preußen in der polnischen Sache. Einer der nächsten Freunde Thugut's war der englische Gesandte in Wien, Sir Morton Eden; dessen Bruder, Lord Auckland, sonst ein entschiedener Widersacher Preußens, hat doch auch eine unglückliche Stunde giftiger Geschichtsbaumeisterei gehabt und schreibt an Pitt: von der Zeit, daß der Kaiser im Mai Belgien verließ, waren seine Minister offenbar von der Nothwendigkeit durchdrungen, die Fortsetzung des französischen Krieges aufzugeben, und hatten den Beschluß gefaßt, die deutsche Grenze, Belgien und Holland ihrem Schicksal zu überlassen. Diese Berichte sind zum größten Theile längst gedruckt: ich begreife wohl, daß Herr von Vivenot, dessen Forschungen noch jung sind, die betreffenden Bücher „zu seinem Leidwesen noch nicht in den Bereich seines Studiums gezogen hat" (II, 260): bei einer so unvollständigen Vorbereitung thut aber ein wissenschaftlicher Anfänger immerhin wohl, etwas ruhiger aufzutreten als Herr von Vivenot. Auch die Thatsache scheint noch nicht „in den Bereich seiner Forschung" getreten zu sein, daß im Frühling 1795 eine starke Partei in Wien existirte, welche nicht blos, wie Thugut 1794 gegen Ent-

schädigung, sondern auch ohne jeglichen Ersatz auf Belgien zu verzichten mahnte — obwohl auch hierüber eine seit Jahren gedruckte Denkschrift des Grafen Trautmannsdorf interessanten Aufschluß giebt. Es ist ihm ergangen, wie es jedem Ununterrichteten geht, der plötzlich in die Actenmasse eines großen Archivs versetzt wird: die Fülle der Papiere schlägt über seinem Haupte zusammen, und alle sonstigen Wahrnehmungen und alle eigenen Gedanken gehen ihm darüber verloren.

Bis hierhin also ist unser Ergebniß folgendes. Thugut hatte (nach seinen Worten zu Lord Elgin) alles gethan, um beim Beginn des Feldzuges den Kaiser zur Räumung Belgiens zu vermögen. Auf die Krakauer Nachrichten bestimmten er und Waldeck den Kaiser, zunächst persönlich Belgien zu verlassen und nach Wien zurückzugehen; für die Verstärkung der hartbedrängten Armee geschah gar nichts. Im August stellte er, dem Gelde der Seemächte zu lieb, einige Anstrengungen für Belgien in Aussicht, erklärte aber dem Lord Spencer sehr bestimmt, Oesterreich betrachte die Behauptung Belgiens nicht als ein eigenes, sondern nur als ein englisches Interesse und wolle dafür lediglich aus bundesfreundlicher Gefälligkeit kämpfen. Als dann der Bundesfreund die gewünschten Subsidien bewilligte, nahm Thugut von einigen Nebenbedingungen Anlaß zur Verwerfung des Ganzen, und die österreichischen Heere zogen fast ohne Kämpfe von der Roer ab und über den Rhein zurück. Vom ersten Tage des Feldzuges an bis zur letzten Stunde seines Commandos hatte der Prinz von Coburg nach Verstärkungen gerufen, weil sonst Belgien gegen die Uebermacht des Feindes nicht zu halten sei. Er proponirte zuerst Verhandlungen mit Preußen; der Kaiser wollte mit Preußen nichts zu schaffen haben. Er bat dann um

Zusendungen von der österreichischen Oberrheinarmee; der Kaiser sagte, daß diese höchstens 8000 Mann entbehren könne. Es kam hiernach zum Rückzug an die Maas; der Kaiser befahl am 15. und 31. Juli neue Heldenthaten und meldete, daß er das Blankenstein'sche Corps zur Verstärkung sende; Coburg mußte darauf mit Kummer constatiren, daß die Reste dieses Corps nur noch drei Bataillone betrugen. Und dies Alles geschah, während in den von Niemand bedrohten Erblanden 144,000 Mann (nach dem Minimalsatze) völlig unthätig in Garnisonen lagen, davon allein in Böhmen und Mähren nahe 40,000 Mann, welche allerdings hier unabkömmlich waren, nachdem der Kaiser am 17. Februar die sichere Besetzung der dortigen Festungen, gegenüber Preußen und Rußland wie der Hofkriegsrath erläuterte, angeordnet hatte. Es bedarf keiner Bemerkung, daß weder in Preußen noch in Rußland ein Mensch an einen Angriff auf Böhmen dachte, wohl aber Oesterreich entschlossen war, etwaige preußische Pläne in Polen zu hindern. Jene 40,000 Mann hätten zur Rettung Belgiens ausgereicht; aber sie mußten wegen des polnischen Haders, auf die Gefahr Belgien einzubüßen, in Böhmen und Mähren bleiben. Es ist Vivenot selbst, welcher diese schlagende Illustration zu Grenville's Worten mittheilt: Thugut hat kein Interesse für Belgien, sondern nur Sinn für die Eifersucht gegen Preußen in der polnischen Sache. Daß diese Eifersucht des Ministers von dem Kaiser in vollem Maaße getheilt wurde, ist außer allem Zweifel, und wenn Witzleben Recht hat, bei diesem in der belgischen Frage eine zähere Kriegslust als bei Thugut zu vermuthen, so stellt sich das Verhältniß lediglich so, daß Franz mit einer bei Fürsten zuweilen vorkommenden Unbefangenheit zwei widersprechende Wünsche nebeneinander festhielt,

während sein Minister mit kälterer Consequenz nur das eine Object lebhaft verfolgte und das andere gleichgültig hinwegwarf. Grenville war der Meinung, daß so die Sache stehe, und der Kaiser zwar mit seinem Herzen an der belgischen Sache hänge, aber trotzdem in seinen Handlungen von Thugut bestimmt werde. Auch die Durchsicht der mir durch Herrn Gachard's Güte neulich zugänglich gewordenen Acten der Brüsseler Landesverwaltung führt auf dies Ergebniß und macht es wahrscheinlich, daß der Kaiser bei seiner Abreise aus Belgien im Juni Thugut's Wünsche auf die Räumung des Landes noch nicht durch ausdrücklichen Befehl sanctionirt, allerdings aber alle einzelnen Maßregeln genehmigt hatte, wodurch diese Räumung voraussichtlich und unvermeidlich wurde.

So stand es mit der österreichischen Kriegführung in Belgien.* Treten wir nun zu dem preußischen Heere am Mittelrhein hinüber.

Ich habe oben angeführt, daß nach dem feindseligen Auftreten Oesterreichs in der polnischen Sache Preußen seit August 1793 sich zu keinen Anstrengungen für Oesterreichs Kampf gegen die Franzosen mehr verpflichtet erachtete. Wäre es nach Lucchesini's und Manstein's Wünschen gegangen, so würde schon damals Preußen von der Coalition zurückgetreten sein: es stand aber hier ähnlich wie auf der österreichischen Seite, die persönliche Kriegslust des Monarchen sträubte sich gegen die particularistischen Erwägungen seiner Staatsmänner, und der König entschloß sich April 1794 im Haager Vertrag, gegen starke englisch-holländische Subsidien seine Rheinarmee gegen Frankreich fortkämpfen zu lassen. Fast in demselben Augenblicke aber erfolgte Kosciusko's

* Vergleiche hierzu meine Schrift: „Oesterreich und Deutschland im Revolutionskriege." Düsseldorf 1868, Abschnitt 2, 3, 4.

Losbruch in Polen; 50,000 Preußen wurden gegen ihn in Bewegung gesetzt, und Manstein erreichte, daß der König persönlich sich nicht zum rheinischen, sondern zum polnischen Kriegstheater verfügte — genau so, wie vier Wochen später Thugut seinen Souverain aus Brüssel nach Wien, von den belgischen zu den polnischen Händeln hinüberführte. Es stand seitdem fest, daß Preußen für den französischen Krieg schlechterdings nur das Unvermeidliche und Unabweisbare leisten würde.

Wenige Wochen später fiel Krakau in preußische Hände, und Oesterreichs Absicht, mit allen Mitteln Preußens Wachsthum auf diesem Gebiete zu bekämpfen, trat mit unverkennbarer Deutlichkeit hervor. Die entsprechende Folge war der Entschluß Preußens, die deutsche Reichsgrenze immer noch decken zu helfen, aber vor allem, seine Rheinarmee nicht weiter als äußerst nöthig zu verwickeln, sie vielmehr jeder Zeit anderweitig verfügbar zu halten und gewiß nicht durch preußische Siege die Macht des feindseligen Alliirten unwiderstehlich gegen Preußen selbst zu machen. Von einer glänzenden oder auch nur erfolgreichen Kriegführung konnte unter solchen Verhältnissen keine Rede sein. Man blieb in der einmal eingenommenen Stellung in der Pfalz, vor Mainz, auf dem Hundsrück; man wehrte französische Angriffe auf preußische Heertheile nach Kräften ab; aber man hatte keinen Gedanken an ein durchgreifendes Zusammenwirken mit den Alliirten, blickte fort und fort nach Osten hinüber und hätte viel darum gegeben, auf leidliche Art sich aus dem französischen Kriege herauszuwinden.

Dies ist, in kurzem Abriß, die Darstellung, wie sie meine Geschichte der Revolutionszeit giebt. Wo Herr v. Vivenot es gelesen, daß ich die Preußen in diesem Feldzuge als kriegsmuthig und thatendurstig geschildert, weiß ich nicht zu sagen. Im Ganzen

und Großen bringt auch er aus seinen Acten keinen andern Thatbestand zum Vorschein; unsere wesentliche Differenz besteht darin, daß er jene Haltung der Preußen kurzweg als reichsverrätherisch bezeichnet und ihr allein, ohne Rücksicht auf Oesterreichs Verhalten in Belgien und Polen, die Verantwortlichkeit für die französischen Triumphe zuschiebt. Indessen an einigen Stellen will diese Position seinem Eifer doch nicht genugthun, und er liefert neue Auffassungen auch der einzelnen Facta, die mich zu einigen begleitenden Bemerkungen veranlassen.

Als England im Frühling 1794 mit Preußen den Haager Vertrag unterhandelte, hatte der König, erzürnt über Oesterreichs Haltung, eben den Befehl an General Möllendorf gesandt, seine Stellung am Mittelrhein zu verlassen und über Cöln nach Westphalen zurückzumarschiren. Die Aufregung darüber war in Mainz gewaltig; alle Welt fürchtete einen unaufhaltsamen Einbruch der Franzosen, und es war Lord Malmesbury, der englische Unterhändler selbst, welcher dem preußischen Minister Haugwitz den Befehl für Möllendorf entriß, in Mainz auf dem bisherigen Posten zu bleiben. Bald nachher wurde im Haager Vertrag bestimmt, daß der König ein Heer von 62,000 Mann für die Interessen der Seemächte aufstellen, daß dessen Eroberungen zur Verfügung der Seemächte stehen, daß diese dafür beiläufig zwei Millionen Pfund Sterling bezahlen sollten. Kaum aber war dieses verabredet, so entstand zwischen den Contrahenten ein heftiger Streit über die Art der Verwendung der preußischen Regimenter. Lord Malmesbury forderte, daß dieselben schleunigst nach Belgien abrücken sollten, General Möllendorf aber erklärte, daß sie wegen des verspäteten Eintreffens der englischen Gelder erst im Juli mobil gemacht und überhaupt zur Deckung des

Mittelrheins nicht entbehrt werden könnten. Es versteht sich, daß Vivenot hier mit voller Entschiedenheit die Partei Malmesbury's ergreift; ja er setzt noch über dessen Beschwerden hinaus die Anklage hinzu, Möllendorf habe nach dem Haager Vertrag zur Verfügung der Seemächte 62,400, nach dem Berliner Bündniß* 20,000 Mann zur Verfügung Oesterreichs haben sollen, habe aber bei der treulosen Vertragsbrüchigkeit seiner Regierung statt 82,400 niemals mehr als 50=, höchstens 55,000 Mann wirklich gehabt.

Gehen wir diese Streitpunkte einzeln durch.

Haugwitz entwickelte dem österreichischen Gesandten Grafen Lehrbach einmal, der Haager Vertrag fordere nach dem ihm beigefügten Specialetat für die Zwecke der Seemächte von Preußen etwas über 50,000 Combattanten nebst ungefähr 11,000 Nichtcombattanten (Aerzte, Fuhrwerk, Bäcker, sonstigen Troß): nun habe Möllendorf 70,000 Combattanten, also 50,000 Mann Hülfstruppen für England, 20,000 für Oesterreich. Vivenot will von dieser Erörterung nicht ein Wort gelten lassen (II, 447). Von jenem Etat, ruft er aus (der 11,000 Nichtcombattanten aufzählte), war Malmesbury gar keine Erwähnung gemacht. Er hat allerdings Malmesbury's Tagebücher gelesen, in denen der Etat nicht vorkommt, aber auch hier wieder die Hauptsache, nämlich den Text des Vertrags, nicht „in den Bereich seiner Forschungen gezogen.“ Dessen Anfangsworte besagen, daß Se. Preußische Majestät sich verpflichten, 62,400 Mann nach dem Etat, der auf ihren Befehl den Ministern der Seemächte überliefert worden, auszurüsten, und daß dieser

* Vivenot redet statt dessen fortdauernd mit der ihm eigenthümlichen Genauigkeit von einem sonst unbekannten „Pillnitzer=Tractat vom 7. Februar 1792.“

Etat als Theil des gegenwärtigen Tractats angesehen werden soll. Der Etat selbst ist meines Wissens nicht gedruckt worden, doch kann ich Herrn v. Vivenot versichern, daß er jene von Haugwitz erwähnten Ziffern über Combattanten und Nichtcombattanten enthielt, daß mithin der Betrag von 50,000 Combattanten Preußens vertragsmäßige Leistung für die Seemächte war.

Nun theilt, wie oben bemerkt, Vivenot selbst einen detaillirten Standesausweis über die Effectivstücke Möllendorf's mit, der, ganz wie Haugwitz sagt, auf etwas über 70,000 Mann Infanterie, Cavalerie, Artillerie, also Combattanten, abschließt. Freilich setzt Vivenot die großen Worte hinzu: ein effectiver Standesausweis, der als solcher immer ein Drittel mehr angiebt, als wirklich vorhanden ist: aber wir haben auch schon gesehen, daß er sonst es so ernst nicht damit meint, daß er bei andern Stärkeangaben effective Standesausweise unbedenklich für voll rechnet. Gewiß, der zum Gefecht ausrückende Stand war auch bei Möllendorf, der wie jeder andere Feldherr Kranke, Blessirte, Arrestanten hatte, nicht so stark wie die Effectivliste: nur wird kein verständiger Mensch hierin einen Vertragsbruch finden wollen. Es gab allerdings eine andere Thatsache, welche wenigstens dem Geiste des Haager Vertrags nicht entsprach; aber gerade diesen einzigen stichhaltigen Vorwurf hat Herr v. Vivenot „zu seinem Leidwesen nicht in den Bereich seines Studiums gezogen." Der Vertrag bestimmte nämlich im 1. Artikel, die preußische Armee solle so complet erhalten werden wie nur möglich; seit dem Beginn der polnischen Rüstung aber waren die Ersatzmannschaften dem Marschall Möllendorf nur sehr unvollständig zugekommen, so daß er selbst im Juni seinen ausrückenden Stand als kaum 40,000 Mann stark bezeichnete. Weiterhin wurde jedoch diesem

Uebelstande zum größten Theile abgeholfen, und der ausrückende Stand wieder auf nahe 60,000 Mann gebracht.

Daß diese Ziffer aber sofort auf die vertragsmäßige Effectivstärke von 70,000 Mann führt, ist an sich klar.

Möllendorf erklärte dem Lord Malmesbury im Juni ferner, er könne schon deshalb keine weitern Märsche unternehmen, weil die von England verheißenen Gelder zur Mobilmachung der Armee noch nicht eingetroffen seien. Vivenot poltert auch hierüber, Preußen habe doch, als es den Vertrag abschloß, wissen müssen, daß die Geräthe zur Mobilmachung anzuschaffen seien, auch sei hinlängliche Zeit dazu vorhanden gewesen. Da er den Text des Vertrags nicht kennt, so kann er freilich nicht wissen, daß dort von England 300,000 Pfund verheißen werden, um der Armee zu helfen à fournir aux prix de retablissement, et aux premières dépenses nécessaires pour mettre l'armée en état de mobilité et pour la porter aux points où elle devait agir. Schlimmer aber ist es, daß er auch in Malmesbury's Tagebüchern und Briefen völlig übersehen hat, wie sehr der Lord die Unschlüssigkeit selbst beklagt, mit der seine Regierung die Sendung dieses Geldes Wochen lang verschleppt, so daß es erst Anfang Juli in preußische Hände kam und Möllendorf also zu seinen Erklärungen vollen Grund hatte.*

Die Frage, ob die preußische Armee in den Niederlanden oder wie bisher am Mittelrhein operiren sollte, wurde von Lord Malmesbury mit General Möllendorf am 20. Juni und den nächstfolgenden Tagen verhandelt. Malmesbury forderte ge-

* Malmesbury III, 97, 98, 99. Das Geld kam erst am 19. Juni nach Hamburg, und sollte am 6. Juli in Berlin eintreffen. Haugwitz an Malmesbury 28. Juni.

mäß den Wünschen seiner Regierung den Marsch nach Belgien; Möllendorf begehrte in der Pfalz zu bleiben. Es kam dabei auf die doppelte Frage des Rechtes und der Zweckmäßigkeit an. Der General war der Meinung, Preußen habe bei der Wahl des Kriegsschauplatzes selbstständig mitzuberathen: Malmesbury aber erklärte, die Seemächte hätten darüber allein zu entscheiden und Möllendorf nur über die Details der Ausführung eine Stimme. Vivenot macht Chorus: „Der König hatte nach den Tractaten über die Verwendung dieser Truppen gar nichts mehr zu verfügen; die Behauptung, daß das Militär mitzureden habe, wo und wie sie agiren sollten, war ganz gegen den Wortlaut der Tractate.“ Eine gewisse Keckheit steht einem beginnenden Schriftstellertalente nicht übel; rathsam ist es aber immer, die Documente vorher zu lesen, ehe man so schneidig über ihren Inhalt abspricht. Besagter Artikel des Vertrages bestimmt nun: (die preußische Armee) sera employée d'après un concert militaire entre S. M. Prussienne, S. M. Britannique et leurs H. P. les Etats-Généraux des Provinces Unies, là où il sera jugé le plus convenable aux intérêts des puissances maritimes. Nun ist es sehr begreiflich, daß nach den letzten Worten dieses Satzes Malmesbury denken mochte, die Seemächte, die doch über ihre eigenen Interessen die besten Richter wären, würden bei jenem concert militaire die factisch entscheidende Stimme haben: aber daß das Recht dieser Entscheidung nicht in Englands und Hollands Hand allein gelegt, sondern einer Verhandlung der Militärbevollmächtigten der drei Mächte überwiesen, daß also Preußen dabei mit einer selbstständigen Stimme ausgestattet war, darüber läßt der Wortlaut des Tractates auch nicht den Schatten eines Zweifels. Auch wird es nicht erst der Bemerkung bedürfen, daß

bei der vollen Souveränetät der drei Contrahenten hier nicht die Rede von Majoritätsbeschlüssen sein kann, sondern nur von dem Satze melior est vis negantis — es war nichts beschlossen, was nicht von allen dreien genehmigt wurde.*

Das schließliche Urtheil hängt also hier lediglich von der Frage der Zweckmäßigkeit ab, und hier stehen, so viel ich weiß, Malmesbury und Vivenot mit ihrem Urtheil ziemlich allein. Von Anfang neigte der Prinz von Coburg zu der Ansicht Möllendorf's und hielt die Gegenwart der preußischen Armee am Mittelrhein für das entschieden richtige.** Drei Wochen vor der Verhandlung zwischen Malmesbury und Möllendorf hatte Thugut dem Lord Elgin erklärt, nach seiner Ansicht sei die preußische Armee nicht nach Belgien zu ziehen. Auf der Reise in das preußische Hauptquartier hatte Malmesbury den Verdruß, daß holländischer Seits der Prinz von Oranien in einer ausführlichen Denkschrift dieselbe Meinung entwickelte. Bei der Conferenz er-

* Ob insbesondere den Minister Haugwitz bei den Verhandlungen im Haag und Mastricht der Vorwurf der Doppelzüngigkeit treffe, ist eine weitere Frage. Häusser glaubt sie bejahen zu müssen, weil Haugwitz an Möllendorf schreibt, er habe bei dem concert militaire den Kriegsschauplatz nach eigenem Ermessen zu erwägen, während Malmesbury in seinem Tagebuche notirt, Haugwitz habe ihm in Mastricht gesagt, der König sei ganz einverstanden mit dem Marsche der Armee nach Belgien. Haugwitz aber hat diese Behauptung des Engländers gleich am 28. Juni in einem ausführlichen Briefe an Malmesbury bestritten, und aus der Antwort des letzteren theilt der Herausgeber nur den Satz mit, daß, wenn sie sich leider über den Sinn des Vertrages mißverstanden hätten, eine offene Erklärung besser sei als Zank über die Bedeutung der Phrasen. Es steht also Erklärung gegen Erklärung; Haugwitz ist nicht immer zuverlässig, Malmesbury nicht immer exact, und nichts ist leichter denkbar bei jenen Mastrichter Gesprächen, als das Mißverstehen einer Haugwitz'schen Aeußerung, daß der König mit dem Abmarsch einverstanden sei, wenn Möllendorf keine Bedenken habe.

** Witzleben III, 392.

lebte er mit stillem Aerger, daß der beste der damaligen englischen Generale, Lord Cornwallis, die militärischen Argumente Möllendorf's mit tiefem Schweigen unwiderlegt ließ. Im Juli schrieb Kaiser Franz an Coburg, es sei zu beklagen, daß England jenen unthunlichen Plan, die Abrückung des preußischen Heeres nach Belgien, beharrlich verfolgt habe. Vivenot wird hiernach einsehen müssen, daß nicht blos kleindeutsche Historiker Möllendorf's Abneigung gegen den Marsch nach Belgien getheilt haben. Es versteht sich, daß für den belgischen Kriegsschauplatz eine Verstärkung von 40- oder 50,000 Preußen eine sehr nützliche Sache gewesen wäre; ich will an dieser Stelle gänzlich von der Thatsache absehen, daß Thugut jedenfalls aus Belgien hinweg wollte, und die Möglichkeit einräumen, daß das Land mit jener Hülfe sich hätte behaupten lassen. Allein nun die andere Seite. Die von Möllendorf den Engländern entgegengestellte Frage, was unterdessen aus der Linie des Ober- und Mittelrheins hätte werden sollen, ist bis auf den heutigen Tag unbeantwortet geblieben. Malmesbury und Vivenot beruhigen sich bei der Erklärung des Herzog Albrecht, als Commandirenden der dortigen Reichsarmee, er sei mit Möllendorf's Abmarsch einverstanden, wenn 20,000 Mann des preußischen Heeres bei ihm zurückblieben, nämlich das im Berliner Vertrage den Oesterreichern zugesagte Hülfscorps dieser Effectivstärke, also etwa 15,000 Mann ausrückenden Standes, welche damals infolge des mangelhaften Ersatznachschubs sich thatsächlich vielleicht auf 12,000 reducirt hätten. Albrecht stand damals noch im Anfange seines Generalats, hatte vor kurzem die Genugthuung gehabt, gemeinsam mit Möllendorf die Franzosen aus der Pfalz hinauszuschlagen, hoffte von Tag zu Tag auf die Completirung der reichsständischen Contingente. Man begreift also, daß er in

bestem Glauben jene Zusicherungen gab: weniger verständlich erscheint es aber, daß heute ein Schriftsteller, dessen halbes Buch die völlige Nichtigkeit und Hoffnungslosigkeit der Reichsarmatur zum Inhalte hat, noch jenen guten Glauben zu theilen affectirt, und statt Möllendorf's richtigeres Urtheil zu loben, den alten General als Ländesverräther denuncirt. Vivenot ist es, der uns Albrecht's Klagen mittheilt, daß er (außer den Preußen) nur 36,000 Mann schlagfertiger Truppen zur Bewachung des Rheines von Basel bis Ehrenbreitstein habe, daß nach Garnisonirung der Festungen ihm nur 15,000 Mann verfügbar bleiben, daß die Ausrüstung der Festungen völlig unzulänglich sei, daß die Reichscontingente aus einem buntscheckigen, schlecht bezahlten, unbotmäßigen, mit geringen Ausnahmen unbrauchbaren Gesindel beständen, daß er sich nur auf seine Oesterreicher verlassen könnte, daß aber auch diese durch Mangel an Geld, Lebensmitteln, Chirurgen, Tirailleuren und Officieren an ihrer Feldtüchtigkeit und Energie bedeutend gelitten häteen. Diesem kläglichen Zustande gegenüber hatten die Franzosen damals 65,000 Mann im Felde und 50,000 Mann in den Garnisonen; vierzehn Tage nach jenen Verhandlungen zwischen Malmesbury und Möllendorf erhielten sie aus der Vendee 20,000 Mann Verstärkung, und die ganze preußische und Reichsarmee hatte trotz blutiger Anstrengungen* nicht Kraft genug, das Hardtgebirg gegen sie zu behaupten. Auf Möllendorf's Warnungen war dicht auf dem Fuße die traurige Bestätigung gefolgt. Der Abmarsch von 40,000 Preußen hätte schon am 13. Juli die Franzosen zu Herren des ganzen linken Rheinufers gemacht.

* Preußischer Verlust vom 2. bis 13. Juli 2000, österreichischer in den letzten Gefechten 500 Todte.

In Belgien war damals Mitte Juli die Schlacht von Fleurus geschlagen, Brüssel verloren, Antwerpen aufgegeben, die kaiserliche Armee im vollen Rückzug zur Maas. Dieser Sachlage gegenüber hat Vivenot den Muth zu sagen (I, 106): von diesem Tage (16. Juli) fing jene Kriegführung an, welche die Räumung der Niederlande zur Folge hatte!

Was in Wahrheit damals, wenn nicht anfing, so doch immer wirksamer hervortrat, war die feindselige Spannung zwischen Wien und Berlin über die polnische Frage; das Andringen Thugut's in Petersburg, Preußen sich dort nicht ausbreiten zu lassen, die Ueberzeugung Preußens, sich ebenso behutsam gegen den kaiserlichen Alliirten wie gegen den französischen Widersacher decken zu müssen. In meiner Geschichte der Revolution habe ich, ebenso wie Häusser in seiner deutschen Geschichte, im Einzelnen entwickelt, wie dieser Grund, und dieser allein es war, welcher die Kriegführung am Rheine lahm legte; wir, und ich darf es sagen, wir zuerst haben dadurch die Frage aus dem bodenlosen Gewirre der militärischen Controversen herausgehoben, die nichts entscheiden und nichts entscheiden können, weil die thatsächliche Entscheidung nicht durch die militärischen Motive gegeben worden ist. Herr v. Vivenot hat dies Alles gelesen, aber nicht ein Wort davon verstanden. Ganz stolz und vergnügt druckt er einen Haufen österreichischer Kriegsacten ab, treffliche Operationspläne, patriotische Rathschläge und lehrreiche Gutachten, vor allem aber bittere Beschwerden über die preußische Unthätigkeit und gravirende Aussagen obscurer Spione über die bedenklichsten Vorfallenheiten im preußischen Lager. Aus diesen Acten ergiebt sich dann ein wenig schmeichelhaftes Gesammtbild Preußens im ganzen und Möllendorf's im besondern, nicht blos des Zurückhaltens von jeder weit-

aussehenden Offensivoperation, nicht blos einer übervorsichtigen Conservirung der Truppen als höchsten Gesichtspunktes, sondern heimtückischer Beschädigung des Alliirten und verrätherischer Durchstechereien mit dem Feinde. Meint nun Herr v. Vivenot im Ernste, daß in Berlin Mangel an dem genau entsprechenden Materiale sei, ebenso trefflichen Operationsplänen Möllendorf's, ebenso bitteren Klagen über die österreichischen Officiere, ebenso saftigen Rapporten aus den österreichischen Quartieren? Glaubt er wirklich, es könne nicht, bei entsprechender Anwendung seines Verfahrens, zu jeder Stunde aus den preußischen Documenten von der Reichsarmee ein ebenso rosiges, ebenso actenmäßiges Gemälde geliefert worden, wie er es von der preußischen Kriegführung entwirft? Es würde leicht genug sein, dies für jeden Moment des Feldzuges im Einzelnen anschaulich zu machen; es würde vor allem leicht sein, in Vivenot's eigenen Erörterungen an dieser Stelle dieselbe Verworrenheit und Flüchtigkeit wie in den bisher besprochenen Abschnitten nachzuweisen: doch hieße es die Geduld des Lesers mißbrauchen, wollte ich Dinge discutiren, die in jedem Falle für das historische Gesammturtheil gleichgültig sind. Hätte Möllendorf zehnfach weniger geleistet als er gethan, hätte er seine Armee nicht erst am 19. October, sondern am 19. Juni über den Rhein zurückgeführt: vom englischen oder europäischen Standpunkte wäre Grund zur Klage über den tödtlichen Zwiespalt in der Coalition gewesen, der österreichische Alliirte aber, der in der polnischen Sache seit einem Jahre den offenen Angriff auf Preußens Interesse zur Schau trug, hätte damit nur am Rheine geerndtet, was er an der Weichsel selbst gesäet hatte.

Nur einen Punkt aus dem Verlaufe der kriegerischen Ereignisse will ich etwas näher in Betracht ziehen, weil er von

allgemeinerer Bedeutung ist, ich meine den Rückzug der Armeen über den Rhein.

Schon oben sahen wir, daß Vivenot die preußische Kriegführung für die Räumung der Niederlande haftbar machen möchte; in demselben Sinne sagt er von dem endlichen Abmarsch der belgischen Armee über den Rhein (II, 285): Die tiefe Erschöpfung der Truppen ließ es fernerhin nicht zu, daß mit ihnen allein fortgekämpft werde, während . . . die Möllendorf'sche Kriegskunst jede für Clerfait günstige Diversion der Kaiserlichen am Oberrhein zu verhindern wußte.

Wie verhalten sich hierzu, auch nach seinen Angaben, die Thatsachen?

Im August, wie erwähnt, war in Wien vorübergehend die Rede von einer neuen Offensive an der Maas, von einer Wiedereroberung Belgiens; Coburg verlangte dazu die Mitwirkung des englisch-holländischen Heeres und von Möllendorf die Besetzung des Hundsrück. Der preußische General übernahm die letztere, allerdings mit der ausdrücklichen Verwahrung, daß er nur so lange an diese Abrede gebunden sein wolle, als die Oesterreicher nicht von der Maas gegen den Rhein retirirten. Dagegen kam Coburg's Nachfolger im Commando des belgischen Heers, Graf Clerfait, bald mit den Engländern in Weiterungen über den Operationsplan, deren Folge eine wochenlange Unthätigkeit war — in derselben Zeit, in der zu Wien die englisch-österreichische Unterhandlung über Subsidien fruchtlos abbrach und damit für Thugut der letzte Antrieb zu belgischen Kriegshändeln hinweg fiel. Am 18. September schrieb Clerfait an Herzog Albrecht (I, 160): wenn Melas sich nicht zu Kaisersesch und die Preußen auf dem Hundsrück sollten souteniren können —

wodurch der Feind fortfahren könnte, seine ganze Macht gegen mich zu wenden, und ich gezwungen werden sollte, über den Rhein zu gehen, müßte ich dies um so mehr als das letzte Unglück betrachten, da ich kein Mittel weiß, wie sie (die Armee) allda (also auf dem rechten Rheinufer) zu verpflegen. Seine Wünsche hinsichtlich des Mittelrheins wurden erfüllt, er selbst aber wurde am 19. September an der Ourthe von Jourdan besiegt und mit einem Verluste von 2000 Mann zum Rückzug an die Roer genöthigt. Sein Heer war auch damals noch von ungefähr gleicher Stärke mit jenem des Gegners, etwa 76,000 Mann, seine Truppen durch Jourdan's Feldherrntalent zurückgedrängt, aber nicht zertrümmert und nicht demoralisirt, seine Aufstellung weder im Rücken noch in der Flanke gefährdet. Rechts von ihm stand Möllendorf dem französischen Moselheer, links York dem französischen Nordheer gegenüber, sie alle in diesem Augenblicke völlig unthätig, aber untereinander sich beobachtend, so daß gegen Clerfait weder das Mosel- noch das Nordheer die geringste Entsendung zu machen wagte. Militärisch angesehen, war dort an der Roer, wenn Jourdan weiter nachdrängte, ein neuer heftiger Kampf zu erwarten, der von hüben und drüben mit gleichen Chancen zu führen gewesen wäre. Aber im österreichischen Hauptquartier war es bereits anders beschlossen. Als am 21. die Colonnenspitzen des Feindes sich zeigten, wich die Armee unter leichten Nachtrabscharmützeln zurück, sie wich unversehrt und langsamen Schrittes, aber sie wich, bis sie am 6. October den Rheinstrom passirte und das linke Ufer den Franzosen Preis gab. Die Kämpfe vom 21. bis zum 6. hatten ihr 171 Todte gekostet; es ist klar, daß dies kein ernster Widerstand, daß es kein erzwungenes sondern ein selbstbeschlossenes Weichen war.

Herr v. Vivenot meldet hier eine tiefe Entrüstung menschlichen Gefühles an, daß mir ein Verlust von 171 Todten nicht genug des von Oesterreich vergossenen Blutes sei, und erklärt meinen Schluß für vernichtet durch die Bemerkung, daß Oesterreich binnen vier Jahren 99,000 Mann Ersatztruppen in den Schlund dieses Krieges geworfen habe — als wenn die Kämpfe an der Roer dadurch ernstlicher würden, daß viele Tausend braver Oesterreicher ein Jahr früher bei Neerwinden oder vor drei Monaten an der Sambre umgekommen sind. Er bemerkt dann an einer andern Stelle (I, 163) selbst, daß „das Unglück der kaiserlichen Waffen doch nur von secundärer Wichtigkeit für die Entscheidung" gewesen; die eigentlichen Ursachen, fährt er fort, lagen tiefer und blieben damals der großen Menge verborgen. Was nun bei ihm folgt, als Enthüllung der „eigentlichen" verborgenen Ursache, werde ich in getreuem Auszuge berichten, auf die Gefahr hin, daß kein Mensch es mir glaubt, bis er Vivenot's Text selbst gesehen. Clerfait, bemerkten wir, scheute noch am 18. September vor einem Rückzug über den Rhein zurück, weil derselbe aus dem reichen Jülicher und Cölner Lande in die viel unfruchtbareren Bezirke des Bergischen und des Westerwaldes führen mußte. Nur waren die kurpfälzischen und kurcölnischen Behörden auf dem linken Ufer äußerst träge und widerwillig für die Verpflegung der Armee, so daß diese trotz der Fruchtbarkeit des Landes Mangel litt. Dasselbe Elend, erläutert nun Vivenot, erwartete die Armee auf dem rechten Rheinufer, wenn nicht alle Vorräthe gesammelt und aus den jülicher und cölnischen Landen über den Strom geschafft werden konnten. Das österreichische Commissariat versuchte also die betreffenden Requisitionen, wurde aber darin sofort durch die Proteste von Kurpfalz und Kurcöln gestört; es war nicht

möglich, Vorräthe auf das unfruchtbare rechte Ufer zu schaffen, und folglich — der Leser ist sicher, daß folglich die Armee alle Kräfte zur Behauptung des linken Ufers aufbot, um nicht auf dem rechten zu verhungern — aber folglich, sagt S. 166 unser unvergleichlicher Autor, mußte für Clerfait „der Uebergang über den Rhein als eine dringende unausweisliche Nothwendigkeit erscheinen." Zumal er auch drüben immer wieder mit den beiden renitenten Regierungen, Kurpfalz und Kurcöln, zu thun hatte!

Also das Unglück der Waffen war nur „secundäre" Ursache. Die Schwierigkeit der Verpflegung war rechts vom Rheine schlimmer als links, also nur ein Grund gegen und nicht für den Rückzug. Was denn war dessen „primäre" Ursache? Ein kaiserliches Handschreiben vom 30. September ermahnte Clerfait das Mögliche zu thun, um den Feind zu schlagen: sollte es jedoch, setzte Franz in Voraussicht aller Möglichkeiten hinzu, wider Vermuthen zu einem weitern Rückzuge kommen, so möge Clerfait wohl erwägen, wohin er am besten zu richten sei (I, 160). Der allerhöchste Wille, wie man sieht, strebte damals dem Feldherrn nicht vorzugreifen. Clerfait selbst berichtet (I, 285) am 7. Oct. dem Kaiser: Ich habe dabei nur an das Wohl des Allerhöchsten Dienstes gedacht; dieser Rückzug im Angesichte eines zahlreichen Feindes ist ohne Uebereilung geschehen und nicht die Wirkung der Furcht gewesen. Er hielt sich nicht besiegt, er fürchtete sich nicht vor dem zahlreichen Feinde, er ging über den Rhein nicht weil er mußte, sondern weil er wollte. Sagen wir zu viel, wenn wir hier ergänzen: nicht aus militärischer Nothwendigkeit, sondern nach der Politik seiner Regierung?

Indessen hielten die Preußen und Reichstruppen, wie Clerfait es im September begehrt hatte, den Hundsrück und Kaisersesch

besetzt. Sie hatten einen Feind vor sich, dessen Truppen geringer an Zahl, aber in einer Hand, wohlverpflegt und voll von Selbstvertrauen und Kampflust waren: als jetzt nach Clerfait's Rückzug eine zweite französische Armee das Cölner Land in der rechten Flanke der Verbündeten überschwemmte, hatten diese alle Ursache, ihre Stellung zu erwägen. Möllendorf und Herzog Albrecht stellten einer dem andern um die Wette die Gefahr der Lage vor, mahnten um die Wette einer den andern kräftig einzugreifen (Vivenot I, Abschnitt 6, wo die beiderseitigen Schreiben angeführt, natürlich aber nur Albrecht's Betheuerungen für baare Münze genommen werden). Endlich am 16. erhielt Albrecht eine Botschaft des preußischen Generals, in welcher dieser auf seine Ehre verhieß, den begonnenen Rückzug auf Mainz zu unterbrechen und dem Feind eine Schlacht zu liefern — wenn die politischen Verhältnisse, setzte er am 17. hinzu, ihm den Aufenthalt auf dem linken Rheinufer verstatteten. Zwei Tage nachher, am 19., empfing er aus Berlin eine königliche Ordre, den Rhein zu passiren, und 20,000 Mann seiner Truppen nach Polen zu senden.

Vivenot begnügt sich auch hier mit dem pathetischen Ausruf: ein Ehrenwort war gebrochen, „das Verfahren Möllendorf's war moralisch schlecht." Möllendorf war, wie nicht der Bemerkung bedarf, für die königliche Ordre, die ihm die Lösung seines Wortes unmöglich machte, nicht verantwortlich: wodurch sie veranlaßt wurde, erzählt uns wieder Vivenot selbst aus den Acten in aller wünschenswerthen Naivität. Durch den Berliner Vertrag von 1792 waren Oesterreich und Preußen verpflichtet, wenn die verbündete Macht in einen Krieg verwickelt würde, ihr ein Hilfscorps von 20,000 Mann zu stellen, und wir sahen, daß ein Theil der Möllendorf'schen Armee zu diesem Zwecke von

Preußen aufgestellt worden war. Als jetzt Kosciusko's polnischer Krieg begann, der König mit 50,000 Mann nicht im Stande war, Warschau zu nehmen, vielmehr Ost- und Südpreußen durch polnische Streifschaaren beunruhigt wurden, sandte Preußen seinerseits am 9. September die Aufforderung nach Wien, Oesterreich möge nach dem Berliner Tractat ihm 20,000 M. als Hülfscorps nach Polen schicken, und erklärte, als Oesterreich dies am 9. October abschlug, dann das von ihm bisher an Oesterreich geliehene Hilfscorps gleicher Stärke für seinen polnischen Krieg verwenden zu müssen. Daß in Polen ein wirklicher, ernsthafter Krieg geführt wurde, daß seine erste Action von Polen gegen Preußen gerichtet war (Madalinski's Plünderung preußischer Cassen im April), daß im September zwei preußische Provinzen von polnischen Streifzügen heimgesucht wurden, dies alles ist unläugbare Thatsache, und daß also von Rechtswegen der im Berliner Bundesvertrag bezeichnete casus foederis vorhanden war, hat bis heute noch kein Unparteiischer in Abrede zu stellen vermocht. Wie die Nachwelt das Verhältniß Preußens und Polens vom Standpunkte moderner Sitte betrachtet, ist hierfür ebenso gleichgiltig wie die historische Frage, ob bei dem österreichischen Kriege gegen Frankreich, zu dem Preußen sein Hülfscorps bisher gestellt, Moral und Freiheit und Fortschritt den Sieg des Kaisers oder der Revolution wünschenswerth machten. Genug die rechtliche Begründung der preußischen Forderung ist unzweifelhaft. Je deutlicher diese Sachlage ist, desto eifriger sucht Vivenot sie durch eine Fluth von schimpfenden Phrasen zu verdecken: „man staunt wirklich, ruft er, vor der Größe des Sumpfes von verabscheuungswürdiger Heuchelei, Lüge und Treulosigkeit, in welchem sich die preußische Politik von damals mit Wollust bewegte.“ (II, 457).

Zu dieser moralischen Aufwallung erhebt er sich zunächst durch die Wahrnehmung, daß Lucchesini damals von dem Könige den Auftrag erhielt, den Wiener Hof zu der gemeinsamen Anbahnung eines Reichsfriedens zwischen Deutschland und Frankreich aufzufordern — ein Vorschlag, über dessen Zweckmäßigkeit sich streiten ließ, der aber offenbar weder eine Illoyalität gegen Oesterreich noch einen Abfall von Deutschland in sich schloß, und der am allerwenigsten die gegen Polen erforderlichen Rüstungen überflüssig machen konnte — sodann durch die Behauptung, daß damals, 9. September, Möllendorf insgeheim schon Friedensverhandlungen mit französischen Behörden eingefädelt hätte — wozu in Wahrheit erst Ende September der erste Schritt geschah, höchst wahrscheinlich ohne Wissen des Königs und wieder ohne allen Einfluß auf Polen. Weder das Eine noch das Andere konnte Preußen irgendwie von Deckungsmaßregeln gegen Polen entbinden: weder das eine noch das andere hat also das geringste mit dem Werthe des preußischen Hülfsgesuchs zu schaffen: und das sumpfige Wasser, welches Vivenot bei diesem Anlaß aufrührt, fällt mithin lediglich auf seinen Kopf zurück.

Es ist ganz wahr, daß Preußen, als es seine Aufforderung in Wien einbrachte, ein abschlägige Antwort voraussah und schon damals darauf gefaßt war, in diesem Falle sein Hülfscorps von 20,000 M. aus dem Rheinland nach Polen abzurufen. Demnach, so ungefähr schließt jetzt Herr von Vivenot, war das ganze nur ein wohlausgedachtes Manöver, um den eigentlichen Wunsch des preußischen Hofs, die Ueberlieferung des deutschen Rheins in französische Hände, zur Ausführung zu bringen. Er übersieht dabei nur zwei Momente, deren jedes seinen Schluß zum Gegentheil wendet: einmal, daß nach dem Mißlingen der Belagerung

von Warschau Preußen thatsächlich allen Grund hatte, seine Streitkräfte in Polen zu verstärken, und dann, daß es ganz und gar in Oesterreichs Hand lag, durch Erfüllung des Hülfegesuches die Abberufung der preußischen Truppen vom Rheine zu hindern. Freilich sagt Thugut in seiner Ablehnung am 9. October, Oesterreich sei durch die großen Anstrengungen des französischen Krieges völlig außer Stande, noch weitere 20,000 Mann nach Polen zu schicken, und es versteht sich, daß Vivenot gläubig zustimmt, was geschrieben stehe, stehe geschrieben. Er hätte hier, wie in manchen andern Fällen, lernen können, daß sogar die Lectüre der ministeriellen Depeschen einen ganz urtheilslosen Autor nicht immer zur Wahrheit führt. Er hat an dieser Stelle nicht blos die 144,000 Mann Garnisonstruppen in den Erblanden vergessen, die er selbst in seinem ersten Bande aufzählt; er hat nicht blos übersehen, daß Thugut selbst von einem (über 14,000 Mann starken) Observationscorps in Galizien redet, welches niemanden sonst zu observiren hatte als gerade die polnischen Insurgenten, also seinen Beruf keineswegs verfehlte, wenn es gegen dieselben nach Preußens Wunsch zu operiren begann: sondern er hat auch vergessen, daß bei jener kampflustigen Conjunctur im Juli und August der Kaiser den General Harnoncourt mit 20,000 Mann in Polen wirklich einrücken ließ, die von Preußen requirirten Truppen also thatsächlich an jener Grenze schlagbereit vorhanden waren. Als zu Wien im September die Luft sich änderte, wich Harnoncourt ebenso über die galizische Grenze, wie Clerfait von der Maas und Roer zurück: unläugbar ist aber, daß es weder eine militärische noch finanzielle Unmöglichkeit war, welche Thugut zu der Verweigerung des Hülfscorps bestimmte, und dadurch die Abberufung der 20,000 Preußen vom Rheine entschied. Wie

Thugut einmal seine politische Stellung genommen, war er freilich zur Bewilligung des preußischen Gesuches außer Stande; er war längst in Petersburg mit Eifer bemüht, den preußischen Wünschen hinsichtlich Polens entgegen zu arbeiten; es war also nicht zu erwarten, daß er, stehe in den Tractaten was wolle, selbst zur Unterstützung jener Wünsche 20,000 Oesterreicher ausrücken ließ. Dies ist verständlich genug; aber eben damit enthält es auch den evidentesten Beleg zu dem Satze, daß der Rhein nur deshalb an die Franzosen verloren ging, weil in der großen Allianz, die ihn zu vertheidigen hatte, Oesterreich trotz aller Vertragspflichten die polnischen Wünsche Preußens zu kreuzen suchte.

Es wird also dabei bleiben: die Feindseligkeit Oesterreichs gegen Preußen in der polnischen Sache war es, welche den Verlust des linken Rheinufers verursachte. Dies politische Verhältniß war die stete Quelle der unglücklichen Kriegsereignisse. Militärisch betrachtet, war ich bisher der Meinung gewesen, daß der Rückzug des preußischen Heeres über den Strom am 19. October die Veranlassung eines entsprechenden Weichens der Reichsarmee gewesen, und daß in dieser Hinsicht Vivenot, welcher „aus besondern Gründen" vor den politischen Momenten die Augen zudrückt, gegen Möllendorf die rührendsten Klagen anstimmte, konnte mich also nicht Wunder nehmen. Aber nach den specielleren Thatsachen, mit welchen die von ihm benutzten Acten unsere Kenntniß bereichern, ist jetzt auch jenes militärische Urtheil dahin zu modificiren, daß selbst nach dem Abzug der Preußen die Reichsarmee keineswegs geleistet hat, was sie gegenüber den lässigen und zersplitterten Maßregeln der Franzosen hätte leisten können. Nach Vivenot's Angaben (I, 288) war Coblenz und Umgegend von 22,000 Oesterreichern unter Melas und Nauendorff besetzt.

Am 22. October rückten 20,000 Franzosen (I, 300) von Bonn gegen die Mosel heran. Melas hielt einen Kriegsrath; in diesem wurde die Stellung ohne preußische Beihülfe für unhaltbar erklärt, außer vier Compagnien vom Nauendorff'schen Corps alle Truppen über die Mosel zurückgenommen, am 23. dieser schwache Posten vom Feinde geworfen, und hierauf am 24., nachdem der Feind über die Mosel hinüber zwei Stunden lang kanonirt hatte, die Einsicht gewonnen, daß mit so schwachen Kräften (22,000 gegen 20,000 Mann!) die Behauptung der Stadt nicht möglich sei. Man sieht hieraus, erklärt Vivenot ganz vergnügt, die Falschheit der Angabe, daß die Oesterreicher Coblenz ohne Widerstand geräumt hätten. Für uns Andere, denke ich, wird es hieraus eher begreiflich werden, wie Vivenot (II, 237), zu der Klage kommen konnte: „ohne Preußen, hieß es schon damals, gilt das Reich nichts und kann nichts unternehmen."

Im December behauptete dann die Reichsarmee auf dem linken Ufer noch Mainz und die Mannheimer Rheinschanze; Mainz war mit 20,000 oder 30,000 Mann (Vivenot giebt abwechselnd die eine und die andere Ziffer), die Rheinschanze mit 3000 Mann besetzt. Die Franzosen hatten (Vivenot II, 55) vor Mainz 24,000, vor Mannheim 12,000, im Ganzen in jener Gegend (II, 77) 50,000 Mann; einige Wochen später waren sie so weit verstärkt, daß vor Mainz 20,000, vor Mannheim 20,000, weiter rückwärts in Cantonnirungen 30,000 Mann standen. Nun bat Herzog Albrecht den General Möllendorf, 20,000 Preußen zu einem durch die Garnison unterstützten Ausfall aus Mainz zu verwenden, er selbst wolle dann mit 16,000 Mann südlich von Mannheim über den Rhein gehen, da er nach Abschlag der Garnisonen im freien Felde nicht mehr verwenden könne (II, 69). Der Plan

wird näher entwickelt auf S. 72: die reichsständischen Truppen sollten in den Festungen als Garnisonen zurückbleiben, die Offensivoperation nur mit österreichischen Kerntruppen gemacht werden, von welchen 20,000 zum Ausfall aus Mainz mitwirken, 16,000 bei Mannheim den Strom überschreiten, 4000 aus der Rheinschanze ausfallen, 8000 zur Besatzung von Mannheim, Philippsburg, Ehrenbreitenstein verwandt werden sollten: zusammen 49,000, sagt Vivenot, dazu die gewünschten 20,000 Preußen, hätten also noch immer eine Masse von 69,000 in das Feuer gebracht. Wir haben früher gesehen, in wie unglaublicher Weise Vivenot's Angaben über die Stärke der Reichstruppen in dieser Zeit zwischen 7000 und 30,000 Mann schwanken; andere Etats (im Hamburger politischen Journal) geben 20,000 Mann, doch mag es sein, daß jene 8000 Oesterreicher zur Sicherung der Festungen neben ihnen unerläßlich waren. Dann aber bleiben nach dem Plane selbst immer noch für einen Ausfall aus Mainz 41,000, oder für einen Ausfall aus der Rheinschanze, wenn man diesen vorzog, 25,000, vielleicht 30,000 Mann kaiserlicher Truppen auch ohne preußische Hülfe verfügbar; an jeder der beiden Stellen hatte man nur 20,000 Franzosen sich gegenüber, also eine wahrscheinlich entscheidende Uebermacht: wenn man nur seine Kräfte auf einen Punkt ansammelte und nicht nach dem Muster der Feinde auf alle zersplitterte und dadurch nutzlos machte. Allein nachdem Möllendorf die von ihm begehrte Mitwirkung versagt hatte, ging es in Mannheim wieder wie in Coblenz. Ein Kriegsrath (II, 106) erklärte einstimmig, da die Preußen nicht mitmachten, könne man nichts thun, als etwa aus Mannheim einen Ausfall mit 12,000 Mann versuchen. Ein Unternehmen mit so geringfügigen Mitteln hätte an sich wenig Aus-

sicht auf Erfolg gehabt; es wurde schließlich durch den Eisgang des Rheines verhindert, und die Rheinschanze capitulirte.

Während auf solche Art die Reichsarmee sich durch die Abwesenheit der Preußen an jeglicher Thätigkeit hindern ließ, mißlang dem Heere Clerfait's gleichzeitig die Rettung Hollands — wenn die Worte Vivenot's Recht haben, durch die Unthätigkeit der Holländer. Der betreffende Abschnitt seines Buchs bringt aus der Correspondenz Thugut's mit dem österreichischen Gesandten Pelser manche interessante Notiz über die holländischen Verhältnisse. Dahin gehört freilich nicht Pelser's oft wiederholte Klage über die Umtriebe der demokratischen Partei und die Unzulänglichkeit des Heerwesens in Holland; der Abdruck so allbekannter Dinge bei Vivenot ist Verschwendung des Papiers. Dagegen ist von Werth die Angabe, daß der holländische Großpensionar van Spiegel damals mit Pitt den Plan verhandelte, Holland und Belgien zu einem einzigen Staate unter oranischer Herrschaft zu verschmelzen, daß also das Programm von 1815 in diesen ersten Wirren des Revolutionskrieges seinen Ursprung hatte. Vivenot findet in diesem Gedanken einen neuen Beweis für die abscheuliche Treulosigkeit, mit der Oesterreich von seinen damaligen Alliirten behandelt wurde: während 30,000 Oesterreicher für die Rettung Hollands geblutet, hätte Holland sich mit dem Raube einer österreichischen Provinz zu bereichern gesucht. Er hat hier auf S. 295 bereits wieder vergessen, was er kurz vorher auf S. 272 erzählt hat, jene officielle Erklärung Pelser's an Spiegel, daß der Kaiser Belgien als eine Last für Oesterreich betrachte und das Land nur wegen seines Verhältnisses zu den Seemächten behaupten möchte; zu geschweigen der frühern Auslassungen Thugut's gegen Lord Spencer, nicht der Kaiser, sondern die See-

mächte hätten ein Interesse an der Behauptung Belgiens, der Kaiser kämpfe hier nur aus Bundesfreundschaft für die Zwecke seiner Alliirten. Nach solchen Eröffnungen ist mir, bekenne ich, ein moralisches Bedenken gegen jene Erwägungen Pitt's und Spiegel's unerfindlich.

Hört man Vivenot über die holländische Katastrophe weiter, so sollen nach seiner Meinung die englischen und holländischen Truppen für die Vertheidigung des Landes nichts geleistet und nur die österreichischen Generale guten Willen gehabt haben, aber durch die Verkommenheit der Alliirten am Erfolge gehindert worden sein. Er beklagt sich dabei bitterlich, daß die kleindeutsche Geschichtschreibung auch dieses Verdienst der Oesterreicher hartnäckig ignorire. Er rügt, daß ich die Stärke von Alvinzy's Corps, welches zur Unterstützung Hollands nach Wesel gesandt wurde, nur zu 20,000 und nicht zu 30,000 Mann angebe; ich danke für die Belehrung und wünsche nur, daß die Ziffer 30,000 nicht wieder einem effectiven Standesausweis entnommen ist, „der als solcher ein Drittel mehr angiebt, als wirklich vorhanden war." * Er klagt, daß kein Historiker die Thaten dieses Corps habe ins Licht setzen wollen; leider aber unterläßt er dann selbst diese dankenswerthe Leistung ganz und gar, so daß auch nach seinem Buche für jetzt noch die bisherige Meinung fortbestehen muß, jenes Corps habe einen Cordon auf dem rechten Rheinufer von Wesel bis Pandern gebildet, und die Vorposten desselben mit den französischen zuweilen einige Schüsse über den Fluß hinüber gewechselt, bis dann Pichegru, dreißig Meilen weiter westlich, nach harten Kämpfen die Engländer, Hannoveraner und Hessen im

* Jetzt liegt mir Thugut's eigene Erklärung vor, daß das Corps 20,000 Mann stark gewesen.

Bommeler Ward überwältigt und Holland eingenommen habe, worauf die Oesterreicher noch einige Wochen einen Cordon an der Yssel bildeten, wieder einige unbedeutende Scharmützel hatten und dann zu ihrer Hauptarmee zurückgingen. Wohl verstanden, niemand hat bisher meines Wissens dem General Alvinzy für den Verlust Hollands besondere Verantwortlichkeit aufbürden wollen. Aber ihn und seine Regierung auch in der holländischen Sache als den einzig strahlenden Tugendspiegel inmitten dieses irdischen Sündenpfuhles aufzustellen, zu diesem Unternehmen war doch nur die unerschrockene Unwissenheit des Herrn von Vivenot befähigt.

Während Holland in die Hände der Franzosen fiel, kam Thugut mit seinem gesammten politischen System zu dem verhängnißschweren Abschlusse des Petersburger Vertrags vom 5. Jan. 1795. Rußland und Oesterreich vereinten sich durch denselben dahin, daß Polen vollständig getheilt, 600 Quadratmeilen polnischen Landes, welche Preußen damals in Anspruch nahm, demselben entzogen und an Oesterreich überwiesen werden, daß ansehnliche Provinzen der Türkei an Rußland und Oesterreich fallen, daß Oesterreich für den Verlust Belgiens die Anwartschaft auf Bayern erhalten und sonst für seine Anstrengungen im französischen Kriege mit der Erwerbung Venetiens belohnt, endlich, daß Preußen, falls es sich diesen Dingen widersetzen würde, durch die Waffen der beiden Kaiserhöfe zur Fügsamkeit gezwungen werden sollte. Dieser Vertrag ist jetzt seit einer Reihe von Jahren gedruckt und, wie sich versteht, seitdem von allen Schriftstellern über jene Periode benutzt und angeführt worden. Herrn von Vivenot aber ist er eben so unbekannt geblieben wie der Text des Haager Tractats. Noch immer declamirt er, daß kein Mensch in

Oesterreich damals an den bayerisch-belgischen Tausch gedacht habe; noch immer wundert er sich darüber, daß ich auf Grund jenes Vertrags, d. h. der Erwerbung Venetiens anstatt Belgiens, Thugut den Schöpfer der modernen Weltstellung Oesterreichs nenne, noch immer vermag er für Preußens Rücktritt von der Coalition keinen andern Grund als Neid und Eigennutz und Feigheit zu entdecken. Wie, wenn Preußen im Januar 1795 ein Offensivbündniß mit Rußland geschlossen hätte, um Oesterreich die Hälfte seines polnischen Antheils im Nothfall mit gemeinsamer Waffengewalt zu entreißen und dazu noch einige große Umwälzungen der Karte Europas zu preußisch-russischem Vortheil einzurichten: würde Herr von Vivenot dann es befremdlich finden, daß Oesterreich einer solchen Gefahr gegenüber um jeden Preis den Frieden mit Frankreich gesucht, daß es durchaus keine Neigung mehr gespürt hätte, seine Truppen am Rhein für dieses Preußen bluten zu lassen, welches soeben die russischen Regimenter gegen die Ostgrenze Oesterreichs aufgeboten? Ich habe keinen Zweifel über seine Antwort auf diese Frage: sie würde lauten wie die Worte in der Fabel „ja Bauer, das ist ganz was anders." Man kennt diese in gewissen schwarzgelben Kreisen heimische Unbefangenheit, dem Hause Oesterreich als selbstverständlich zu gute zu halten, was bei jedem andern deutschen Fürsten als Landesverrath qualificirt wird. Wenn Kurfürst Moritz sich mit Heinrich II., die deutschen Protestanten mit Gustav Adolph, Friedrich der Große mit dem deutschen Kaiser und dem Könige von Frankreich gegen Oesterreich verbünden: so heißt das Bürgerkrieg und Zerreißung Deutschlands. Wenn aber Carl V. gegen die Reichsgesetze spanische und italienische Truppen in das Reich zieht, wenn Ferdinand II. große deutsche Provinzen den Spaniern anbietet, um

damit Hülfe gegen die Protestanten zu gewinnen, wenn Maria Theresia Ostpreußen den Russen, die Odermündung den Schweden, Belgien den Franzosen überlassen will, um Preußen zu erdrücken: so nennt man das Benutzung der europäischen Beziehungen Oesterreichs zur Bewahrung der deutschen Reichseinheit. So lieben es diese Herren, von dem österreichisch-russischen Januarvertrage gegen Preußen keine Kenntniß zu nehmen, um dann über Preußens Rücktritt zur Neutralität im Baseler Frieden mit sittlichem Patriotismus den Stab zu brechen.

Es ist wahr, daß die Entstehung des Petersburger Vertrages noch nicht vollständig aufgehellt ist, und es kennzeichnet mehr als alles andere die stumpfe Unfähigkeit Vivenot's, daß er, in ungehinderter Benutzung des Wiener Archives, für seine Geschichte „des Baseler Friedens" nicht vor allem nach der diplomatischen Correspondenz zwischen Wien und Petersburg im Laufe des Jahres 1794 gegriffen. Nicht weniger als Alles hängt davon ab. In Berlin kannte man weder die Einzelheiten dieser Verhandlung noch die speciellen Bestimmungen des Vertrages. Ohne zu ahnen, daß die Pläne der Kaiserhöfe und die Gefahren für Preußen so umfassend seien wie sie wirklich waren, beurtheilte man jedoch die feindselige Stimmung der beiden mächtigen Nachbarn ganz richtig, und sah sich durch die Nothwehr zum Frieden mit Frankreich geführt. Soweit das bisher vorliegende Material es erkennen läßt, hatte die österreichisch-russische Unterhandlung seit November, vielleicht schon seit October, die Wendung zu dem Januarvertrage genommen: wenn sich dies so verhält, welche Stirn gehört für einen österreichischen Autor dazu, die beiden wichtigen Ereignisse des December, die Eröffnung der preußisch-französischen Friedensverhandlung und den Beschluß des Reichs-

tages, der Kaiser möge gemeinsam mit Preußen den Frieden zwischen Deutschland und Frankreich herzustellen suchen, einen Hochverrath an dem Reiche und der Reichsverfassung zu nennen?

Ich habe schon zu Anfang dieser Blätter bemerkt, weshalb ich sie nicht bis zum Erscheinen des letzten Bandes des Herrn von Vivenot zurückgehalten habe. Die beiden vorliegenden zeigen, daß es ihm auf eine wohlgeordnete Darstellung nicht ankommt; wie er selbst die Dinge erfährt, erzählt er sie im ersten oder zweiten Bande, Früheres und Späteres, Altes und Neues frisch durcheinander; es würde also kein Opfer für ihn sein, auch im letzten Bande auf die schon erwähnten oder außerhalb seines speciellen Weges liegenden Ereignisse einzugehen. Ist es ihm nun Ernst um die Förderung der historischen Wissenschaft, will er uns wirklich belehren oder widerlegen über die Räumung Belgiens, so theile er die Correspondenz Mercy's und Thugut's mit, wenn über die Genesis des Baseler Friedens, so gebe er den Depeschenwechsel zwischen Wien und Petersburg, wenn über Oesterreichs reichspatriotische Uneigennützigkeit, so dehne er seine Forschungen auf die Acten von Leoben und Campo-Formio aus. Will er für seine eigene literarische Reputation Sorge tragen, so wird er noch ein Anderes thun: er wird dann auf eigene Schriftstellerei so lange verzichten, bis er durch mehrjähriges Studium wenigstens eine nothdürftige Bildung für diesen Zweck gewonnen hat, und sein Verdienst einstweilen in einem genauen und vollständigen und dann äußerst dankenswerthen Abdruck jener Documente suchen. Auch zur Herstellung eines solchen Urkundenbuches reicht freilich seine jetzige Befähigung bei weitem noch nicht aus: wenn er verständig ist, läßt er überhaupt nichts mehr drucken, ohne vorher einen wirklichen Kenner, deren er in Wien die be-

deutendsten und dabei aller Preußenfreundschaft unverdächtigsten finden kann, um eine gründliche Revision seiner Bogen zu bitten.

Loyaler, denke ich, kann man nicht streiten, als wenn man einem ungeschickten Gegner selbst angiebt, wo er die wirksamen Waffen zu suchen und wie er sie nach der Schwäche seines Armes zu führen hat.

Preussen und Rheinland.

Bonn, 15. Mai 1865.

Wenn heute in allen Theilen unseres Landes der Anschluß der Rheinprovinz an den preußischen Staat mit freudigem Jubel begangen wird, so geziemt es sich für die rheinische Universität, im vollsten Tone ihr Dankeswort mit der Stimme der Nation zu vereinigen. Denn wenn unter dem preußischen Scepter unsere Städte neuen Reichthum, unsere Landschaften höhere Blüthe gewonnen haben, so verdankt der Verbindung Preußens und Rheinlands diese Hochschule ihre Existenz, die Möglichkeit und den Gehalt ihres Wirkens. Heute in stumpfem Schweigen zu verharren, wäre für sie eine Verläugnung ihrer Aufgabe, ein Ausdruck niedriger Gesinnung gewesen. Heute vor fünfzig Jahren erging das erste Königswort Friedrich Wilhelm III. an die neuen Angehörigen seines Staates, und dieses Wort enthielt die Zusage der Gründung unserer Universität. Drei Jahre nachher folgte der Verheißung die Erfüllung in glänzender Weise. Im vollsten Sinne des Wortes also ist unsere Hochschule eine der ersten, und wir dürfen es sagen, sie ist eine der schönsten und wichtigsten Schöpfungen des Bundes, welcher im Frühling 1815 zwischen Preußen und Rheinland geschlossen, und nach wenigen Wochen mit dem edelsten Blute Beider auf den Fluren von Belle Alliance besiegelt wurde. Um die deutsche Gesinnung dieser hohen

Tage durch die Pflege deutscher Wissenschaft lebensfrisch in allen Gauen unseres Grenzlandes zu erhalten: dazu ist die rheinische Universität von Preußens König gegründet worden. Mit der Feier des heutigen Tages ehrt sie sich selbst und ihren großen patriotischen Beruf.

Es war eine reine und schöne Frühlingszeit, welche vor fünfzig Jahren den rheinischen Landen aufging. Ihnen war nicht bestimmt gewesen, im Befreiungskriege mit opferwilliger That Großes für das große Vaterland zu vollbringen. Vor der Fremdherrschaft waren sie zersplittert und verkommen; man kann sagen, sie waren arm an Leib und Seele geworden. Dann fielen sie den Heeren der französischen Republik als willenlose Beute zu, wurden Jahre lang verheert, geplündert, ausgesogen. Es folgte die napoleonische Herrschaft, und mit ihr die feste Ordnung eines großen Staates, aber auch die vollständige Unterwerfung unter einen schonungslosen Absolutismus fremder Zunge. Dem Rheinland hatte die Lebensluft der Freiheit gefehlt, vor 1794 in Folge der Alles lähmenden Ohnmacht seines Staatswesens, dann bis 1814 in Folge der Alles erdrückenden Allmacht seines Imperators. Das rheinische Volk hatte bis 1794 keinen Staat, dann bis 1814 hatte es kein Vaterland gehabt. Kaum, daß es unter dem Joche der napoleonischen Polizei erfuhr, was drüben auf der deutsch gebliebenen Erde geschah, wie Stein und Hardenberg inmitten der Trümmer von 1806 die Monarchie des großen Friedrich umbildeten und dadurch herstellten, wie Scharnhorst ein schlagfertiges Heer, das zugleich Linientruppe und Volksbewaffnung war, begründete, wie Fichte und Schleiermacher das unermeßliche Capital freien deutschen Geisteslebens energisch zusammenfaßten, und in den Dienst des Vaterlandes stellten, wie damit unter den

Augen einer französischen Garnison Berlin in noch viel prägnanterem Sinne die geistige Metropole Deutschlands wurde, als es zwanzig Jahre früher Weimar gewesen. Wie gesagt, von allen diesen Dingen, durch welche unter Druck und Leiden die ganze Zukunft der Nation begründet wurde, verlief sich kaum eine unbestimmte Notiz in das Rheinland. Endlich kam der Aufschwung von 1813, die Wogen seiner Begeisterung und seiner Triumphe rollten immer näher auch an unsere Ufer heran: die verbündeten Heere zogen vorwärts dem Siege entgegen, zum Rhein und über den Rhein; Paris wurde genommen, Napoleon gestürzt, auf dem Wiener Congreß Europa neu gestaltet. Die ganze Summe und Fülle dessen, was in Preußen durch sieben schwere und leidenvolle Jahre erarbeitet worden, wurde diesen Provinzen wie ein befruchtender Regen mit einem Male geschenkt. Die Wiedervereinigung mit dem deutschen Vaterland, der Eintritt in den Strom der deutschen Bildung, die Eröffnung der natürlichen Verkehrsverhältnisse, die Aussicht auf eine freie Staatsverfassung: alle diese Dinge, ein jedes allein schon von völlig unschätzbarem Werthe, machten den Beginn des Jahres 1815 für die Rheinlande zu einem Völkerfrühling ohne Gleichen in der Pracht und Fülle seiner Hoffnungsblüthen. Glücklich die Nation, deren Lebensgang solche Augenblicke vollsten Herzschlags aufzuweisen hat; glücklich die Nachkommen, welchen der Rückblick auf eine solche Vergangenheit das Gelingen der Zukunft verbürgt.

Es ist wahr, es erging jenen Hoffnungen, wie es immer einem rasch aufgeschossenen Blüthensegen in der Natur ergeht. Auch in der Politik fehlen nach einem frühen Lenz die Nachtfröste nicht; auch im Völkerleben bringen von tausend Blüthen nicht mehr als zehn Frucht. Wenige Jahre nach dem Abschluß der

Befreiungskriege waren vergangen, und eine reactionäre Strömung setzte sich in ganz Europa durch, und zog Deutschland und Preußen in ihre Richtung nach. Es zeigte sich, daß die politische Herrlichkeit, die man im Moment des auswärtigen Sieges wie im Fluge zu erhaschen gemeint, der Gegenstand neuen, schweren Ringens, der Arbeits- und Kampfespreis für mehrere Menschenalter werden sollte. In der Mitte dieser Arbeit, im heißesten Gedränge dieses Kampfes steht gerade unsere Generation; oft genug haben wir in unserer Nähe die Sorge vernommen, ob während der Dauer eines solchen Ringens eine festlich frohe Stimmung möglich sei, und dazu die höhnische Frage der Nachbarn, ob denn wirklich dem Rheinland die Vereinigung mit Preußen trotz aller Wirren noch jubelnswerth dünke. Die Antwort ist, wie ich meine, sehr einfach, ebenso einfach für die liberale wie für die conservative Partei. Ueber die Einrichtung des besten Staates kann man sehr verschiedener Meinung sein: aber wer nach politischer Freiheit begehrt, muß ein politisches Gemeinwesen doch erst *haben*, wer gesetzlichen Einfluß der Nation auf die Lenkung des Staates fordert, bedarf dazu vor Allem der *Existenz* eines Staates. Zu einer staatlichen Existenz aber ist das Rheinland erst durch die Verbindung mit Preußen gekommen. Nicht unter der Fremdherrschaft, nicht unter dem alten Régime gab es hier eine Möglichkeit der *politischen* Freiheit. Die Unterthanen Napoleon's durften schlechthin keinen politischen Gedanken haben als den ihres Kaisers; die Unterthanen der alter Kurfürsten und Reichsritter hatten überall keinen politischen Gedanken. So brachte das Jahr 1815 diesem Territorium zum ersten Male den höchsten Segen, den es in irdischen Dingen gibt, die Theilnahme an einem zur Freiheit fähigen Staate. Zum ersten Male seit Jahrhunderten

brachte das Schicksal die Rheinländer wieder in die Lage, hohe politische Güter in das Auge fassen, für den sittlichen Gehalt einer Staatsverfassung kämpfen, durch Arbeit für die großen Fragen eines großen Gemeinwesens das eigne Innere veredeln zu können. Preußen ist in Deutschland und in Europa so gestellt, daß es in gleichem Maaße der beiden Dinge bedarf, die sich nur zu häufig auszuschließen scheinen, einer starken Einheit und einer starken Freiheit. Soll es leben, und vollends soll es wachsen, so muß es zugleich einen kräftigen Herrscher und eine öffentliche Meinung, zugleich militärische Macht und parlamentarische Verhandlung haben. Für die Durcharbeitung eines solchen Problems sind fünfzig Jahre eine kurze Spanne Zeit, und wenn die Aufgabe auch heute ihre volle und bleibende Lösung noch nicht gefunden hat, so ist doch der Gedanke der politischen Freiheit nicht einen Augenblick von der Tagesordnung Preußens gekommen. Er ist, in gleichem Maaße wie die Ehrfurcht vor der Krone, unvertilgbar im Fleisch und Blut unseres Staates; er gehört unerläßlich zu der Luft seines Daseins, zur Nahrung seiner Stärke, zum Lebensodem seines Wachsthums. Es wäre gerade für die liberale Partei eine Verleugnung ihres Selbst und ihrer Sache, wenn sie nicht freudig in den Jubel des heutigen Festes einstimmen wollte.

Die rheinischen Lande vor 1794 hatten keinen Staat. Oder, da sie äußere Staatsapparate, Obrigkeiten aller Art, gerade in unendlicher Fülle besaßen, sie hatten, wenn ich mich eines Ausdrucks unseres Rheinweinliedes bedienen darf, Gewächs sieht aus wie Staat, ist's aber nicht. Auf dem Boden, der heute unsere fünf Regierungsbezirke bildet, gab es Stücke von drei Kurfürstenthümern, gab es drei Herzogthümer, zwei Reichsstädte, eine

Menge reichsunmittelbarer Grafschaften und halb souveräner reichsritterlicher Gebiete. In jedem der größern Fürstenthümer existirten Prälaten, Stifter, Klöster, Ritter und Städte mit mannichfaltigen Hoheitsrechten, politischen Privilegien, verschiedenartigen Behörden. Nun ist es ein altes Wort: ein Schiff von sechs Zoll Länge ist kein Schiff, denn kein Mensch kann darauf fahren. Und es ist ebenso wahr: ein Staat von sechs Quadratmeilen Größe ist kein Staat, denn kein Mensch wird dort aus der Sphäre des engsten Privatinteresses zu den sittlichen Gesichtspunkten eines nationalen Gemeinsinns emporgehoben. Es versteht sich, dort wie überall gab es neben vielem Unwürdigem auch manches Gute; es gab wohlwollende Regenten, zufriedene Bürger, behaglich fortlebende Bauern. Wie heute wurden die Diebe verfolgt und die Mörder hingerichtet, eine löbliche Polizei beaufsichtigte wie heute die Wirthshäuser und die Vagabunden. Allerdings hatte die Ergreifung großer und kleiner Uebelthäter stets ihre Schwierigkeit, wo die Grenze überall nur eine Stunde weit entfernt war: ein cölnischer Kurfürst verbot einmal aus sehr moralischen Gründen den Bauern das Tanzen, mußte aber nach wenigen Jahren das Gesetz mit der Bemerkung zurücknehmen, die Bauern hätten seitdem jeden Sonntag im Ausland getanzt — und wie die Tanzlustigen machten es die Bettlerschwärme, die vor den trierschen Landjägern in das Ritterschaftliche, und wenn es galt, an demselben Tage in das Rheingräfliche oder Hessische retirirten, und dort ohne besondere Ermüdung sich schlafen legten. Bei dieser Winzigkeit der Verhältnisse konnte eine ganze Reihe wichtiger Staatsaufgaben gar nicht gestellt werden, und es war kein Wunder, daß sich der Sinn dafür bei Regierenden und Regirten allmählich ganz verlor. Dahin gehörte vor Allem die Landesvertheidigung und die nationale

Selbstständigkeit nach Außen. Wohl unterhielt Kurcöln ein Regiment Infanterie und eine Schwadron Husaren, und das trierer Jägerbataillon hatte durch günstige Einflüsse sich mit Recht den Ruf einer musterhaften Truppe erworben. Desto kläglicher sah es in Stadt Cöln und Aachen, in Jülich und Berg in militärischer Hinsicht aus: Carl Theodor von Pfalzbayern hatte ungefähr so viele Officiere wie Soldaten in seinem Dienst, der Fürst von Neuwied aber besoldete ein Armeecorps von sechzehn Mann, die er zugleich als Spinner und Gartenarbeiter ökonomisch zu verwerthen wußte. Dem entsprach es, daß die Mehrzahl dieser kleinen Fürsten ein Jahrhundert lang in festem Solde des französischen Hofes stand, und allen Winken desselben ohne Rücksicht auf Deutschlands Gesammtinteresse folgte. Es hatte also guten Grund, daß Napoleon schon 1796 bemerkte, man müsse das heilige Römische Reich erfinden, wenn es glücklicher Weise nicht schon existirte. In demselben Sinne ereiferte sich noch vor Kurzem in der französischen Kammer Thiers gegen die französischen Diplomaten von 1815, weil sie damals die Einverleibung dieser Grenzlande in den wehrhaften preußischen Staat nicht zu hindern gewußt hätten. Auf unserm Standpunkte werden wir den umgekehrten Schluß zu machen haben. Auch wer bei den heutigen Rechts- und Finanzhändeln über unser Heerwesen mit dem Ministerium nicht gleicher Ansicht ist, wird dem Himmel danken, daß die preußische Wehrkraft auf unserem Boden feststeht, daß das heilige Römische Reich hier nicht mehr existirt, und daß es hoffentlich weder von Thiers noch anderwärts wieder erfunden werden wird.

In einem bedeutenden Gemeinwesen treten einem Jeden die Interessen der Andern, die Interessen der Gesammtheit mit massiver Deutlichkeit vor die Augen. Der Kurzsichtigste kann sie nicht

verkennen, der Selbstsüchtigste fühlt ihre Bedeutung, der Eigensinnigste muß sich ihrem Gewichte fügen. Bei jeder Frage gibt es eine Menge persönlich Unbetheiligter, die mit unbefangenem Urtheil die Bedürfnisse der Gesammtheit würdigen, und bereit sind, den habgierigen Egoisten nachdrücklich zur Ordnung zu verweisen. Dabei erweitert sich mit dem Umfang des Staates auch der intellectuelle Gesichtskreis eines Jeden, unaufhörlich strömen aus der inländischen Gemeinschaft selbst mannichfaltige Bildungselemente und Fortschrittsimpulse auf jeden Bürger ein, und der gesteigerte Verkehr belehrt mit praktischer Eindringlichkeit einen Jeden, daß nicht die Uebervortheilung, sondern das Gedeihen seines Nächsten in seinem eigenen Interesse liegt. Je mannichfaltiger aber und fruchtbarer die gegenseitigen Beziehungen werden, desto kräftiger tritt auch das Bedürfniß gesetzlicher Ordnung und allherrschenden Rechtes hervor. Ein Einsiedler mag hausen wie sein Gelüste begehrt, eine Dorfgemeinde kann trotz liederlicher Wirthschaft ein Jahrhundert lang fortvegetiren; aber eine große Staatsgemeinschaft geräth in einem Menschenalter in Auflösung, wenn sie sich nicht unter eine durchgreifende und straffe Herrschaft des Rechtes stellt. Das also ist der vielfache Segen eines großen Staatswesens. Sein bloßes Dasein kräftigt den Gemeinsinn, Freiheitssinn, Rechtssinn; die Abwendung vom Egoimus zum Gesammtwohl, die ja auch die kleinste Obrigkeit von ihren Unterthanen fordert, wird durch die Natur des großen Staates unterstützt und des kleinen erschwert. Wo die Gesammtheit winzig unbedeutend ist, hat der einzelne Machthaber geringen Antrieb sie zu respectiren. Wo eine selbstsüchtige Lust nur drei oder zehn Nachbarn schädigt, setzt sich der Eigennutz über Gewissensbisse und Widerstand leichter hinweg, als wo das Wohl von Millio-

nen auf dem Spiele steht. Wo der Staat so groß ist wie eine Feldmark, kann man sich nicht wundern, wenn die Regierung den politischen Gesichtskreis eines Dorfschulzen hat, und ihr Patriotismus Aehnlichkeit mit der Liebe des Wollzüchters zu seinen Schafen annimmt. Der Zustand braucht deshalb nicht gleich ein brutaler und abscheulicher zu werden; im Gegentheil, nicht selten zeigt er wenigstens auf der Oberfläche ein patriarchalisches Einverständniß zwischen bevormundender Fürsorge der Regenten und genügsamer Trägheit der Unterthanen. Die durchschnittliche Regel ist eine behagliche Indolenz aller Theile, ein auf seine Beschränktheit stolzes Philisterium, ein bitterer Haß gegen alles Fremde und Neue, ein bequemes Vergessen von Regel und Ordnung, an deren Stelle die gegenseitige Gefälligkeit auf Kosten der gerade Mißliebigen und Freundlosen tritt — und in Folge von alle dem ein steifes Fortleben in der überlieferten Gemüthlichkeit, das, wie sich versteht, zuletzt zu tiefer Verarmung und Verdummung Aller führen muß.

Sehen wir zu, wie weit die rheinischen Einrichtungen vor 1794 es auf diesem Wege gebracht haben.

Die geistige Bildung eines Volkes, die wichtigste Grundlage für Wohlstand und Freiheit, nährt sich bei unsern Nationen aus den drei Quellen des Unterrichts, der Literatur, des Verkehrs. Mit den Schulen stand es vor 1790 in den rheinischen Landen wie mit den Staaten: der äußere Apparat war erstaunlich groß, die wirksame Leistung erstaunlich gering. In den Grenzen der heutigen Rheinprovinz gab es nicht eine, sondern vier Universitäten. Die Stadt Cöln besaß drei Gymnasien, dreißig Silentien als Vorbereitungsanstalten für dieselben, zweiundzwanzig Pfarrschulen, elf Stiftsschulen, eine wechselnde Anzahl von Privatschulen. Aber

ihre Universität, bemerkt Perthes mit Recht, erschien eines Theils als kirchliche Anstalt, deren Kanzler, der Dompropst, auf das Strengste die Rechtgläubigkeit aller Docenten überwachte, andern Theils als reichsstädtische Zunft, unter der Inspection von vier Bürgermeistern, die nur sehr selten einen Nichtcölner auf einen Lehrstuhl eindringen ließen. Der Gymnasialunterricht beschränkte sich im Wesentlichen auf Sprech- und Gedächtnißübungen in einem wenig classischen Latein. Auf der Bonner Universität gab es Jahre lang nur einen Professor der Theologie, exegetische Collegien über griechische Classiker wurden nur auf Verlangen gelesen; einzig in der Medicin und Jurisprudenz hatte man tüchtige Docenten, deren bedeutendster sich übrigens einmal veranlaßt fand, einer Anzahl seiner Collegen den Vorhalt zu machen, es sei eine Schande, daß die öffentlichen Lehrer der Universität keinen fehlerfreien deutschen Aufsatz liefern könnten. Was den Volksunterricht betrifft, so sprach es 1783 der letzte Kurfürst von Trier, ein sächsischer, an dortige Schulzustände gewöhnter Prinz, in öffentlicher Verfügung aus, daß sich die Dorfschulen seines Staates in einer die Menschheit abwürdigenden Verfassung befänden. Es dauerte dann volle drei Jahre, bis er die kleine Summe von 12,000 Thlr. zur Verbesserung derselben aufzutreiben vermochte, und ehe sein wohlgemeintes Streben irgend einen Erfolg erzielte, brach die französische Occupation über das Land herein.

Die deutsche Literatur, welche in jener Zeit sich in der reichsten Blüthe ihrer Classicität entfaltete, wurde von dem größten Theile des Rheinlandes durch die Censur der geistlichen und weltlichen Obrigkeit fern gehalten. In Stadt und Erzstift Cöln gab es sieben Buchläden, sechs in Cöln, einen in Bonn; kein Ballen durfte ausgepackt werden, ehe die Behörde sich überzeugt hatte,

daß nichts Sitten- und Religionsgefährliches darin enthalten sei, und in welchem Sinne diese Prüfung ausgeführt wurde, zeigt z. B. der Vorfall, daß ein Cölner Censor Rapp's Naturgeschichte confiscirte, weil alle Bücher, auf deren Titel das Wort Natur vorkäme, höchst schädlich seien. Kein trierer Student durfte ein Buch kaufen, ohne die Erlaubniß dazu von seinen Vorgesetzten eingeholt zu haben. In Coblenz vermochte sich lange Jahre kein wirkliches Buchhändlergeschäft wegen der Strenge der Censur zu halten; der literarische Markt war dort ausschließlich in den Händen der Buchbinder. In Bonn erschien zur Zeit der kurfürstlichen Universität zuweilen ein durchreisender Händler und versorgte die Professoren mit Leipziger oder Hamburger Verlagswerken, die man sonst am Rhein nicht haben konnte. So waren Lessing und Herder, Goethe und Schiller, Kant und Heyne unbekannte Namen am Rhein. Der Geschmack des rohern Publikums, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, sind Gebetbücher nach altem Schrot und Korn, Eulenspiegel u. dgl., und der Geschmack des feiner sein wollenden verrottete Juristen und Theologen; schöne Wissenschaften und was sonst nicht zu den Brodstudien gehört, sind das Eigenthum des kleinsten Theils der Leser in der heiligen Stadt Cöln.

Im vorigen Jahrhundert war, wie jeder weiß, der Verkehr zwischen den verschiedenen Ländern und Landestheilen in jeder Hinsicht viel geringer als jetzt. Der Rhein, der heute in höherm Maaß wieder geworden was er einst im Mittelalter gewesen, eine Hauptader des Weltverkehrs, war damals todt in Folge seiner politischen Zustände. Wer von Bonn nach Bingen zu Lande fuhr, hatte elfmal eine Staatsgrenze zu passiren, vorausgesetzt, daß er überall eine passirbare Fahrstraße fand. Die Rhein-

schiffe hatten von Germersheim bis Arnheim sich mit vierundzwanzig Zollstätten abzufinden, deren jede nach ihrem eignen dem Publikum unbekannten Tarif verfuhr, so daß ein Fuder Wein auf jener Strecke in der Regel nicht weniger als dreißig Thaler Zoll erlegen mußte. Es war begreiflich, daß unter solchen Verhältnissen die Schifffahrt zu völliger Geringfügigkeit herabsank, daß im Jahresdurchschnitt etwa sechshundertfünfzig Fahrten zu Berg und eben so viele zu Thal gemacht, und damit an Waaren nicht ganz zwei Millionen Centner befördert wurden.

So lebten unsere kleinen Territorien, wenn ein Dasein in Wahrheit Leben genannt werden kann, welchem jede Berührung mit großen nationalen Interessen, jeder Wellenschlag geistiger Bewegung, jeder Austausch mit naher und ferner Umgebung fehlte. An keiner Stelle reichte der Blick über das Hergebrachte hinaus in die Zukunft; überall war man in die Enge der kleinsten selbstsüchtigen Existenz eingerostet; ohne ein Bewußtsein von einer bessern Möglichkeit, schlenderte man in der kümmerlichen Gewohnheit fort. Während damals in England, Frankreich und dem deutschen Norden Staat und Literatur und Vereinsthätigkeit die umfassendsten und erfolgreichsten Anstrengungen zur Hebung des Ackerbaues machten, blieb man hier in der fruchtbaren niederrheinischen Ebene völlig gelassen bei den stumpfsten und trägsten aller Culturarten, der Zweifelderwirthschaft. An unsern Bauern gelangte aber von keiner Seite ein Impuls zum Fortschritt. Von den Resultaten der wirthschaftlichen Agricultur erfuhr er nichts; für einen gesteigerten Ertrag hätte er keine weitere Absatzquelle gefunden. Die natürlichste Anlage eines reichern Gewinns, der Erwerb größeren Grundeigenthums, war ihm so gut wie unmöglich, da mehr als die Hälfte des Areals in der festen Hand des

Clerus oder der Ritterschaft lag. Dazu kam, daß diese einer ganzen oder halben Steuerfreiheit genossen, und die Lasten des Staates fast ausschließlich von der niedern Classe getragen wurden: woher hätte in diesen Verhältnissen für den Bauern der Trieb und Eifer zu vorandrängenden Versuchen kommen sollen? Es ist traurig, berichtet ein Trierer Klostervisitator, wie es mit den Einkünften unserer Klöster aussieht; Bodenflächen, welche fünfundzwanzig Malter mit Leichtigkeit liefern könnten, bringen im Jahresdurchschnitt fünf.

Nicht besser war es mit dem städtischen Gewerbe in den wenigen Orten bestellt, die den Namen einer Stadt nach der Lebensweise ihre Bewohner in Wahrheit verdienten. Das Handwerk lag in den Banden eines strengen Zunftzwangs, über dessen Erhaltung die Berechtigten mit der höchsten Eifersucht wachten. Wie weit diese monopolistischen Privilegien ausgedehnt wurden, zeigt z. B. eine bergische Verordnung von 1777, welche den Solinger Messerschmieden verbot, ihre Waare auswärts selbst zu versenden, und weiter anordnete, daß sie gewissen privilegirten Kaufleuten die Waare sechs bis zehn Procent billiger als allen andern ablassen, und das Material für ihre Arbeiten schlechterdings nur bei jenen kaufen sollten. Man sieht, mit welch dreister Stirn die gute alte Zeit die Ausbeutung der Arbeiter durch das Capital zu üben verstand, und mit wie geringem Recht diese nur durch die Freiheit zu heilenden Mißbräuche heute von Feudalen und Socialisten ein Erzeugniß der freien Concurrenz genannt werden. Die eigensüchtige Gesinnung, welche in Solingen den Staat benutzte, um sich durch die geknechtete Arbeit des Nachbarn zu bereichern, suchte anderwärts ihren Vortheil, indem sie dem aufstrebenden Arbeiter zu arbeiten verbot. Als in Cöln im Jahre

1787 die protestantischen Einwohner gewisse kirchliche Zugeständnisse vom Stadtrath erlangten, erhob sich die zünftige Bürgerschaft in heftigem Tumult: man wisse, es komme den Protestanten weniger auf Kirche und Schule, als auf freies Gewerbe und freien Handel, und dann auf Bürgerrecht und Amtsgewalt an; wenn die Bürgerschaft es litte, so würden ihre durch diese Concurrenz geschädigten Kinder sie verfluchen, die Bürgerschaft fordere Einen alten Glauben und Ein altes Geld. Trotz wiederholter kaiserlicher Dazwischenkunft mußten die Concessionen zurückgenommen werden. Daß jeder Einzelne gedeiht, wenn jeder Fleißige freie Befugniß zu Arbeit und Erwerb besitzt, davon hatten die Bürger der ersten Rheinstadt jedes Bewußtsein verloren. Und wie grell lagen doch die Folgen dieser Verhältnisse zu Tage! Die Zahl der Häuser war auf 8000 herabgegangen, und der Werth der Wohnungen stand so tief, daß Häuser, die in diesem Jahrhundert für 30,000 Thaler verkauft worden sind, damals für 1800 feil waren. Die Zahl der Einwohner war auf 42,000 gesunken; unter diesen gab es nur 6000 wirkliche Bürger, d. h. Männer, die sich von Handel oder Handwerk nährten, daneben aber eine flottirende Bettlerbevölkerung, deren Zahl von dem Einen auf 10, von dem Andern auf 20,000 geschätzt wurde. Anstatt durch stramme und scharfe Arbeit vorwärts zu kommen, liebte man es, eine ärmliche, aber bequeme und mit den üblichen Vergnügungen ausgestattete Lebensweise fortzuführen. Kurfürst Max Franz setzte 1782 die Gebühren für die Erlangung des Meisterrechts in seiner Residenzstadt Bonn auf die Hälfte herab; es gibt kein Document, welches die Gesinnung jener Zeit so charakteristisch erkennen läßt, wie die eifrige und gefühlvolle Remonstration aller löblichen Zünfte unserer Stadt gegen jene Ver-

fügung. Sie schildern, wie so mancher Lehrjunge keine Lust mehr haben würde, Geselle zu werden und zu bleiben, wenn er auf leichtere Art Meister werden könnte. Ja noch mehr, wie viele Bauernbursche, die bisher keine Hoffnung zur Meisterschaft sich machen durften, werden sich in eine Zunft drängen, um in der Stadt bequemlicher zu leben. Dann werden der Meister so viele sein, daß die Mehrzahl derselben betteln müsse. Wir aber, fahren sie fort, sind von der Milde Deines Vaterherzens überzeugt genug, daß wir wissen, wie sehr Du wünschest, solche Bürger zu haben, welche durch Fleiß und schwere Arbeit so viel auflegen können, daß sie vermögen, auf einen oder den andern Ruhetag die einem Jeden eingepflanzte Begierde zum Vergnügen verhältnißmäßig zu befriedigen. Wir sahen Dich ja zu Endenich, wie Du einen guten Theil der daselbst, um zur wartenden Arbeit neuen Muth und Kräfte zu sammeln, verbrüderten Handwerker, nicht mit ernster Stirn verscheuchtest, sondern mit heiterer Miene ermuntertest. Wir beobachten, wie Du im Schauspiel (welches Du um die Erholungsstunden der Geschäftigen und die Geschäftslosigkeit der Müßiggänger nicht zu beschämen, selbst besuchst) Dein Wohlgefallen an der Menge der Zuschauer und Dein Mißvergnügen an der Wenigkeit derselben nicht verbergen kannst. Lauter edle Züge Deiner Fürstenseele, welche sich zum Beruf gewählt hat, Deine Unterthanen in solche Verhältnisse einzutheilen, daß ein Jeder das ihm angeborne Recht zum standesmäßigen Vergnügen ausüben könne.

Die Naivität, mit der hier als der Beruf des Staatsoberhauptes das standesmäßige Vergnügen des privilegirten Volkes bezeichnet wird, bildete in der That den Grundton des damaligen öffentlichen Wesens. Man bedarf keiner weitern Aufschlüsse, um

zu begreifen, wie derselbe Volksstamm, der als ein Theil des preußischen Staates heute durch industriellen Fleiß, lebhaftes Bildungsstreben und politischen Freiheitssinn in reißender Progression seinen Reichthum steigert, damals, trotz eines dreißigjährigen Friedensstandes, in immer tieferer Armuth und geistiger Dumpfheit stagnirte. Wo das Vergnügen als das wichtigste der angeborenen politischen Recht proclamirt wird, da wird auch umgekehrt das politische Recht zum Vergnügen des Inhabers, und nicht zum Wohl des Ganzen und im Dienste des Gesetzes verwandt. Wie die Zunftmeister, wegen der natürlichen Begierde zum standesmäßigen Genusse, das angeborene Arbeitsrecht der Bauern und der Gesellen beseitigten, mit derselben Gesinnung weigerte der Clerus und Adel nach seinem standesmäßigen Privileg die entsprechenden Beiträge zu den öffentlichen Lasten, und beuteten die Beamten, die Stände und die Wähler ihre Rechte in unbefangener Oeffentlichkeit zu ihrem Privatnutzen aus. Bestechlichkeit und Bestechung war überall an der Tagesordnung. Wer im Bergwesen ein Muthung haben wollte, mußte vorher vier Behörden bezahlen; jede Erhebung eines Rheinzolls war ein langwieriger lärmender Handel zwischen Schiffer und Zöllner; der Bürger der Reichsstadt verkaufte seine Stimme bei der Rathsherrenwahl für einige Flaschen Wein, und die Domherren des Erzstifts erhielten nach der Ernennung des letzten Kurfürsten von dessen kaiserlichen Mutter jeder 8000, 10,000, 12,000 Thaler. Niemanden war das verborgen; niemand wußte es anders. Es gehörte zum standesmäßigen Vergnügen; die nicht standesmäßigen Leute hatten keine Stimme. Das Gemeinwesen stagnirte ebenso wie die Industrie, der Handelsverkehr und der Unterricht.

Ueber diese idyllischen und faulenden Zustände ergoß sich

nun der Strom der französischen Revolution. Mit einem Schlage wurden alle jene standesmäßigen Besonderheiten zertrümmert; geistliche und weltliche Fürsten, Adel und Prälatur, Stadträthe und Zünfte wurden hinweggefegt. Es war keine Rede mehr von Steuerexemtionen, Binnenzöllen, Kirchengütern und Rittersitzen; die Lande ohne Unterschied wurden dem großen Körper des neuen Weltreichs verschmolzen, und mit absolut durchgreifender Kraft verkündete ihnen die napoleonische Gesetzgebung die bürgerliche Gleichheit und die Freiheit des Gewerbes und Grundbesitzes. Es war ein Uebergang von der höchsten Plötzlichkeit und Gewaltsamkeit, der in alle Verhältnisse breite und blutige Wunden hineinriß, ein halsbrechender Sprung, von dem alle Glieder schmerzten, aber doch ein Sprung von todten Steinklippen auf fruchtbaren Nahrungsgrund. Man lag unter dem Gebote eines ausländischen Despotismus, aber die große Masse der Menschen fand sich zunächst durch dessen Befehle in den ersten Bedingungen des Daseins, in Arbeit und Erwerb befreit. Was sie eingebüßt hatten, das Vaterland, hatten sie auch früher nur dem Namen nach besessen: was sie empfingen, die sociale Unabhängigkeit, war ihnen ein köstlicher Gewinn. Wesentlich galt dies von der bisher am tiefsten zurückgesetzten Classe, den Bauern. Die Gütermasse der todten Hand und der adligen Immobilien waren in den allgemeinen Verkehr geworfen worden; die Verbindung mit dem weit ausgedehnten Kaiserreich eröffnete neue halb Europa umfassende Absatzwege; trotz Steuerlast und Conscription gediehen die Bauern, kamen vorwärts und gewannen im neuen soliden Reichthum ein starkes, unvertilgbares Selbstgefühl. In geringerem Grad kamen die Verbesserungen der neuen Zeit den Städten zu Gut. Sie büßten zunächst die bequemen Vortheile und die

standesmäßigen Vergnügungen des kleinen Residenzwesens ein; sie waren nach der bisherigen Lebensgewohnheit entfernt noch nicht im Stande, diesen Ausfall durch industrielle Production selbstthätig zu ersetzen, und wenn allmählich einige Fabriken unter dem Schutze des Continentalsystems entstanden, so wurde dieser Nutzen doch bei Weitem durch den tiefen Nachtheil der gewaltsamen Abtrennung von dem nichtfranzösischen Europa überwogen. Dazu kam der unheilbare sittliche Schaden, welchen jedes Volk durch die Trübung seiner Nationalität erleidet. Das geistige Dasein des Menschen verkümmert, wenn der Ausdruck desselben, die Sprache, verkümmert wird; es ist, im vollen Sinne des Worts, ein Schaden der Seele, wenn, wie es hier geschah, ein fremdes Idiom zur Geschäfts- und Unterrichtssprache erhoben, und der angeborene Laut durch Hinwegweisung aus Bildung und Staat entadelt wird. Und endlich, so einsichtig in den meisten Fällen die kaiserliche Administration verfuhr, so rasch das napoleonische Gerichtsverfahren die Zuneigung des Volkes gewann, so wohlthätig nach dem schlottrigen Wesen der letzten Jahrhunderte eine stramme Durchführung der gesetzlichen Ordnung war: so entscheidend ist für die Verurtheilung des damaligen Kaiserreichs die eine Thatsache, daß es an keiner Stelle der politischen Selbstbestimmung, nicht für die Gegenwart und nicht für die Zukunft, die Stätte bereitete. Die Presse war todt, der Unterricht militärisch ordonnanzirt, die Gemeinden in vollständiger Abhängigkeit, die Polizei konnte auf beliebige Zeit einsperren wen sie wollte, der Senat und der gesetzgebende Körper waren nichts als Maschinen zur officiellen oder populären Redaction der kaiserlichen Befehle. Es war kein Wunder, daß trotz der Beseitigung des alten Feudalwesens das rheinische Volk kein Herz zu der französischen Re-

gierung faßte, sondern unter dem wachsenden Drucke der Kriegslast von Jahr zu Jahr sein Mißvergnügen steigerte. Als der russische Feldzug der napoleonischen Macht den ersten Stoß versetzte, erhoben sich die Bauern und Fabrikarbeiter im Bergischen zu einem lebhaften, blutig unterdrückten Aufstand. Als der Sieg von Leipzig die Franzosen für immer aus den eroberten Provinzen verjagte, ging der Jubel der Befreiung hier wie im deutschen Osten vor den Siegern her. Noch heute lebt manche Frau, welche damals die einziehenden Kosaken mit Blumen und Kränzen geschmückt, noch heute ehren wir manchen rheinischen Veteranen, der sich mit patriotischer Begeisterung den preußischen Landwehrbataillonen angeschlossen hat.

Aus dem französischen Kaiserreich traten die Rheinlande in die preußische Monarchie hinüber. Wie war dies Gemeinwesen damals beschaffen, als unsere Provinz ihm eingefügt wurde?

Preußen war durch seine Könige gegründet, und aus Zuständen emporgehoben worden, welche hundert Jahre früher in ganz Deutschland volle Aehnlichkeit mit den rheinischen gehabt hatten. Aus ihnen hatte sich dort ein Staat entwickelt, fest geschlossen, wehrkräftig, von einem einzigen Willen beherrscht, der aber in allen Stücken auf das Gesammtwohl und das Wohl Aller gerichtet war. Auf dem so gefesteten Grunde hatte der mächtigste und ruhmreichste seiner Könige nach souveränem Entschlusse die beiden elementaren Freiheitsrechte proclamirt, welche damals noch eine Seltenheit in Europa waren, die Freiheit des religiösen Bekenntnisses und die Unabhängigkeit der Rechtspflege. Ein halbes Jahrhundert später fügte der größte unserer Minister dazu die Freiheit des Gewerbes und des Grundbesitzes, und die

ersten Fundamente der Selbstverwaltung, die Städteordnung und die Landwehrverfassung. Den Sieg nach Außen bereitete man vor durch Kräftigung und Erfrischung der geistigen Bildung; wenige Wochen nach der ersten Einnahme von Paris eröffnete man dem Lande die Aussicht auf ein gemeinsames System der Zölle und der Handelsgesetze, und gleichzeitig mit der Besitznahme unserer Provinz erfolgte am 22. Mai 1815 die feierliche Verheißung einer reichsständischen Verfassung.

In diesen Sätzen ist die Signatur des preußischen Staates und die Richtung seiner Lebensbahn gegeben. Ein großes einheitliches Gemeinwesen, von der Macht der Krone wie von einem festen Reife zusammen gehalten. Ein weiter geordneter Boden, weit genug, um in seinen Bewohnern thätigen Gemeinsinn und schöpferischen Patriotismus zu erzeugen, und jedes Wachsthum desselben durch stufenweise Entwickelung der politischen Freiheit zu belohnen. Ein Staat, dem es nicht möglich ist, sich von dem Boden religiöser Unabhängigkeit, freier Wissenschaft und deutschen Culturlebens zu entfernen, stark genug, alle seine Angehörigen in dem Strom dieser Gesinnung zu vereinigen und vorwärts zu führen. Eine Politik, welche in den materiellen Grundlagen des Daseins dem Wohlstand durch Arbeits- und Handelsfreiheit die Bahnen zu öffnen versteht, und zum ersten Male seit einem Jahrtausend nicht blos den eignen Staat, sondern ganz Deutschland zur ökonomischen Ebenbürtigkeit mit allen Nationen der Erde geführt hat.

Wie immer in menschlichen Dingen vollzieht sich eine so umfassende Entwicklung langsam, unter Widerspruch und Kämpfen, unter momentanem Stillstand, mannichfachen Ausbeugungen, partiellen Rückschritten. Auch heute ist schlichte Wahrheit besser als

gespreizte Uebertreibung. Wir haben keinen Grund zu dem Anspruch, das deutsche Mustervolk, der deutsche Musterstaat zu sein. Aber um so fester dürfen wir es erklären: wie dieses Preußen einmal ist, mit seinen Schroffheiten und Schwächen, mit seiner Tüchtigkeit und Kraft, mit seiner großen Geschichte und seiner gewaltigen Zukunft, wir gehören zu ihm, wir wollen zu ihm gehören und zu keinem andern. Denn, bei allen Schwankungen des Parteienkampfes, die große Richtung, wie sie Friedrich II. und Stein dem Staate gegeben, ist inne gehalten worden; wer 1815 und 1865 vergleicht, kann den mächtigen Fortschritt auf allen Gebieten nicht verkennen. Mit dankbarer Freude darf die Rheinprovinz auf den Tag der Vereinigung mit dem Staate blicken, der ihr zum ersten Male das Bewußtsein politischen Lebens geschenkt, der ihre Grenzen zwei Menschenalter hindurch in festem Frieden geschirmt, der ihrem Gewerbfleiß einen der größten Märkte Europa's eröffnet, der ihre Jugend wieder in die Wissenschaft und Literatur des deutschen Vaterlandes eingeführt, der ihre Kirchen mit einer auch heute noch selten erreichten Unabhängigkeit ausgestattet hat. Und ihres Dankes hat sich die Rheinprovinz nicht zu schämen, denn sie darf es sagen, daß sie nicht blos der empfangende Theil in dem Bunde gewesen ist. Ihr Fleiß, unter der Verwaltung Preußens geschützt, hat Früchte gezeitigt, welche den erheblichsten Theil unseres Nationalreichthums bilden. Ihre Söhne, in Preußens Schulen erzogen, haben in jedem Bildungszweige zur Ehre des deutschen Namens beigetragen. Ihre Männer, in Preußens Staatsleben geübt, haben in den entscheidenden Krisen an entscheidender Stelle gestanden, und mehr als einmal ihr Gewicht in die Wagschale des Fortschritts geworfen. Die preußische Krone hat das Rheinland zum Leben

erweckt; das rheinische Volk hat dem preußischen Staate Ehre gemacht: ein festeres Band des Zusammengehörens läßt sich nicht denken.

Heil unserm Rheinland. Heil unserm Staate. Heil unserm Könige.

Die Gründung der Universität Bonn.

Festrede

zum Fünfzigjährigen Jubiläum

der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität.

Bonn, 3. August 1868.

Indem ich an diesem Ehrentage unserer Hochschule als deren zeitiger Vorstand das Wort ergreife, empfinde ich im höchsten Maaße die Schönheit und die Schwere meine Aufgabe. Denn selten ist einem Redner ein so dankbarer, selten aber auch ein so reicher Gegenstand geboten worden, dessen würdige Behandlung ein weit höheres Maaß von Zeit und Kraft erfordern würde, als mir zu Gebote steht. Ich darf nur hoffen, daß die gnädige und geneigte Gesinnung, welche Sie als Gönner und Freunde der Universität hier versammelt hat, auch dem Redner derselben zu Gute kommen wird.

In alter Zeit pflegte man bei der Geburt eines Menschen zu untersuchen, welche Sterne über dem Neugeborenen gestanden und auf seine erste Lebensstunde eingewirkt hätten. Wir lächeln über die abergläubisch-poetische Form, in die sich hier ein tiefer und echter Gedanke gehüllt hat. Die großen Welteinflüsse, welche ein neues Dasein in das Leben rufen oder in seinen ersten Augenblicken umgeben, bestimmen die Signatur seines Wesens und die Richtung seiner Laufbahn für immer. Welche Sterne haben nun geleuchtet im Schein und Gegenschein, als ein hoher königlicher Wille für unsere Hochschule das Schöpferwort aussprach?

Der Befreiungskrieg gegen die Uebermacht des ersten Napo-

leon war ausgekämpft. Preußen war nach unermeßlichen Anstrengungen mit höchstem Ruhme daraus hervorgetreten; der Staat war zu seiner frühern Macht und Größe hergestellt, und durch die Erwerbung der Rheinprovinz auch im Westen Deutschlands stark geworden. Die gewaltigen Schlachten und Siege hatten das ganze Volk mit patriotischem Selbstgefühle und nationaler Begeisterung erfüllt; der Willenskraft und dem Todesmuthe, der auf dem Schlachtfelde so Herrliches geleistet, schien auch im innern Leben das Höchste und Schwerste rasch erreichbar; die großen Forderungen politischer Freiheit, constitutioneller Verfassung, deutscher Einheit bewegten alle Herzen. Zu dieser Fülle des idealen Strebens bildete einen ergreifenden Gegensatz die Dürftigkeit des äußern Zustandes. Das Land war durch den Krieg mit beispiellosen Lorbeeren aber auch mit tausend Wunden bedeckt. Der Acker war durch die colossalen Heereszüge zertreten, der Handel durch das Continentalsystem zerstört, die Industrie durch den langen Absatzmangel gelähmt. Es gab keine Familie, die nicht unersetzliche Opfer an Gut und Blut gebracht hatte: was damals leidlicher Wohlstand hieß, würde uns als bittere Entbehrung erscheinen; statt alles äußern Lebensgenusses hatte man glühende Herzenswärme, den Stolz großer Thaten, die Hoffnung einer größeren Zukunft. Und wie das Volk, so der Staat. Auch er stand im Sonnenglanz der herrlichsten Waffensiege; aber wenn anderwärts die Triumphe goldne Beute und schimmernde Trophäen gebracht, wenn sie Reichthum und Wohlleben in den siegenden Staat geführt hatten, so fand man sich hier nach der schweren Arbeit des Kampfes einer schwerern Arbeit des Friedens gegenüber, bei tief erschöpften Mitteln einer unendlichen Aufgabe der Heilung und Herstellung, der Organisation und Neubildung. Un-

mittelbar mit dem Ende des Krieges begann diese Thätigkeit, die nach Umfang und Gehalt zu dem Rühmenswerthesten gehört, was jemals auf deutschem Boden geleistet worden ist. Es ist Pflicht ihr Verdienst um so nachdrücklicher hervorzuheben, je mehr sie selbst, nach der persönlichen Art des sie leitenden Monarchen, sich in Gediegenheit und Stille vollzogen, je weniger sie also in der historischen Betrachtung die gebührende Würdigung gefunden hat.

Ueber der einen Hauptfrage, welche damals die Gemüther bewegte, der Frage der reichsständischen Verfassung, sind die positiven Leistungen der preußischen Verwaltung vielfach übersehen worden, und noch heute ist es, wenn man historische Darstellungen jener Epoche liest, als sei nach der negativen Entscheidung der Verfassungsfrage in Preußen überhaupt gar nichts geschehen, als hätten Staat und Volk zwanzig Jahre lang geschlafen. In Wahrheit steht es so, daß sehr selten eine Verwaltung ein ähnliches Maaß von Fleiß und Einsicht, von gründlichem Studium, vielseitiger Thätigkeit, sorgender Selbstbeschränkung aufgewandt hat. Wenn das absolute Königthum noch einmal dem Volke jeden Antheil an der Staatsgewalt versagte, so erfüllte es sich selbst um so dringender mit dem Streben, in ununterbrochener Hingebung und Pflichttreue für das öffentliche Wohl dieses Volkes zu sorgen. Im Heerwesen und den Finanzen, in Kirche und Unterricht, im Handel und Verkehr, überall wurden die Zerstörungen der letzten stürmischen Vergangenheit geheilt, überall die Grundlagen einer neuen und reichen Zukunft gelegt. Und während in der Verfassungsfrage mit jedem Jahr die liberalen Forderungen stärker zurückgedrängt werden, bemerkt man fort und fort bei jenen Thaten der Gesetzgebung und Administration, daß sie aus-

nahmslos von dem großen und freien Sinne der glorreichen Kriegsjahre erfüllt und dictirt sind. Die militärischen Organisationsgesetze von 1819 hielten fest an den damals in Europa einzig dastehenden Grundsätzen der allgemeinen Wehrpflicht, bauten danach unser treffliches Landwehrsystem aus, und machten so den Waffendienst zu der umfassendsten Bildungsanstalt der gesammten männlichen Jugend. In den Finanzen wurden die starken Anforderungen an die Steuerpflichtigen durch die höchste Sparsamkeit, Ordnung und Zuverlässigkeit der Verwaltung gerechtfertigt, Oberrechenkammer und Schuldenverwaltung von den Ministern unabhängig gestellt, die Vermehrung der Staatsschuld ohne landständische Genehmigung verboten. Das Zollgesetz von 1818 wagte in einer Zeit, die sonst von dem Rufe nach Schutz der nationalen Industrie beinahe vollständig beherrscht war, bei einer eben erst beginnenden Gewerbthätigkeit, in einem von reicheren Nachbarn umgebenen Lande — es wagte den Wurf, die Zukunft des nationalen Wohlstandes entschlossen auf die richtigen Principien zu stellen; es nahm, zum ersten Male in Europa, die Grundsätze des Freihandels ganz unumwunden zur Richtschnur, und legte damit unter den Klagen der schutzzöllnerischen Zeitgenossen das Fundament zu der mächtigen Entwickelung des deutschen Zollvereins. Auf kirchlichem Gebiete verkündete der König 1817 der protestantischen Welt die Union der beiden Bekenntnisse, zum bleibenden Denkmal, daß die lebendige Glaubensgemeinschaft nicht in der Gleichförmigkeit dogmatischer Lehrsätze, sondern in der Gemeinsamkeit religiöser Hingebung und Herzenswärme besteht. Die Einrichtungen aber der katholischen Kirche in Preußen wurden mit der römischen Curie in einer solchen Weise vereinbart, daß Papst Pius VII. selbst das Verfahren der Regierung ein wun=

derwürdiges nannte, und dem Könige bei jedem Anlasse seine lebhafte Dankbarkeit zu erkennen gab. Mit einem Worte, durch alle diese Schöpfungen geht ein großer Zug von praktischer Tüchtigkeit, liberaler Gesinnung, männlicher Kraft. Ueberall fühlt man sich bei ihnen in weitem Gesichtskreise, in reiner und anregender Luft; die mächtigen Impulse von 1808, 1810, 1813 dauern hier noch in frischem Leben fort. Man fordert von dem Einzelnen schwere Opfer und volle Hingebung an das Ganze, aber man strebt die Bereitwilligkeit des Volkes dafür zu erwecken und seine Kraft zu stählen, indem man ihm Freiheit der Arbeit, Selbstständigkeit des Gedankens und Sicherheit des Rechtes gewährt. Gerade in diesem Zusammenhange wird man es immer wieder beklagen, daß der König den letzten und größten Schritt, die Ertheilung einer Verfassung, damals noch unterließ, daß er damit dem Volke eine wichtige Bildungsquelle, dem Staat das stärkste Einheitsband, dem eigenen Wirken den Glanz der Oeffentlichkeit entzog. Aber ein einseitiges Verkennen der geschichtlichen Wahrheit würde es sein, deshalb die sonstigen Leistungen dieser zukunftreichen Jahre zu unterschätzen.

In die Reihe dieser Schöpfungen, zu den Früchten dieser Gesinnung, gehört unsere Universität.

Kaum hatte der Wiener Congreß die Erwerbung der Rheinprovinz für Preußen festgestellt, so ertheilte König Friedrich Wilhelm III. in seiner Proclamation vom 8. April 1815 den neuen Staatsangehörigen unter Andern auch die Verheißung, daß an den Ufern unseres Stromes eine neue Universität errichtet werden solle. Das königliche Wort fand Wiederhall in allen Theilen der Provinz, da es einem tief und schmerzlich empfundenen Bedürfniß entgegen kam. In dem einst unter

neunzig kleinen Landesherren zersplitterten Rheinlande war vor der französischen Invasion das Unterrichtswesen überall nur dürftig entwickelt gewesen; die französische Herrschaft hatte das Alte zerstört und weder Zeit noch Geld noch Lust zu neuen Schöpfungen gefunden. In dem ganzen Rheinthal, von Basel bis Holland, gab es 1815 von Unterrichtsanstalten, welche auf den Namen einer Hochschule Anspruch machen konnten, die Heidelberger Universität, welche jedoch in jener Zeit ebenfalls sehr weit von ihrer frühern und spätern Bedeutung entfernt war, zwei juristische Facultäten napoleonischer Gründung in Coblenz und Wetzlar, die niemals aus völliger Nichtigkeit herausgekommen waren, endlich die Reste der altbrandenburgischen Universität Duisburg, damals drei Professoren, ein Jurist ohne alle Zuhörer, zwei Mediciner, bei welchen sich gelegentlich einige Studirende aus Holland einfanden. Kein Wunder also, daß die nach Bildung, nach deutscher Bildung durstende Bevölkerung, die von dem Könige eröffnete Aussicht auf das Lebhafteste begrüßte. Von allen Seiten her wetteiferten Standesherren und Städte der Provinz, ihre Wünsche und Anerbietungen an den Thron zu bringen. Die Stadt Duisburg begehrte den Besitz der neuen Anstalt als Trägerin der alten; der Fürst von Neuwied bot namhafte Unterstützungen, wenn man seine Stadt zum Sitze der künftigen Hochschule wählte; von Coblenz und von Düsseldorf, von Cöln, endlich von Bonn war die Rede. Indessen verschob sich die Ausführung der Sache unter der Masse der Arbeit, welche Krieg und Diplomatie, Organisationen aller Art und finanzielle Sorgen auf die Regierung häuften, und volle zwei Jahre vergingen, welche für den Plan der rheinischen Universität nur das negative Ergebniß brachten, die Beseitigung der meisten der eben erwähnten Ansprüche

sowohl in den Anschauungen der Regierung, als auch in der öffentlichen Meinung der Provinz. Schon im Laufe des Jahres 1816 stand es fest, daß in ernstliche Erwägung nur noch zwei Städte als Sitz der neuen Hochschule kommen könnten, Cöln und Bonn. Ueber deren Vorzüge und Titel entspann sich dann eine lebhafte und vielstimmige Controverse, deren Verlauf zu beobachten auch für uns von großem Interesse ist: nicht, wie ich sofort bemerken will, weil sich daraus historisch erhebliche Daten für die damalige Beschaffenheit der beiden Orte ergeben, sondern weil der Streit für die Regierung Veranlassung gab, die leitenden Gesichtspunkte für die beabsichtigte Gründung so klar und bestimmt wie möglich festzustellen.

Was die eigentlich localen Momente betrifft, welche damals von hüben und drüben geltend gemacht wurden, so kann ich heute mich kurz darüber fassen. Das Meiste, was in dieser Hinsicht die beiden Parteien anführten, war übertrieben an sich selbst, oder ist durch die spätere Erfahrung vollständig widerlegt worden. So wurde z. B. für Bonn die damals etwas größere Wohlfeilheit sehr nachdrücklich geltend gemacht, während seitdem das Verhältniß sich umgekehrt hat; es wurde auf der andern Seite Cöln gepriesen als ausgestattet mit allen großstädtischen Hülfsquellen und Anregungen, während damals der Ort dünn bevölkert, zum großen Theile verarmt und fast ohne geistige oder literarische Regsamkeit war. Von allen Gründen dieser Art, mit welchen man 1817 und 1818 gestritten, bleibt nur einer, dieser aber, wie ich es ohne Bedenken aussprechen darf, von völlig durchschlagendem Gewichte. Wenn nur nicht ganz zwingende, ganz unabweisliche Umstände für Cöln wirkten, wenn die Waage nur sonst gleichschwebend in der Mitte stand, so mußte allein

schon die freie Atmosphäre, die erquickende Gesundheit, die strahlende Schönheit unserer Landschaft für Bonn entscheiden. Ich glaube nicht, daß heute ein einziger unserer Cölner Freunde und Mitbürger sich diesem Argumente verschließen wird. Was 1817 betrifft, so erinnert sich einer unserer ehrwürdigen Veteranen mit warmer Freude des Tages, an dem er den Minister von Schuckmann auf die Höhe unseres Coblenzer Thores führte, und dieser bei dem damals noch völlig freien Umblick auf den Strom, das Gebirg und das korn- und rebengeschmückte Thal mit Begeisterung ausrief: Hier sind unsere Räume, dies ist der Ort, und kein anderer.

Aber wie gesagt, es waren nicht blos Momente localer Art, um die es sich handelte. Es waren zwei große geistige Strömungen der Zeit, welche um die Zukunft der noch ungeborenen Schöpfung stritten, und ihre Ansprüche unter dem Namen der wetteifernden Städte zur Geltung zu bringen suchten. Um es kurz zu sagen, während die Anhänger und Zöglinge unserer classischen Literatur für Bonn arbeiteten, meinten die damaligen Romantiker bei Cöln ihre Rechnung zu finden, oder auch umgekehrt, glaubten die damaligen Vertreter Cölns keine kräftigeren Argumente als romantische Stimmungen und Hoffnungen in das Feld führen zu können. Diese Dinge liegen zum Theil weit hinter uns, zum Theile haben sie in der Gegenwart bei gleichem Wesen völlig anderes Costüm angenommen: gestatten Sie mir also, die Tragweite des eben bezeichneten Gegensatzes kurz zu erläutern.

Im Laufe des vorigen Jahrhunderts hatte der deutsche Geist sich zu einer bis dahin noch nicht erreichten Höhe selbstständiger Bildung emporgerungen, deren Charakter und Richtung

mit den großen Namen Lessing und Goethe, Schiller und Kant bezeichnet ist. Zum ersten Mal seit sechs Jahrhunderten war hier eine Literatur entstanden, die sich ebenbürtig den Erzeugnissen der großen Culturvölker an die Seite stellte, auf den Gebieten der Poesie und Philosophie sie alle mächtig überragte, und sofort der Ausgangspunkt für einen höchst bedeutenden Aufschwung aller Fachwissenschaften wurde. Sie war erfüllt mit idealem Streben, philosophischer Tiefe und sittlichem Ernst; sie kehrte rücksichtslos allem Gemachten, Conventionellen, Typischen den Rücken; sie adelte die ästhetische Schönheit dadurch, daß sie dieselbe als das wichtigste Bildungsmittel zur moralischen Läuterung begriff; und indem sie die Entwicklung der Religionen als den höchsten Ausdruck für die Erziehung des Menschengeschlechtes faßte, proclamirte sie, ohne feindseligen Gegensatz gegen das äußere Kirchenthum, die volle Selbstständigkeit des wissenschaftlichen Geistes. Man sieht leicht, welch eine Fülle von Freiheit und Fruchtbarkeit eine solche Richtung in sich schloß, welche erwärmende Kraft vor Allem für die wissenschaftliche Entwicklung der Nation daraus entspringen mußte. In der That, die Wirkung war unermeßlich. Eine neue Epoche erstand für Alterthumskunde und Geschichte, für Jurisprudenz und Naturwissenschaft. Auf allen geistigen Gebieten regte sich mannichfaltiges Leben und vorwärtsdringende Forschung; eine seltene Verbindung schöpferischen Talentes, strenger Gewissenhaftigkeit und würdiger Unabhängigkeit trat zu Tage. So hoch entwickelt, so hoffnungsreich war das geistige Dasein unserer Nation beschaffen, als die Stürme der Revolution und des Kaiserreichs über dieselbe hereinbrachen.

Die Wirkung dieser erschütternden Katastrophen war nun äußerst verschieden bei den verschiedenen Menschen. Die Einen

stählten ihre Brust und schärften ihren Geist in der Erregung und Anspannung der so plötzlich eingetretenen Leidens- und Kampfeszeit. Sie erkannten die Mängel des damaligen Zustandes, ohne an den Grundlagen desselben zu verzweifeln. Die vorausgegangene literarische Epoche war auch in ihren Schwächen echt deutsch gewesen. Sie hatte sich mit Kunst und Wissenschaft, mit Individuum und Familie, mit Gott und Welt beschäftigt, aber sie hatte sehr wenig an Staat und Nation, an Politik und Vaterland gedacht. Jetzt erlebte man, wie furchtbar eine solche Unterlassung sich auch an dem Wohlstand der Einzelnen und der Geistesbildung Aller räche, wie mit der Zertrümmerung des Staates auch das Behagen jedes Bürgers und die Eigenartigkeit der Volksbildung auf den Tod getroffen sei. Mit der höchsten Anstrengung ergriff die erlesene Schaar unserer leitenden Geister die Aufgabe, den Staat mit den Waffen der Wissenschaft gegen die fremde Unterdrückung zu rüsten, und die poetisch-philosophische Bildung zur Quelle der nationalen Herstellung zu machen. Die Gesetzgebung von 1808 und 1810 ist in allen ihren Theilen von diesen Gedanken beseelt, und von wissenschaftlicher Seite her sehen wir Fichte und Schleiermacher, W. Humboldt und F. A. Wolf demselben Ziele zustreben. Wer diese Tendenzen in ihrer Kraft und Tiefe kennen lernen will, muß die Verhandlungen lesen, welche damals zur Gründung der Universität Berlin geführt haben. Hier ist, mit weithin leuchtender Schrift, der Wegweiser gesetzt, um allen künftigen Generationen den Ausgangspunkt und die Richtung zu zeigen, in der unser Staat und unsere Cultur zu immer gesunderem, immer mächtigerem Gedeihen voranzuschreiten hat.

Allein nicht alle Menschen jener Jahre waren so gesinnt,

Während im Sturm und Wetter der beispiellosen Kriegsnoth die Starken stärker wurden, wuchs die Schwäche der Schwachen. Das Unheil von Jena und Tilsit wurde den Einen die Quelle eines doppelt feurigen Patriotismus, und warf die Andern in eine Verzweiflung am Vaterlande, die in weiter Weltbürgerlichkeit Rettung suchte. Die Einen trieben historische Studien, um in dem Gestern Rettungsmittel für das bedrängte Heute zu finden; die Andern flüchteten aus der hoffnungslosen Gegenwart zu dem genießenden Betrachten einer angeblich hohen und schönen Vergangenheit. Die Einen wurden aus Schriftstellern und Philosophen praktische und erfolgreiche Staatsmänner, die Andern wandten sich von allem thätigen Handeln widerwillig ab, priesen die beschauliche Versenkung und erklärten Phantasie und Gefühl für die höchsten Güter des Menschen. Wie in allen schweren Leidensjahren ging durch die ganze Zeit ein tiefer religiöser Zug. Aber während die Einen vor Allem darum zum Herrn riefen, daß er die freigebliebenen Geister erhelle, die muthigen Herzen stärke, die männlichen Arme kräftige, griffen die Andern nach Religion und Kirche als nach der Krücke des Kranken, dem es auf den eigenen Füßen schwach geworden. Wenn Jene unerschütterlich an der wechselseitigen Durchdringung von Religion und Philosophie festhielten, und in einem starken Gottbewußtsein vor Allem die Quelle persönlicher Befreiung erblickten, so zogen Diese unter den verschiedenen Formen des religiösen Daseins stets diejenige vor, welche am deutlichsten von einer handgreiflichen, schützenden und leitenden Kirchenmacht Zeugniß gab, so daß Rationalisten rechtgläubig, Protestanten katholisch, Katholiken Mönche wurden. Was bei dem modernen Fortschritt, bei Philosophie und Kritik, bei religiöser Selbstständigkeit und politischer Neuerung

herauskomme, meinten sie, das habe Robespierre und Napoleon gezeigt; die Welt müsse wieder zurückkehren in das gläubige, poetische, genügsam glückselige Mittelalter; dann werde frommes Deutschthum aus den alten Wurzeln sich neu begrünen, und neben hohen Kathedralen das Leben jedes Menschen als ein goldenes Gedicht auf den heimathlichen Fluren dahin fließen.

Da zu allen Zeiten die schwachen Gemüther in großer Zahl vorhanden sind, so fanden in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts die romantischen Stimmungen eine weite Verbreitung in Europa. Sie hatten in allen Ländern die reactionäre Tendenz in Staat und Kirche gemeinsam, die Wendung zu der feudalen Ohnmacht des Staates und zu der weltherrschenden Stellung der Kirche, wie es im Mittelalter gewesen; sie hatten keine Sympathie für eine starke auf nationaler Grundlage ruhende Monarchie; sie verwarfen gleich eifrig Bureaukratie und Liberalismus, Gewerbefreiheit und Religionsfreiheit; sie verstanden unter politischer Freiheit das Recht der Edelleute, die Bauern zu beherrschen, und unter kirchlicher Freiheit, das Recht der Geistlichkeit, die Laien zu regieren. Diese Züge, wie gesagt, gingen durch ganz Europa, ohne Unterschied der Nation und der Confession hindurch: in unserem Deutschland aber nahmen die Romantiker noch eine besondere gemüthliche Wendung durch ihr Verhältniß zur Kunst. Sie schätzten Wolfram von Eschenbach höher als Homer, liebten Calderon mehr als Shakespeare, schwärmten für Palestrina und für die gothische Baukunst, und was die Hauptsache war, sie wünschten über den Leisten dieser ästhetischen Anschauungen das ganze Leben der Menschen zu schlagen, und vor Allem die Bildung der Jugend in den engen Gesichtskreis des Mittelalters zurück zu versetzen,

den sie als urdeutsch bezeichneten, der aber ebenso gut echt spanisch oder italienisch hätte heißen können, weil er in Wahrheit eben nur mittelalterlich war.

Diese Richtung also war es, welche sich, sobald die königliche Absicht auf Gründung einer rheinischen Universität bekannt geworden, mit lebhaftem Eifer des künftigen Instituts zu bemächtigen suchte. Sie ergriff sofort die Vertretung der Cölner Ansprüche, in der Meinung, welche damals von aller Welt, von Freunden und Gegnern, von Publicum und Regierung getheilt wurde, daß Cöln für die romantischen Wünsche ein vor Allem günstiger Boden sein würde. Wie sich heute die mächtige Industrie- und Handelsstadt entwickelt hat, wird man billig zweifeln dürfen, ob die Partei im Jahre 1868 ebenso einstimmig wie 1818 Cölns Banner aufpflanzen, ob ihre Gegner ebenso entschieden wie damals Cöln und die Romantik identificiren und deshalb Cöln abweisen würden: stehe es hiermit wie es wolle, in jenen Tagen war das angegebene Verhältniß unbezweifelt, und für den Ausgang entscheidend.

Bei dem damaligen Vorstande des preußischen Ministeriums, dem Staatscanzler, Fürsten Hardenberg, der selbst ein lebhaftes Interesse an der Frage nahm, sammelten sich die Anträge und Gegenanträge in großer Zahl. Eine mit Talent und Gewandtheit geschriebene Denkschrift — vielleicht von dem damals in Cöln lebenden Friedrich Schlegel verfaßt — entwickelt den romantischen Standpunkt mit besonderem Nachdrucke. (S. Beilagen 1.) Es sei nöthig, die neue Hochschule auf historischen Boden zu stellen, damit der Studirende bei jedem Schritte von der nationalen Vergangenheit angehaucht werde. Nur in Cöln befinde man sich im Mittelpunkt des rheinischen Geisteslebens; als solcher

erweise sich Cöln, indem es fort und fort die alten Volksbücher, gedruckt in diesem Jahr, verlege und verbreite. Nur in Cöln sei es möglich, den geschichtlichen Unterricht durch unmittelbare Anschauungen des großen Alterthums zu beseelen; nur dort sei die vaterländische Gesinnung auf die vaterländische Kunst und die hohen Ideen unserer Vorzeit zu gründen. Das Volk, sagt der Verfasser, müsse zurücksehen auf seine lange vergessene Vergangenheit; all unsere Bildung beruhe auf dem Mittelalter, und das Ziel unserer jetzigen Bestrebungen müsse die Wiedererweckung und die Verklärung des Mittelalters und die Ausbildung der großen Ideen und Anstalten desselben als der eigenen Jugendgedanken unseres Volkes sein. Auf einem solchen Standpunkte versteht es sich von selbst, daß das kirchliche Moment auf das stärkste betont wird. Die Universität, führt der Verfasser aus, müsse eine lebendige religiöse Gesinnung haben; eine solche kennt er nur in der confessionellen Form, und fordert also für die neue Stiftung confessionellen Charakter, mithin, da es sich zunächst um das überwiegend katholische Rheinland handelt, eine katholische Universität, von deren Wirken in der unmittelbaren Nähe des Cölnischen Bischofsitzes er sich den höchsten Gewinn für den preußischen Einfluß über Süddeutschland verspricht. Dringend warnt er, die künftige Hochschule nach Bonn zu verlegen, wo einst die kurfürstliche Universität, obgleich von den letzten Erzbischöfen gestiftet und beschirmt, durch ihre philosophischen Tendenzen sofort in den Geruch der Ketzerei gekommen, und damit dem ganzen Lande verdächtig geworden sei. An die neue Universität auf demselben Boden würde sich sofort derselbe schädliche Verdacht anheften.

Ganz anders allerdings klangen die Stimmen, welche sich

aus den sonstigen Städten der Provinz erhoben. Es zeigte sich, daß die Cölner mit ihrem Wunsche völlig vereinzelt standen, daß überall sonst im Publicum die Vorliebe für Bonn ganz entschieden war. Mit großem Eifer meldeten z. B. die Arnsberger, daß sie stets die kurfürstliche Hochschule zu Bonn, keineswegs aber die ganz verkommene stadtcölnische Universität, als die Bildungsanstalt ihres Herzogthums Westphalen betrachtet hätten. E. M. Arndt, bereits zum Lehrer an der künftigen Hochschule bestimmt, ließ in einer Denkschrift an den Staatscanzler seinen ganzen Zorn gegen die hierarchischen Einflüsse, die er von Cöln befürchtete, aufflammen. (S. Beilagen 2.) Mit einem Worte, je entschiedener die Wortführer Cölns sich mittelalterlich und romantisch zeigten, desto lebhafter rührten sich alle liberalen Elemente des Landes für die Ansprüche Bonns, so daß in dieser Hinsicht der Oberpräsident Graf Solms-Laubach, der aus äußern Gründen für Cöln stimmte, sein Votum mit der epigrammatischen Wendung zu stützen suchte, der Umstand, daß ein Ort sich dunkel zeige, könne doch keinen Grund abgeben, dort ein Licht nicht anzuzünden. Unter diesen Umständen beauftragte Fürst Hardenberg den vortragenden Ministerialrath Süvern mit der Abstattung eines umfassenden Berichts (S. Beilagen 3); derselbe erfolgte am 20. Juli 1817, und seitdem war, so weit ich sehe, in Berlin kein Zweifel mehr.

Süvern, ein classisch gebildeter Philologe, früher mit Schiller in literarischem Verkehr, ein naher Vertrauter Wilhelm Humboldt's, war völlig der Mann, um die echte Ueberlieferung des preußischen Staats und der deutschen Literatur auch in unserer Frage mit weitem Blicke und zweifelloser Energie zu vertreten. In seinen Arbeiten bemerkt man zuweilen ein gewisses Ringen

mit dem Ausdruck, eine actenmäßige Weitschichtigkeit oder Schwerfälligkeit der Form, aus welcher aber fort und fort die treffenden Gedankenblitze des überlegenen, stets vom höchsten Standpunkte arbeitenden Geistes hindurchbrechen. Wird die neue Universität, ruft er zu Anfang aus, in großem Style angelegt, so kann sie unter den gegebenen Verhältnissen wie eine positiv wirkende Festung dem preußischen Staate dienen. Dies aber, erklärt er, sei nimmermehr zu erreichen, wenn man sie in eine Umgebung stelle, wie die Cölnische geschildert werde; denn in einer solchen würde das freie Denken in seinem Mittelpunkte, in der philosophischen Facultät selbst bedroht sein. Nun aber komme es darauf an, diesem starken Geiste der freien Forschung für Studirende aller Confessionen eine sichere Stätte zu bereiten, und hierfür sei die sonnig heitere und weite Umgebung Bonns ganz anders geschaffen als die engen dumpfen Straßen des in Festungswällen eingeschlossenen Cöln. Man berufe sich auf den Einfluß, den Cöln durch Denkmale und Alterthümer auf die Studirenden üben werde: freilich sei an der Thatsache nicht zu zweifeln, um so dringender aber zu fragen, ob ein Einfluß gerade dieser Art zu wünschen sei? Alle diese Dome, Legenden und Heiligenbilder, bemerkt er, haben an sich ihren Werth: aber so zusammengedrängt, durch keine andere Form der Kunst, durch keinen Reiz der Natur, durch kein klares geistiges Leben des Volkes erheitert, werden sie nicht dahin wirken, die Lehranstalt in den schwächlichen trüben Mysticismus zu versenken, zu dem die Zeit neigt, der namentlich am Rheine vielfach vorkommt, gegen welchen Goethe in seinen Heften über Kunst und Alterthum so treffende Worte geredet hat? In diesem Sinne entwickelte Süvern weiter, daß die neue Universität keinen ausschließlich confessionellen Charakter haben, daß die ent-

scheidende Leitung nicht in die Hand der geistlichen Behörde irgend einer speciellen Confession übergehen, sondern dem Organe der nationalen Gesammtheit, der Staatsregierung verbleiben müsse. Um so unerläßlicher aber sei es, betonte er wiederholt, daß man überall in dieser Angelegenheit nicht kleinlich sondern in großem Style, und zugleich mit schonender Vorsicht und wirkungsreicher Energie verfahre. In welchem Sinne er dies meinte, legte er dem Staatscanzler wenige Wochen später, am 8. August 1817, in einer weitern Denkschrift über die Nothwendigkeit eines allgemeinen Unterrichtsgesetzes für den preußischen Staat vor. Ich kann mir nicht versagen, auch aus dieser einige Sätze zu wiederholen, da, wie alle Welt weiß, jetzt nach einem halben Jahrhundert zwar das Bedürfniß einer solchen umfassenden Schulgesetzgebung immer bestimmter anerkannt, die Ausführung aber in dem unentschiedenen Kampfe über die leitenden Grundsätze bis zur Stunde noch nicht gelungen ist.* Süvern erscheint es vor Allem als selbstverständlich, daß das Unterrichtswesen Sache der nationalen Gesammtheit, also des Staates ist. Denn die allgemein-menschlichen Kräfte, welche der Unterricht entwickeln soll, erscheinen überall unter der besondern Form der Nationalität; wer diese ausbildet, ergreift damit den einzig richtigen Weg, den Menschen überhaupt zu bilden. Der Staat wirkt nun in jedem Augenblick, durch Verfassung, Gesetzgebung, Verwaltung fort und fort erziehend auf seine Bürger ein; es hieße sein ganzes Dasein in Frage stellen, wenn er die erste Grundlage dieser Erziehung, die Bildung der heranwachsenden Generationen aus der Hand gäbe. Um sich selbst zu consolidiren, muß er also die allgemeinen Principien

* Die Denkschrift ist seitdem abgedruckt, Gesetzgebung auf dem Gebiete des Unterrichtswesens in Preußen, S. 7.

seines Unterrichtswesens einfach und klar gesetzlich aufstellen. Er muß dabei sich vor ängstlicher Kleinmeisterei, vor erschöpfenden Detailbestimmungen, vor pedantischer Uniformirung, vor mechanischem Befehlen und Gehorchen hüten; gerade in dem preußischen Staate, dessen Bewohner nach Stamm, Sprache, Religion, Sitte so höchst verschieden sind, würde ein so thörichtes Unternehmen dreifach verkehrt sein. Aber um so nothwendiger ist dann wieder die Vereinigung all dieses Mannichfaltigen unter gemeinschaftlichen Grundsätzen, damit aus der Vielheit bei aller freier Entwicklung des Einzelnen ein lebendiges Ganze werde. Das ist ja, ruft Süvern aus, die große Aufgabe und der schöne Zweck des preußischen Staates, der aus der Natur seiner Zusammensetzung fließt, einen Organismus darzustellen, worin jeder kleine Staatstheil sein Leben und seine Regsamkeit für sich haben, und der eigenthümlichen Entwicklung seiner Kräfte sich freuen kann, worin aber Alles gediegen zu einem großen Körper zusammengewachsen ist, und sein besonderes Bestehen durch das Bestehen des Ganzen bedingt und gesichert fühlt: dadurch kann der preußische Staat das Muster einer im deutschen Geiste gedachten und den Deutschen einzig angemessenen Verfassung des ganzen Deutschland werden.

In der That, es ist nicht möglich, den Beruf des Staates und der Schule von höherem Standpunkte zu fassen, und inniger zu verschmelzen. Es sind dieselben Anschauungen, welche sieben Jahre früher bei der Stiftung der Berliner Universität gewirkt hatten, die reife Frucht unserer größten Literaturepoche, die fruchtbare Aussaat für unser weiteres Staatsleben. Nicht jedes dieser Saamenkörner ist in der spätern Praxis gereift, nicht jede Blüthe zum Ertrage gezeitigt worden. Wie es in der irdischen Welt

einmal geht, Nachtfröste und heiße Dürre unterbrechen die günstigen Tage; Beschränktheit und Selbstsucht der Menschen hindern die Wirkung der idealen Bestrebungen; diesem allgemeinen Geschick sind natürlich auch der preußische Staat und die preußischen Universitäten nicht entgangen. Aber mit patriotischem Stolze dürfen wir heute es aussprechen: der echte Kern ist immer wieder gefunden, die herrliche Aufgabe niemals lange aus dem Auge verloren worden. Man hat es nicht vergessen, was Süvern 1817 schrieb: nicht auf die todten Kräfte der Natur ist der preußische Staat gegründet, sondern auf die lebendigen, unendlicher Erhöhung und Entwicklung fähigen der Menschenwelt, und nur zu pflegen braucht man diese in der für ihr Gedeihen entscheidenden Zeit, und man wird damit von selbst auch jene beleben, vermehren, verstärken, und des Staates inneres und äußeres Wachsthum an Werth, Würde und Kraft wird die sichere Folge sein. Heute wissen wir, daß diese Worte des trefflichen Mannes prophetisch waren. Was Süvern ahnend geschaut, durch unendliche Entwicklung geistiger Kraft das innere und äußere Wachsthum des Staates: wir haben es in glorreichen Tagen, Dank unserem Könige, erlebt.

Am 26. October 1817 beantragte der Minister von Schuckmann in einem ausführlichen, ganz nach Süvern's Auffassung entworfenen Berichte bei König Friedrich Wilhelm III. die Gründung der rheinischen Universität in Bonn. Unmittelbar nachher aber übergab er die Leitung des Unterrichtswesens dem Freiherrn von Altenstein, und dieser hielt vor der wirklichen Vollziehung noch weitere Vorbereitungen und Sicherstellungen für erforderlich. Seine Berichte an den Staatscanzler charakterisiren den Mann und die Lage, und zeigen in unverkennbaren An-

deutungen, mit welchen Hinderungen rauher Wirklichkeit die Ideale Süvern's gleich damals zu kämpfen hatten. Auf der einen Seite erhob sich die politische Reaction; der Lärmen über das Wartburgfest, die Denunciationen von Schmalz und Kamptz, der Schrecken vor Burschenschaften und Demagogen waren im Gange; vielfache Stimmen erhoben sich, daß die Zahl der Universitäten, dieser Sitze des revolutionären Uebels, schon viel zu groß, daß überhaupt die Steigerung der Volksbildung für ein ruhiges Fortregieren unbequem, ja gefährlich sei. Auf der andern Seite rührte sich locale und provinziale Eifersucht. Die rheinische Universität, so hatte man vernommen, sollte in großem Style angelegt werden. Darüber war man empfindlich in einzelnen akademischen Kreisen Berlins, wo man im Grunde nur diese Universität als die wirklich große betrachtet und behandelt wünschte; in Breslau, Halle, Königsberg fanden Viele es unbillig, den alten, treu erprobten, vom Kriege schwer betroffenen Provinzen einen so großen Theil der Staatsmittel zu entziehen, und sie dem eben eingetretenen, halb französirten Rheinlande zuzuwenden. Alle diese Stimmungen drängten nachdrücklich auf die Regierung, den Minister, den König ein; ganz ohne Wirkung blieb keine derselben, und in mehrfacher Richtung mußte Altenstein einzelne Concessionen machen, um die Hauptsache zu retten. Wenn man von diesem Standpunkte aus seine Anträge betrachtet, so wird man ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er mit Kraft und Geist die Aufgabe in der würdigsten Weise begriff, aus den Schwierigkeiten selbst Capital für den großen Zweck zu schlagen verstand, und die Gründung Bonns zu einer durchgreifenden Restauration des preußischen Universitätswesens benutzte. Er forderte und erlangte reiche Zuschüsse für die alten Hochschulen als Bedingung für die

stattliche Dotation der neuen; er ließ sich herbei, in seinem allgemeinen Plane Berlin als überragende Centraluniversität zu bezeichnen, was denn allerdings in der Ausführung weislich auf den zuletzt für alle Hochschulen ebenfalls vorhandenen Vorsatz beschränkt wurde, die Professuren möglichst gut zu besetzen, die Lehrapparate möglichst bedeutend zu entwickeln. Daß er entfernt nicht gesonnen war, eine Centralisation des höheren Geisteslebens in der Hauptstadt nach französischer Weise zu fördern, hat seine ganze spätere Verwaltung gezeigt, und daß er insbesondere die politische und nationale Wichtigkeit der rheinischen Universität in vollem Maße begriff, davon legt bereits seine rastlose Thätigkeit bei ihrer ersten Einrichtung das sichere Zeugniß ab. „Es darf und kann," schrieb er damals an Hardenberg, „einem Staate wie dem preußischen, an Mitteln zu solchen Zwecken nicht fehlen. Eine starke Anstrengung belohnt sich hier mehr als bei irgend etwas Anderem. Das Geistige läßt sich nicht zu hoch anschlagen. Es ist die Grundlage alles dessen, auf was nur immer die Stärke des Staates beruhen kann." (S. Beilagen 4.)

Der Minister hatte das Glück, einer gleichen Gesinnung bei seinem Monarchen zu begegnen. Im Begriffe, zum Aachener Congresse abzureisen, vollzog König Friedrich Wilhelm III. am 26. Mai 1818 die Cabinetsordre, welche Bonn zum Sitze der neuen Universität bestimmte, theologische Facultäten der beiden Confessionen dort anordnete, die Eröffnung der Vorlesungen für den nächsten Herbst verfügte, und die nöthigen Mittel zur würdigen Ausstattung der Hochschule bewilligte. Die Ordre betonte dann die Nothwendigkeit eines allgemeinen Planes für den öffentlichen Unterricht im preußischen Staate, und beauftragte den Minister, alle erforderlichen Vorkehrungen für diese Zwecke so

rasch wie möglich zu treffen. Diese Thätigkeit war bereits nach allen Seiten im Gange, mehrere Berufungen geschehen, andere eingeleitet; Hüllmann, Arndt, Harleß, Sack Nöggerath waren gewonnen, mit Goldfuß, Mittermaier, Diesterweg, Calker wurde unterhandelt; für die katholisch-theologische Facultät wandte sich der Minister an den damals noch unangefochtenen Hermes, der Staatscanzler selbst an den trefflichen, allgemein verehrten Sailer, dem zugleich die künftige Ernennung zum Cölner Erzbischof in Aussicht gestellt wurde. (S. Beilagen 5, 6, 7.) Am 18. October konnte der König von Aachen aus die officielle Stiftungsurkunde erlassen.*

Die Schule, die nach so umfassenden und inhaltreichen Erwägungen gegründet wurde, hat sich zu fruchtbarer Wirksamkeit und nationaler Bedeutung nach den Wünschen ihres erhabenen Stifters entwickelt. Wie alle menschlichen Schöpfungen hat sie schöne und schwere Tage durchlebt, aber es wäre Undankbarkeit gegen die Vorsehung, nicht mit freudigem Herzen die Summe ihres bisherigen Geschickes zu preisen. Sie darf mit Stolz auf eine Reihe von Lehrern zurückblicken, die zu den ersten wissenschaftlichen Geistern, zu den epochemachenden Schöpfern ihrer Disciplinen gehört haben; sie ehrt auch heute mit frommer Erinnerung das Gedächtniß ihrer großen Todten; sie sendet auch heute ihren Freundesgruß den Abwesenden, die einst in unsern Kreisen gewirkt und dann anderer Bestimmung folgend sich von ihr geschieden haben. Sie dankt dem rheinischen Lande, welches ihr gastliche Heimath gewährt, und auch heute durch eine Reihe glänzender Stiftungen ihr Anerkennung und Liebe bekundet. Sie dankt vor Allem den Lenkern unseres Staates, die ihre Entwick-

* Der Jahresetat der neuen Universität wurde auf 86,000 Thaler veranschlagt.

lung stets mit kräftig weiser Fürsorge gefördert haben; sie darf vertrauen, daß ihre eigenthümliche Lage, hier dicht an der Grenze eines hochcultivirten Auslandes, der besondern Aufmerksamkeit des Staates niemals entgehen wird. Soll hier der akademische Unterricht die nationale Bedeutung entfalten, zu welcher Friedrich Wilhelm III. diese Stätte bestimmt hat, so ist es unerläßlich, daß jedes für diesen Zweck erforderliche Mittel beschafft, daß jedes vorhandene Mittel in den Dienst dieses Zweckes gestellt wird. Sich hier mit auskömmlicher Mittelmäßigkeit, mit leidlicher Stillung des nächsten praktischen Bedürfnisses begnügen, hieße nicht blos das Bildungsstreben des rheinischen Volkes verkürzen, sondern ein nationales Interesse ersten Ranges beschädigen. Vor Allem in diesem Sinne begrüßen wir mit ehrfurchtsvoller Freude die Anwesenheit unseres gnädigen Monarchen bei dem heutigen Feste. Sie ist uns eine unschätzbare und feierliche Erneuerung der königlichen Zusage, daß hier an den Ufern des deutschen Rheines unserer Wissenschaft ein Boden bereitet sei, weit und stattlich genug, um diesseits und jenseits der Grenze die Hoheit und Stärke deutscher Bildung zu voller Anerkennung zu bringen.

In dieser Gesinnung hat nach dem Rettungskampfe von 1813 Friedrich Wilhelm III. die Universität gegründet. Sie sollte den vollen Strom unserer classischen Literatur, unserer methodischen Wissenschaft, unserer selbstständigen Philosophie auf die damals halbentfremdeten Gebiete hinüberleiten; sie sollte auch diese Grenzprovinzen zu Mitbesitzern der höchsten geistigen Güter unseres Volkes machen, und ihnen dadurch eine jeder Feindeswaffe entzogene Quelle echter Vaterlandsliebe eröffnen. Diese Aufgabe ist die Wurzel unseres Daseins: der Baum wird blühen so lange seine Wurzel kräftig ist.

Und so weihe ich, auf unsern Ursprung zurückblickend, die Zukunft dieser Universität. Möge sie wachsen und gedeihen durch die Jahrhunderte hindurch, so lange sie sich ihres Anfangs würdig zeigt, so lange sie bleibt, in Lehrern und Lernenden, was sie bisher gewesen, eine Stätte gelehrten Fleißes, sittlichen Ernstes, confessioneller Eintracht, so lange ihre Mitglieder des hohen Berufes eingedenk sind, Diener des wissenschaftlichen Gedankens zu sein, Hüter der freien Forschung, Wächter des deutschen Geistes. So möge sie sich ferner des Schutzes unserer Könige, der Achtung Deutschlands, der Liebe des rheinischen Volkes erfreuen; so möge Gott, der die Geschicke der Nationen lenkt, auch ihr endlich das höchste Glück vergönnen, in Streben und Wirken, in Thun und Leiden, und wenn es sein muß, in Kämpfen, Siegen und Sterben, untrennbar Eins zu sein mit dem Vaterlande.

Beilagen.

1. Aus einer anonymen Denkschrift, bei den Acten des Staatscanzlers, Fürsten von Hardenberg, vielleicht von Friedrich Schlegel verfaßt.

Die Wahl des Sitzes der neuen Universität wird von der Idee abhängen, welche ihrer Stiftung zu Grunde liegt. Wir müssen zuvörderst ihre Bedeutung für den Staat und die Zeit, welche sie nothwendig macht, erkennen, ehe wir im Stande sind zu beurtheilen, welchen Ort wir ihr zu Erfüllung dieses Zweckes anweisen möchten.

Im ganzen Norden von Deutschland giebt es keine katholische Universität. Die Bewohner der großen preußischen Provinzen in Westphalen und am Rhein, welche diesem Bekenntnisse angehören, müssen entweder auf evangelischen oder entfernten Universitäten des Auslandes studiren. So wenig der Einfluß einer evangelischen Universität auf den katholischen Jüngling den Eltern und dadurch dem Staate erwünscht sein kann, ebensowenig wird es der Einfluß einer fremden sein. Es sind aber die katholischen Universitäten in Deutschland weit hinter jenen der andern Bekenntnisse zurück. Das classische Alterthum ist die Norm unserer Bildung. Die Vernachlässigung desselben hat auf alle katholischen Erziehungsanstalten seit dem Sturze der Jesuiten und ihres nothdürftigen Unterrichts den entscheidendsten und schädlichsten Einfluß gehabt. Die österreichischen Universitäten mögen den Zwecken der Regierung oder dem dortigen Zustande allgemeiner Bildung genügen, uns andern Deutschen dieser Zeit erscheinen sie fremd und vergangen.

Es ist aber nicht blos für die Katholiken zur freien und reinen Ausbildung im eigenen Bekenntniß, es ist für die Wissenschaft selbst und für die höhere Ansicht derselben unentbehrlich, daß eine katholische Universität im Sinne unserer großen protestantischen Universitäten gestiftet werde. Es ist bekannt, welche Verschiedenheit der geschichtlichen Ansichten die Verschiedenheit des Bekenntnisses begründet. Die freie Prüfung und großartige Darstellung nach beiden kann der Wahrheit und Wissenschaft nicht anders als förderlich sein. Wie die Geschichte, vor allem die vaterländische, durchaus von religiöser Meinung und Ansicht bis in's feinste Geäder durchdrungen wird und daher auch Andern anders erscheinen muß, so sind alle Doctrinen, insofern sie nicht blos mit den Realen sich beschäftigen, also wenigstens ihrer philosophischen Begründung nach, mehr oder weniger von unserer religiösen Ansicht abhängig. Sie sind Alle von unserer philosophischen Bildung abhängig, von unseren Begriffen über Geist und Leben, über Erkenntniß und Wissenschaft, und die Begründung der einzelnen, und den Zusammenhang aller, und wer wird leugnen, daß diese Begründung unseres Wissens nicht mit der Religion, mit unseren Begriffen von Gott, der Welt und dem Menschen, ihrer Geschichte und Ueberlieferung zusammenhänge.

Johannes Müller hatte den Plan, in Westphalen eine große katholische Universität, der Göttinger protestantischen gegenüber, zu stiften; er erwartete von der verschiedenen Bearbeitung der Wissenschaften, von der Reibung entgegengesetzter Meinungen und Ansichten die erfreulichsten Resultate, zugleich auch die Verständigung des Nordens und Südens, die innere Vereinigung getrennter deutscher Stämme. Die westphälische Regierung und der Tod haben die Ausführung seiner Idee verhindert. Es ist also nicht blos ein Bedürfniß der katholischen Unterthanen, dem die preußische Regierung jetzt begegnet, es ist ein Bedürfniß aller Katholiken in Deutschland und ein Bedürfniß der Wissenschaft und der Ausgleichung verschiedener Richtungen des deutschen Geistes. Eine solche Anstalt, wenn sie in einem großen und würdigen Style gestiftet wird und

durch hohe Bildung den großen protestantischen Universitäten gleich steht, durch Gesinnung und Ansicht das Zutrauen der Katholiken zu gewinnen und zu bewahren weiß, wird auf das übrige Deutschland den entscheidendsten Einfluß bewähren. Es wird von der Regierung abhängen, diesen Einfluß zu gewinnen und würdig zu gebrauchen; sie wird ihrem Berufe getreu die Vereinigung Aller zu einem gemeinsamen vaterländischen Bestreben und die geistige Herrschaft, die von selbst aus dem Einfluß einer solchen Anstalt hervorgeht, vorbereiten. Alle Deutschen fühlen, wenn auch in verschiedene Stämme getheilt und verschiedenen Regierungen unterthan, in einem geistigen Bande sich vereint und zum selben Volke gehörig. Das geistige Leben der ganzen Nation ist in der Literatur, Art und Sitte, insonders der gemeinsamen Sprache niedergelegt, und Allen verständlich und unwandelbares Eigenthum. Aber die Stämme selbst, vor allem Nord- und Süddeutschland, stehen in mancher Rücksicht feindlich, wenigstens fremd und unverstanden einander gegenüber. Es wäre für ganz Deutschland wichtig, einen Punkt zu finden, wo die Eigenthümlichkeit der Süddeutschen mit jener des Nordens sich ausgliche, eine geographische Mitte zwischen dem fröhlichen gemüthlichen Süden des gemeinsamen Vaterlandes und dem ernsten verständigen Norden. Es ist zwar jenes Gefühl des gemeinsamen Vaterlandes, aller Trennungen ungeachtet, nie untergegangen, aber es bedarf außer jenem geistigen Bande einer wirklichen geographischen Ausgleichung; und dieses scheint die Bedeutung und der Zweck der Rheinlande zu sein. Der Charakter der Rheinlande und ihrer Bewohner theilt mit dem Süddeutschen die Lebendigkeit des Gefühls, den Lebensmuth und Frohsinn und die Anhänglichkeit an Alter und Religion, ohne dessen Schwerfälligkeit im Denken, und mit dem Norddeutschen die Gründlichkeit und Besonnenheit im Denken, die wissenschaftliche Richtung des Verstandes. Es ist bekannt, wie selten Süd- und Norddeutsche sich verstehen; der Norddeutsche hält den Süddeutschen meist für dumm, schwerfällig und abergläubisch, der Süddeutsche jenen für unzuverlässig, ohne Treue und Religion. Der Rheinländer versteht

Beide und wird von Beiden verstanden. Der Punkt der Ausgleichung ist also gefunden, und wer Beide vereinigen und geistig verständigen will, wird sich auf solchen Grund stützen müssen; alle Wirksamkeit des Einzelnen ist unbedeutend, wenn sie nicht auf die Basis eines Volksstammes und auf das Mitwirken eines Volkscharakters und klimatischer Feststellung gegründet ist; eine große Universität am Rhein würde zur innern Ausgleichung, Verständigung und Verbindung des Nordens und Südens von Deutschland mehr wirken, als Alles was sonst dafür geschehen könnte. Beiden wird solches nützlich sein, denn das wahre Deutsche ist die innere Vereinigung Beider. Ich überlasse es Andern, die Bedeutung, welche in dieser Rücksicht die Rheinlande für Altpreußen haben, auseinander zu setzen, hier wird es hinreichen, darauf aufmerksam gemacht zu haben.

Daß aber die Rheinländer den Beruf haben, die Mittler zwischen dem Norden und Süden zu werden, beweist nicht blos ihr Charakter und ihre klimatische oder geographische Lage; es ist durch die Geschichte bewiesen: der Charakter der Schriftsteller dieser Gegenden im Mittelalter, so lange noch das Charakteristische der Stämme und Gegenden zu erkennen ist, bis zur allgemeinen Verflachung und dem schädlichen Einflusse der nahen Franzosen, steht in der Mitte zwischen den süddeutschen und norddeutschen Bestrebungen.

In keinem offenbart sich aber der innerste Charakter eines Volkes so deutlich und vollständig, als in seiner Kunst; das ganze Leben und das innerste Gemüth desselben ist darin ausgesprochen und verklärt. Wenn wir nun die süddeutsche Kunst, von Albrecht Dürer und den übrigen Meistern auf Empfindung vorzugsweise gegründet, und dem Idealen, welches in Italien seine Blüthen findet, nachstreben sehen, wenn wir den strengen und herben wissenschaftlichen Charakter des Verstandes in allen Bestrebungen des Nordens wahrnehmen, wo die Kunst der Wissenschaft zu dienen scheint und endlich weiter gegen Westen das Charakteristische in der Kunst und die reelle Natur bei den Niederländern, welches in

England als Caricatur sein Eigenthum findet, vorherrschen sehen, so ist es offenbar, daß die rheinische Kunst, vor allen die Cölnische Schule, zwischen allen Bestrebungen die glückliche Mitte hält; in den Gemälden, im Dom und den vielen und reichen Privatsammlungen in Cöln ist das Charakteristische und die Wahrheit der Niederländer mit dem idealen und tiefen Sinne der Süddeutschen verbunden.

Was an jenen getadelt wird, ist hier vermieden, und das Liebenswürdige beider vereinigt.

Am deutlichsten wird der Geist und Charakter eines Volkes in seiner Baukunst erkannt, als der Basis und Trägerin aller übrigen Künste. Wäre der Dom in Cöln vollendet, wir hätten ein Werk, wie kein anderes Volk, nur dem Besten, was die Griechen vollendet, vergleichbar. Die Gedankenfülle und der Reichthum der Ideen, ein Bild und Reflex der ganzen Natur aus einem tiefen Gemüthe, wird in keinem süddeutschen Gebäude übertroffen, aber es herrscht zugleich die strenge Form und das Ebenmaß des Nordens und die hohe Anmuth der harmonischen und vollendeten Vereinigung.

Wenn die große Bestimmung einer rheinischen Universität aus dem, was von ihrem Zwecke für Preußen und ganz Deutschland gesagt worden, hervorgeht, so ist es klar, daß dieser Zweck nur durch eine Universität, welche in dem Maße groß und bedeutend ist, daß sie auf unsere Zeit und ganz Deutschland zu wirken vermag, erreicht werden kann. Eine kleine Universität mag den Bewohnern des Landes nützlich werden; auf die Monarchie, geschweige auf Deutschland wird sie nie wirken. Die rheinische Universität muß in einer großen Stadt angelegt werden, sie muß ihrer ganzen Anlage nach mit Berlin und Göttingen wetteifern können. Protestantische Universitäten des ersten Ranges giebt es eine Menge; diese *eine* katholische muß der ersten im Norden gleich stehen, sonst möchte es besser sein gar keine zu stiften; denn, welcher Vortheil den Bewohnern für ihre Bildung daraus entstehen möge, es ist zu fürchten, eine solche Universität, welche nicht groß genug ist, um sich über die Besorgnisse der Katholiken und das Provinzielle

der Rheinländer und Süddeutschen zu erheben, werde sich feindlich der Regierung gegenüberstellen und dem Geiste, durch welchen wir herrschen müssen.

Die Bedeutung und der Zweck der Universität hängt von örtlichen und zeitlichen Verhältnissen ab, aber er wechselt auch mit der wechselnden und nothwendigen Ansicht der Cultur überhaupt.

Früher, als alles Wissen mehr historisch war, bedurfte es einsamer, vom Treiben der Welt gesonderter Orte. Fleiß und historisches Sammeln der Materialien, festes Halten an dem Gegebenen und strenges Aufbewahren der vererbten Schätze der Vorzeit, ist der Charakter einer Universität in jenem Sinne.

Unsere höheren Schulen und Gymnasien erfüllen diesen Zweck; wollten wir ein solches großes Gymnasium stiften, es wäre Bonn der zweckmäßigste Ort. Jetzt aber bedarf es eines andern Geistes, als des Sammelns und Aufbewahrens. Wie der Jüngling zuerst in stiller Schule und strenger Zucht den Grund seines Lebens festlegen und tüchtigen Stoff zum künftigen Wissen und Erkennen sammeln soll, wie aber fürder die Schule ihm nicht genügen, sondern das volle Leben ihn allein weiter bilden und helfen mag, so ist auch die Zeit selbst mündig geworden und bedarf des regen Lebens und der Reibung aller Kräfte, um sich selbst klar zu werden und die Masse zu bewältigen. Je lebendiger und rascher der Wechsel der Ideen, je stärker die Reibung und der Verkehr zwischen der Idee und dem Leben, zwischen Gelehrsamkeit und Welt und Staat, desto stärker wird die Wirkung auf den Staat und das Volk sein.

Wenn also die rheinische Universität die bezeichneten Zwecke erreichen soll, so muß sie in der größten Stadt am Rhein, mitten zwischen dem Getreibe der Regierungen, der angesehensten Bewohner des Landes und der geistlichen und weltlichen Autoritäten, in Cöln gestiftet werden.

In kleinen Städten werden die Professoren meistens Pedanten sein, dem schnellen Umtriebe des eilenden Zeitgeistes fremd, höchst gelehrte Sammler und Schriftsteller für das Historische der Wissenschaften, sie verlieren die höhere allumfassende Ansicht, weil sie das

Leben des Volkes so wenig berührt, sie verengen und verknöchern sich immer mehr, wie aus dem Leben Geschiedene auf die eigenen Geburten und die Selbsterzeugung und die sparsame Kost der unerfrischten eigenen Ideen angewiesen. Die Doctoren kleinerer Universitäten sind berüchtigt, sie verlieren die Würde ihrer Wissenschaft, da ihnen die Welt fremd wird und schicken Davoust und Consorten ihre Diplome, wie hundert Beispiele bewiesen haben. Will man also ein katholisches Gymnasium oder eine ultramontanische Universität stiften, so wähle man Bonn; wird es nicht alterthümlich und streng orthodox, so wird es leichtfertig und französisch werden, wie es früher gewesen und alles Volk dieser Gegend gegen sich aufgebracht hat und gegen die Regierung, die solche Leichtfertigkeit hegen und pflegen mag. Will man aber eine Universität stiften, die dem Schüler die höhere Ausbildung, die große, das ganze Wissen umfassende Ansicht, das Zusammenfassen, das Ordnen und eigentliche Verstehen der früher eingesammelten Kenntnisse gewähren soll, will man, wie nothwendig, auf alle katholischen Unterthanen, selbst auf ganz Deutschland, bedacht sein, so ist Cöln der Sitz; denn nur da ist die nothwendige Reibung und der Einfluß den wir suchen.

. . . . Das classische Alterthum, vor allen der Griechen, bleibt ewige Norm und klarster Ausdruck des Ebenmaßes der Gesetze aller Gestaltung. Aber unsere Bildung bedarf der Erinnerung und des Nachsinnens auf die eigene Jugend. Wie der Mann in den Bildern seiner Jugend am vollständigsten sich erkennen und die eigenthümliche Richtung und die guten Keime, welche spätere Hindernisse verwahrloseten, wieder fortsetzen und pflegen mag; so soll auch das Volk zurücksehen auf die Tage seines früheren Lebens und was es seitdem vielleicht im Gewühle der Zeit vergessen, das alte Gute, was ihm jetzt wieder erinnerlich, hervorsuchen und das Leben an die Vergangenheit anknüpfen. Es schien ihm lange vergangen, weil es vergessen war, aber es fällt ihm noch Manches ein aus den Tagen seiner Jugend und nun es daran erinnert wird, fühlt es, daß es nicht vergangen war und daß es nur wieder

anknüpfen dürfe, um das Verlorene noch einmal zu retten und das Versäumte nachzuholen. Die sich rühmen viel gebildet zu sein, und eines großen Verstandes und klarer Kenntnisse, meinen, daß alles Große und Schöne im Mittelalter aus Instinkt geschehen sei. Darin aber stimmen alle überein, daß all unsere Bildung auf dem Mittelalter beruhe und gegründet sei und daß die Wiedererweckung und Verklärung des Mittelalters, die Ausbildung der großen Ideen und Anstalten desselben, man möchte sagen der eigenen Jugendgedanken und Thatenkeime, das Ziel unserer jetzigen Bestrebungen sei. Wenn ein solches das Ziel jetziger Bestrebungen, wo könnte eine Universität als Bedürfniß der Zeit auf ein herrliches Alterthum gegründet und zugleich die Ansichten und Kenntnisse dieser Zeit umfassend, würdiger erscheinen als in Cöln unter dem herrlichen Dom, den eine reichere Zeit wohl vollenden möchte, zwischen so vielen und herrlichen Denkmalen einer schönen Vorzeit, zwischen einer Menge Privatsammlungen der herrlichsten altdeutschen Gemälde, welche alle zusammengestellt werden sollten, sobald die Universität nach Cöln kommt, nicht aber, wenn man Bonn wählt. Nirgendwo in Europa sind so viele und vortreffliche altdeutsche Gemälde und Kunstwerke als in Cöln vereinigt. Ich nenne nur die Sammlungen von Boisserée, Walraff, Lieversberg, de Groote, Bossem &c. Eine deutsche Kunstschule, welche auf das Studium der Alten gegründet werden möchte, kann nur in Cöln gestiftet werden.

.... Unsere vaterländische Geschichte ist keinesweg würdig bearbeitet worden; kaum sind Vorarbeiten vorhanden. In Cöln allein ist es möglich, durch die vielen geschichtlichen Denkmale und durch die großen Sammlungen von Boisserée und Walraff, die Geschichte auf Anschauungen des großen Alterthums selbst zu gründen. Wenn die Geschichte vor allem dazu bestimmt ist, eine echte vaterländische Gesinnung im Gemüthe zu erwecken und zu erhalten, so muß sie auf vaterländische Kunst, als der lebendigen Darstellung der größeren Ideen unserer Vorzeit, gegründet werden. Nur in Cöln ist eine solche Verbindung der Geschichte, Alterthumswissenschaft und Kunst möglich, und nur eine solche Bearbeitung

der vaterländischen Geschichte ist unserer Zeit, vor allem dem Volke, das darnach strebt, ein gemeinsames deutsches Vaterland zu gewinnen, angemessen.

Wenn also auch, was nicht wahr ist, die Kunstschule in Cöln der Universität entbehren könnte, so kann doch die Universität durchaus nicht des Cölnischen Alterthums und der darauf gegründeten Kunst entbehren. Oder glaubt man es hinlänglich, wenn der Professor mit seinen Schülern an Feiertagen Cöln besucht und über die flüchtigen Bilder, welche ihm der Dom und die übrigen Denkmäler gegeben, seine Bemerkungen mittheilt? Den Journalschreibern und Reiseschreibern mag solch loses Spiel genügen, uns, die wir ein Anderes aus der Vorzeit erwecken und fortbilden möchten, kann es nicht anders als höchst leichtfertig und schlecht erscheinen.

. . . . Wenn es längst bewiesen worden, daß es großer Städte bedarf, um Universitäten, ihrem Zweck und ihrer Bedeutung nach, wie unsere Zeit sie fordert, zu stiften; wenn die Regierung, die Wahrheit dieser Behauptung anerkennend die Universität von Frankfurt nach Breslau verlegt, und eine neue große Universität in Berlin, dem Sitze der Regierung und aller obersten Collegien und Militäranstalten und der Hauptstadt des Reiches, gestiftet und den Nutzen einer solchen liberalen Anstalt in so kritischen Momenten erprobt hat, so muß diese Ansicht unbedingt für Cöln sprechen. Cöln die größte und volkreichste Stadt im Großherzogthum, giebt uns allein die Möglichkeit, eine große, dem Bedürfniß angemessene Universität am Rhein zu stiften. Cöln hat von jeher den entschiedensten Einfluß auf die öffentliche Meinung der Rheinländer behauptet. Ist es uns möglich, diese zu gewinnen und für ganz Deutschland zu benutzen, wollen wir dahin streben, den Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland am Rhein auszugleichen und durch das geistige Uebergewicht und den Einfluß einer großen Bildungsanstalt auf ganz Deutschland zu wirken suchen, so muß Cöln der Sitz der Universität sein. Nur so kann es uns gelingen, die Bedeutung und den Zweck derselben zu erfüllen. Welche andere Stadt am Rhein vermöchte sich Cöln gegenüber zu behaupten?

Wir haben früher gesehen, was die Universität in Bonn vermöchte. Die Opposition, welche sich in Cöln gegen sie bildete, nahm Bonn allen Einfluß auf das Land; sie ward als unchristlich verketzert und verschrien und Cöln behauptete seinen Einfluß.

Man glaube nicht, daß eine bessere Wahl der Lehrer die Stimme des Volkes für Bonn gewinnen werde; was Jahrhunderte sich gebildet und erhalten hat, vermag eine neue Anstalt nicht zu tilgen; es wird wieder, was früher geschehen, in Cöln eine Opposition gegen Bonn aufstehen und das Vertrauen gegen eine neue Regierung, die dem Lande noch fremd und von verschiedenen Bekenntnissen ist, nach und nach untergraben und von Grund aus zerstören.

Wenn es der französischen Regierung nicht gelang, die Eigenthümlichkeit und das tüchtige, echt deutsche Leben der alten Reichsstadt auszurotten und dieses während zwanzigjähriger Unterdrückung, wo Cöln mit Fleiß vernachlässigt und Aachen als den Neuerungen und dem französischen Geiste leicher zugänglich, gehoben wurde, dennoch sich erhielt, wenn Cöln noch immer den größten Einfluß auf die Stimmung des Volkes behauptet und gerade durch die Opposition gegen die Franzosen, die es versäumt hatten, sich des Einflusses dieser Stadt zu bemächtigen, der deutsche Sinn und die deutsche Art im Jülicher Lande, vor allem aber in Cöln sich lebendig erhielt und bewährt hat, so möchte dieses wohl eine Warnung und ein Zeichen sein, daß auch ferner die Herrschaft über die öffentliche Meinung in den Rheinlanden bei Cöln verbleiben werde. Wie es für den Handel der ganzen Gegend der Mittelpunkt, wie es noch immer die altdeutschen Volksbücher und Volkslieder in fliegenden Blättern (gedruckt in diesem Jahre) ewig verjüngt und über ganz Deutschland verbreitet, das ist uns allen bekannt, und so wird es auch künftig der geistige Mittelpunkt alles frischen Volkslebens bleiben und als solcher von der Regierung betrachtet und benutzt werden müssen.

.... Es ist übrig, den Einwürfen zu begegnen, welche man für Bonn und gegen Cöln geltend zu machen suchen möchte.

Zwei Extreme der Richtungen, welche eine katholische Universität am Rhein nehmen könnte, sind zu fürchten und zu vermeiden. Die Universität könnte nämlich, indem sie sich ganz den Ansichten der protestantischen Universitäten anschlösse, den Katholiken neologisch und verdächtig erscheinen. Sie würde dadurch das Vertrauen der katholischen Unterthanen sowohl als das des südlichen Deutschlands verlieren und eine solche Meinung, wenn sie gegründet und allgemein würde, könnte das Vertrauen gegen die Regierung selbst und die Wirkung, welche wir von ihr erwarten, schwächen oder aufheben.

Es könnte aber auch die entgegengesetzte Richtung der Regierung schädlich werden. Die Universität könnte nämlich mit blinder Strenge den ultramontanischen Ansichten und Grundsätzen sich anschließen und der Regierung als einer protestantischen sich gegenüberstellen, und Alles, was von ihr ausgeht, als ketzerisch erscheinen und dem Volke verdächtig machen.

Das Erste ist nur von Bonn zu fürchten. Die Professoren der ehemaligen Universität, Eulogius Schneider und seine Gefährten, sind noch in zu frischem Andenken bei den Bewohnern der Rheinlande, als daß man nicht allgemein ein übles, wenngleich ein ungegründetes Vorurtheil gegen Bonn haben wird, sobald eine neue Universität von einer protestantischen Regierung dort gestiftet würde.

Das Zweite ist wieder mehr von Bonn als von Cöln zu fürchten; eine Universität an einem kleinen und von der Regierung entfernten Orte, wird eher in ihren Ansichten sich bestimmt abschließen und der Regierung gegenüber als eine feindliche Opposition auftreten, als eine große Universität unter den Augen und der unmittelbaren Einwirkung der Regierung. Wie wäre es möglich, daß mitten zwischen den gebildeten und zahlreichen Mitgliedern der Regierung, des Consistoriums, des Medicinalcollegiums, des Militärs ꝛc. eine Richtung, welche nicht einmal im Geiste dieser Zeit liegt, das Oberhaupt gewinnen und gegen die Regierung auftreten könnte? Am Sitze der Regierung selbst ist dieses gewiß nicht zu fürchten, im Gegentheil, das Entgegengesetzte wird sich

hier am vollkommensten ausgleichen. Die Regierung wird die allgemeine Meinung für sich gewinnen; sie wird eine neue für sich bilden und zugleich in ihrem rein praktischen Leben durch den Umgang mit der Universität von einer höheren Ansicht durchdrungen und gehoben werden. Die Universität wird dagegen den Staat und das praktische Leben weniger aus den Augen verlieren und durch den wechselseitigen Austausch der Ideen und realen Bedürfnisse die praktische Sicherheit und Tüchtigkeit gleich entfernt von handwerksmäßiger Empirie und luftiger Weltconstruction gewinnen. Wie wohlthätig solches auf die Geschäftsmänner der Regierung und wie herrlich es auf die vaterländische Gesinnung der Schüler, selbst der Lehrer wirkte, haben wir in Berlin gesehen.

Ueberhaupt aber ist in dieser Zeit von einer großen Universität am Rhein alles andere eher, als ein solcher ultramontanischer Geist der Verketzerung zu befürchten. Das Mönchthum ist lange mit den aufgehobenen Klöstern vom Rheine verschwunden; selbst an den nothwendigsten Geistlichen auf dem Lande fehlt es, auch wo sonst drei Erzbischöfe und zwei Bischöfe mit zahlreichen Kapiteln herrschten, ist nicht einmal ein Suffragan zu finden, um die gewöhnlichen Weihen mitzutheilen. Endlich wird ja die Universität nicht blos aus Katholiken bestehen. Es ist wichtig, daß sie es vorzugsweise sei; es ist wichtig, weil die herrschende Ansicht in allen Wissenschaften die katholische sein und die Universität im Ganzen den Katholiken als wirklich katholisch erscheinen muß; es ist nothwendig, daß sie es in Rücksicht derjenigen Disciplinen sei, wo die Ansichten des Bekenntnisses eine Verschiedenheit in der Bearbeitung der Wissenschaft begründen. Die Lehrer der Philosophie und wissenschaftlichen Begründung der Doctrinen, die Lehrer des canonischen Rechts und der Geschichte, der weltlichen wie der geistlichen, endlich die theologische Facultät müssen auf einer katholischen Universität auch diesem Bekenntnisse angehören, aber was allen Bekenntnissen gleichmäßig angehört und dem Stoffe nach allen gleich fern ist, Philologie und classische Alterthumswissenschaft, Jurisprudenz, Medicin, Naturgeschichte, Mathematik, Astronomie, Came=

ralistik ꝛc., überhaupt alles eigentlich Reale, wird auf dieser Universität wie auf allen übrigen von Protestanten und Katholiken gelehrt werden können. Die gründliche Bildung und Tüchtigkeit der Lehrer wird entscheiden; nur daß keine Protestanten gewählt werden, welche durch ihre Ansichten gegen den Katholicismus feindlich auftreten und zu Streit und zu Mißhelligkeiten Veranlassung geben.

---

2. Ernst Moriz Arndt an den Staatscanzler. 27. April 1817. (Auszug.)

Cöln und Bonn als preußische Universitäten betrachtet.

Cölns Freunde sagen:

1. Cöln hat große Erinnerungen und Ansprüche für sich, als die fast älteste Stadt Deutschlands, als eine der bedeutendsten Städte im Mittelalter, als eine der ältesten und berühmtesten Hochschulen des Vaterlandes. Das Geschichtliche soll man ehren; dadurch werden Staaten und Völker groß gewiegt und groß erhalten.

2. Cöln hat herrliche Denkmäler, seinen einzigen Dom und andere Herrlichkeiten, manche Kunstsammlungen bei Privaten ꝛc. Dies ist das alte Echtdeutsche, dies weckt große Ideen und entflammt kühne Herzen.

3. Cöln hat bedeutende Fonds, große Stipendien, eine Bibliothek von 20- bis 30,000 Bänden, einen botanischen Garten; auch an Gebäuden fehlt es nicht für die Lehranstalten und die Lehrer.

4. Als große Stadt und beinahe bedeutendste Handelsstadt am Rhein giebt sie beide den Lehrern und Lernenden manche Hülfsmittel und Reitzmittel und mannichfaltigere Bilder des Lebens, die an kleinen Orten fehlen.

5. Cöln ist Preußens bedeutendste Stadt in den Rheinlanden, welche auf die Meinung und Gesinnung der umwohnenden Menschen den größten Einfluß übt. Die Verlegung der Universität

dahin (zumal da sie schon Sitz einer Oberregierung ist und wahrscheinlich Sitz eines Oberbischofs wird) würde die Einwohner für Preußen besonders vortheilhaft stimmen und durch die Stimmung würde ihre Wirkung auf die Umlande zu Gunsten der neuen Regierung sehr groß sein.

6. Cölns Bewohner sind fromm und rechtlich, halten sich still in ihren Mauern; der ganze Ton der Gesellschaft ist ruhig und mäßig; die Natur selbst ist nicht üppig und verführerisch: es ist eine recht gemachte Stadt für eine Universität. Die Jünglinge werden wenig nach außen gereizt, nicht aus der Stadt herausgelockt; sie sind gleichsam gezwungen, fleißig und sittlich zu sein.

* * *

Hierüber einige kurze Bemerkungen, welche das meiste in einem andern und wie wir glauben, wahreren Lichte erscheinen lassen werden.

Zum § 1. Das Angeführte läßt sich nicht leugnen, auch jener Satz nicht, daß man das Geschichtliche ehren soll. Aber Spuk soll man damit nicht treiben, wie es jetzt leider zu gewöhnlich geschieht, wo man von nichts als von historischen Entwicklungen der Staaten und Verfassungen und von dem historischen Wege spricht, ohne daß man sich die Sache verdeutlicht und die verschiedenen Zeiten, Länder und Völker klar vor's Auge stellt. Solcher Spuk erinnert einigermaßen an die theologische Lehre von den in Adam für alle Jahrtausende eingewickelten Keimen des Menschengeschlechts, den Erbsündekeim mit eingeschlossen. Das ist auch Geschichte, daß die Geschichte, indem sie ihren Schutt und ihre Trümmer wegspült, zuweilen sich selbst aufräumt und große Einschnitte in die Zeiten macht. Solche Einschnitte waren die Völkerwanderung, die Reformation, die französische noch nicht geendigte Revolution. Nicht alle Steine und Klötze, welche die Geschichte geheiligt hat, können wieder lebendig werden. Denn wo ist nun Troja, Persepolis, Tyrus, Karthago, ja wo ist Rom und Venedig und das alte Aachen und Tribur und Ingelheim?

Zum § 2. Es ist ein großer Fehler, man möchte sagen, eine große Unart, aus einem unklaren, halb mystischen, halb mystificirenden Wesen und Treiben der Zeitgenossen entsprungen, das, was rein wissenschaftlich und streng politisch nach seinem festen und gediegenen Lebenskern betrachtet und gewogen werden soll, ästhetisch zu wägen und zu betrachten. Die kümmerlichen und weinerlichen Schwächlinge und Thoren, die sich einbilden, durch ein dünkelhaftes Angaffen und Anstaunen der Vergangenheit könne die Blüthe des sogenannten Mittelalters, die sanfte Vereinigung der christlichen Religionssecten, die erstorbene Deutschheit, und Gott weiß, was sonst für Herrlichkeit, wieder aus den Gräbern herauf gezaubert werden, worin die Jahrhunderte schlafen! Nein, damit solches oder ähnliches werde, muß eine ganz andere Kraft und Arbeit daran gesetzt werden. Nur aus dem, was diese Zeit von Ideen und Leben Gediegenstes und Mächtigstes hat, freilich immer mit dem Hinblick auf die Vergangenheit, muß und kann das Tüchtige und Bleibende wieder aufgebaut werden. Cöln hat allerdings herrliche Denkmäler, aber haben diese Steine mit amphionischer Gewalt klingen und singen können seit der Reformation? Haben sie klingende und singende Geister und Seelen wecken können? Die Geschichte antwortet: Trotz der großen Erinnerungen und Denkmäler der Vorzeit hat Cöln drei faule Jahrhunderte verschlafen und nichts geleistet für die deutsche Wissenschaft und wenig geleistet für die deutsche Kunst; denn ihr Schönstes war aus dem Zeitalter vor der Reformation.

Zum § 3. Alles unter diesem Paragraph Gesagte, was von den Freunden Cölns oder von den Cölnern gewöhnlich geltend gemacht wird, um sowohl die Nothwendigkeit als das Recht zu beweisen, welches Cöln habe, die preußische Rheinuniversität zu sein, fällt bei näherer Ansicht und Erkundung der Dinge fast in Nichts zusammen.

Cöln hat nicht einmal so viele Fonds für gelehrte Anstalten übrig, daß es jetzt seine Schulen und Gymnasien unterhalten kann; sie ist ja dafür bei dem Ministerium des Innern um eine Unterstützung eingekommen.

Die Stipendien, die in den umliegenden Städten und Landen auf die Cölner Universität gewidmet sind, kann die Regierung ohne Ungerechtigkeit auf jede Rheinuniversität verlegen, wie sie es z. B. mit Frankfurt a. d. O., mit Wittenberg, gethan hat, und wie andere Regierungen mit andern Universitäten gethan haben, z. B. Bayern mit Ingolstadt. Die einheimischen Cölnischen Stipendien mag Cöln den Stadtkindern nach wie vor verleihen und sie davon, wo sie wollen, studiren lassen.

Die Bibliothek ist so elend, daß ein ordentlicher Gelehrter nicht zweitausend Gulden dafür giebt: alter längst vergessener Jesuitennachlaß. Was Gutes und Brauchbares darin gewesen, ist in der Franzosenzeit verschleudert und herausgestohlen.

Der botanische Garten ist unbedeutend und enthält keine Schätze und Seltenheiten aus dem Pflanzenreiche. Ueberhaupt ist so ein Ding keine Hauptsache bei einer Hochschule.

Die Gebäude — o ja! wo sind sie denn? und was sind sie? Einige Reste alter Klöster, deren größten Theil die öffentlichen Schulen und die Festungsbehörde (für Niederlagen, Magazine, Kasernen) schon unter Beschlag genommen haben. Und wie und mit welchen Kosten würden diese erst zerbaut, umgebaut und durchgebaut werden müssen! Und wer wollte in den finstern und unheimlichen Räumen wohnen? Von demselben Charakter und für Mönche, nicht für Gelehrte, die Familie haben, eingerichtet, ist auch das düstere Jesuitencollegium, größtentheils schon eingenommen von Lehrern am Cölner Gymnasium.

Zum § 4. Kann man nicht ganz leugnen, aber viel größer ist der Nachtheil der Kaufleute und Handwerker dieser Stadt für Lehrer und Lernende, weil Cöln eben dadurch in jeder Beziehung einer der theuersten Orte des Rheinstroms ist. Dies wird die Regierung auch fühlen, weil die Anstalten beträchtlich mehr kosten und den Lehrern, wenn man gute haben will, bedeutend größere Gehalte und Entschädigungen werden bestanden werden müssen, als in einer kleinen und mittelmäßigen Stadt.

Zum § 5. Wenn die Geister und Gemüther sich auf die

in jenem Paragraph angedeutete Weise fragen ließen, wäre das allerdings einer der großen Punkte. Aber hier steht ein großes Wagstück, worauf die erhabenen Männer aufmerksam gemacht werden müssen, welche über Preußens Gegenwart und Zukunft zunächst entscheiden. Man bilde sich nur nicht ein und lasse sich nur nicht einbilden, von Andern, die ihre besonderen Entwürfe und Absichten in petto haben, daß eine Stadt wie Cöln, mit noch so tief gewurzelten Vorurtheilen gegen eine protestantische Oberherrschaft und Regierung so leicht zu gewinnen sei. Wir haben das einst auch geglaubt, haben aber unsern Glauben in dieser Hinsicht ändern müssen.

. . . . Wie wenn sich die Anstalt hier nun so entwickelte und eine pfäffische und hierarchische Richtung nähme, wie die Lehranstalten von Cöln von jeher gethan haben, wäre denn noch mit Einsehen auf Anordnungen von Seiten der Regierung zu helfen? Nein, in dem Falle würde die ganze katholische Genossenschaft gegen die Regierung unter Harnisch treten, sie würde sich in den Pfaffengeistern unterdrückt glauben. So aber muß die Regierung es in den Rheinprovinzen einrichten, daß sie die katholische Religion in Ehren und Würden halte, aber dem Papismus und Romanismus und unter ästhetischen Larven verkappten Jesuitismus keine Waffen in die Hände gebe, welche diese gegen sie selbst kehren können. Man soll hierbei auch an Belgiens Nähe denken, des papistischesten Landes in Europa und nicht unmöglich glauben, daß auch am Rhein sich Priester zeigen könnten, wie die Bischöfe von Gent und Namur. Dies sage ich gegen diejenigen, welche die Welt immer durch die ästhetische Brille angucken und darüber das wahre Verhältniß in seinem innern Kern nicht sehen können.

Zum § 6. In dem in diesem Paragraph Gesagten liegt ein wichtiger Grund, weswegen Cöln nicht Universität werden darf. Weil die Bewohner meistens wohlhabend und reich sind, so würden die Studenten, deren Mehrzahl gewöhnlich arm ist, in die schlechten Theile der Stadt als Einwohner verbannt werden, sie würden gewissermaßen unter das Gesindel kommen. Cöln hat leider noch

eine große Zahl Bettlerfamilien, Nachlaß der vielen Klöster, die nun nicht mehr sind. Daher eine große Liederlichkeit. Schöne Natur, Wald, ja nur Schatten giebt es auf die Weite einer Meile um die Stadt nicht, also der Naturfreuden würden die Jünglinge entbehren. Mönche aber sollen hier nicht gezogen werden.

.... Da ich in Hinsicht der Rheinuniversität für Bonn bin in Vergleichung mit Cöln, so will ich kürzlich die Gründe angeben, welche die Entscheidung für diese Stadt bestimmen müssen, die Nachtheile nämlich, welche Cöln hat, als Gewicht für Bonn gehörig mit eingerechnet.

1. Bonn ist eine der freundlichen Mittelstädte, welche die deutschen Musen sich von jeher am liebsten und glücklichsten zu ihren Sitzen erkoren haben, wo zu großer Reichthum die Armuth nicht in Schatten stellt und zu vielseitige mannichfaltige gesellige Lockung und Anziehung die Lehrer und die Lernenden nicht zu oft und zu viel aus dem stillen und beschaulichen Leben der Wissenschaft herauslockt.

2. Bonn ist hinsichtlich seiner Lage unstreitig einer der lieblichsten Orte Deutschlands und des heiligen Rheinstroms. Es vereinigt in seinem Umkreise das Reichste und Mannichfaltigste: im Thale zunächst um sich die mildeste heiterste Landschaft mit Obstbäumen und Reben, rechts das erhabene Siebengebirge mit seinen uralten Burgen, gleichsam die schönste Gipfelung des Westerwaldes, hinter diesem rauhes, wildes, fast nordisches Land, links das reizende Vorgebirge der Eifel, von Brühl bis Bonn und Godesberg fast ein edenscher Garten Gottes; unter sich die unermeßliche Ebene voll reicher Dörfer und Kornfelder, welche sich um Cöln und über Cöln hinaus mit dem großen Strome bis in's Niederland ausdehnt. Hier ist Lieblichkeit, Schönheit, Erhabenheit, hier zeigen sich im Umfange weniger Meilen gleichsam dreierlei Klimate, dazu alle Erinnerungen einer großen Vergangenheit in Trümmern menschlicher Werke und in Trümmern von Naturrevolutionen ausgegossen, wie an wenigen Orten des großen Vaterlandes; hier ist die Fülle des Lebens und der anmuthliche Naturreiz, dessen das

deutsche Herz in der Jugend nicht leicht entbehrt. Auch ist Cöln ja ganz nahe mit seinen Denkmälern, ist von einem rüstigen jungen Fußgänger in drei Stunden zu erreichen und denjenigen immer zugänglich, die ein sonderliches Gefallen an der Kunst haben oder ihr gar das Leben weihen wollen. Auch ist kaum ein Punkt in Deutschland, wo ein so ergiebiges und mannichfaltiges Feld wäre für den Bergmann, Forstmann und Botaniker.

3. Miethe und Lebensnothdurft sind in Bonn weit wohlfeiler als in Cöln, Luxus und Ueppigkeit viel geringer; leichter lebt ein Student hier mit dreihundert Thaler jährlich, als in Cöln mit fünfhundert.

4. Die trefflichsten Gebäude stehen hier bereit für die öffentlichen Anstalten und für die Lehrer. Das schöne Schloß, die Reitbahn, da sie jung sind, bedürfen nur einer leichten Ausbesserung, um für Alles brauchbar und bequem gemacht zu werden. Das Lustschloß Poppelsdorf, einen guten Büchsenschuß von der Stadt, wäre wie gemacht, die Sammlungen aufzunehmen und zu beherbergen, welche zur Forst- und Bergbauwissenschaft und zur Botanik gehören; seine eingeschlossenen Gartenanlagen wären das erwünschteste Local für einen botanischen Garten im großen Style. Denn den Anstalten zum Dienst und Behufe dieser letztgenannten praktischen Wissenschaften wird die Regierung in einem Lande, das so viel Gebirge, Wald- und Bergbau hat, auf der neuen Hochschule gewiß die ausgedehnte Pflege und Großartigkeit in den Einrichtungen geben, die sie hier verlangen.

5. Hier wäre nicht zu fürchten, daß Pfaffeneinfluß zu mächtig würde, daß eine zu große Einwohnerzahl mit ihren Vorurtheilen oder mit ihrer einseitigen Abneigung gegen die protestantische Regierung zu schwer aufdrückte oder gar niederdrückte. Die junge Anstalt könnte sich hier frei und unabhängig in dem Sinne, welchen die Zeit gebietet, auf eigenem Boden aus ihr selbst entwickeln durch die Jugend (die künftigen Leiter, Führer und Bestimmer des Volks) auf das Ganze rückwirken und für das Vaterland und die

Regierung bald eine wohlthätige und erfrischende Gewalt auf die Herzen jener Landschaften gewinnen. Denn die Zeit ist derart, daß der Geist, wenn man ihm nicht absichtlich oder dumm Klötze und Bleikugeln an die Fersen heftet, auf das geschwindeste hindurch schreitet und das Lebendige unwiderstehlich nach sich zieht und in seine Kreise hineinreißt.

6. Bonn wird, wenn man Sorge trägt, tüchtige und berühmte Lehrer anzustellen, leicht die besuchteste und bedeutendste Hochschule in Süddeutschland werden. Die Lage des Orts und die Reize der Natur, die Wohlfeilheit des Lebens, die freundliche Nachbarschaft der Umgebungen werden aus allen Gegenden des Vaterlandes lernbegierige Jugend dahin locken und auch Manche aus der Fremde und was irgend von Jünglingen aus der großen preußischen Monarchie den Süden Deutschlands sehen und sich ein wenig mit ihm einleben und durchleben will, wohin soll es sich für seine Studien und Uebungen lieber wenden, als nach dieser freundlichsten und anmuthigsten Stadt? Auf diese Weise wird hier eine recht ordentliche Gesammtuniversität werden, nicht eine Provinzialuniversität, was Cöln werden und bleiben würde; so wird sich hier das rege deutsche, wissenschaftliche und geistige Leben entwickeln, erwecken und entflammen, wodurch Volk und Vaterland allein groß und herrlich und für künftige Arbeiten und Gefahren von innen gestählt werden können. Diese Ansicht ist die größte und entscheidendste für Bonn und dann jene, daß eben durch die Anpflanzung der Rheinuniversität an diesem Orte so viele Geister deutscher Jünglinge aus andern Herrschaften und Landen für Preußen, ohne welches Deutschland nicht mehr stehen kann, auf eine stille und leise Weise gewonnen werden würden, politisch eine große Rücksicht.

7. Auch das kann man aus einem niedrigeren Gesichtspunkte noch für Bonn anführen, daß diese Stadt, die einst Residenz eines deutschen Fürsten war, nothwendig von Jahr zu Jahr mehr verfallen muß, wenn man ihr nicht auf diese oder auf eine ähnliche Art zu Hülfe kommt. Cöln hat seinen tieferen Rhein und eine

altbegründete Schifffahrt und Kaufmannschaft, Koblenz hat seine Mosel, Aachen seine Fabriken und Bäder; Bonn hat von allem diesem fast nichts.

---

3. Geheimer Rath Süvern an den Staatscanzler. 30. Juli 1817.

Aus einem pro memoria, die Wahl des Orts für die zu gründende preußische Universität am Rhein betreffend.

Die Stiftung einer preußischen Universität am Rhein muß nicht blos von ihrer wissenschaftlichen und ökonomischen Seite, sondern auch, ja vielleicht mehr noch, aus politischem und religiösem Gesichtspunkte betrachtet werden.

Von jeder Universität geht nach ihrer Eigenthümlichkeit ein gewisser Geist nicht blos des Wissens, sondern auch der Gesinnung und des Charakters aus. Wenigstens kommt es nur auf ihre Organisation und Besetzung an, daß sie solchen Einfluß äußere. Wird die rheinische Universität in einem großen Style angelegt, so kann sie bei dem Mangel einer größeren deutschen Universität am Rheinstrom von Basel bis an den Niederrhein — denn Heidelberg behauptet nur eine secundaire Stelle — und bei der einseitigen Beschränktheit, womit das Studienwesen in Frankreich und in den Niederlanden eingerichtet und geleitet wird, gleichsam wie eine positiv wirkende Festung dem preußischen Staate dienen und das rheinisch-westphälische Inland wie das deutsche und fremde Ausland anziehen.

Solch eine Anstalt möchte nun in Cöln, der physischen und geistigen Dumpfheit und Beengtheit der Stadt und der gegen die Umgebungen von Bonn sehr zu ihrem Nachtheil abstechenden flachern und einförmigen Gegend wegen, schwerlich einmal angelegt werden können. Sie würde, wenn man es auch wollte, kaum gedeihen, sondern mit dem in Cöln herrschenden Kaufmanns- und Priester-

geiste zu kämpfen haben und könnte leicht in ihm untergehen. Die Ansicht, welche auch aufgestellt ist, daß die Universität in Cöln, einer großen Stadt, von moralischem und industriösem Gewicht, schon einen bestimmten Charakter vorfinde, den sie leicht annehmen werde, ist gewiß nicht die richtige. Denn nach allem, was man von Cöln weiß, ist es nicht wünschenswerth, daß sie das Gepräge des dort herrschenden Geistes annehme und dieses weiter verbreite. Kommt es aber darauf an, auf diesen durch die Universität verbessernd zu wirken, so kann dies weit zweckmäßiger von Bonn aus geschehen, wo es ganz in den Händen der Regierung liegt, der jungen Anstalt einen solchen Geist und Lebenstrieb einzuimpfen, der in einem weiten Umkreise reiche und schöne Früchte erzeugen kann. Auch ist durchaus nicht zu erwarten, daß eine Universität in Cöln Zutrauen am Rhein und in Westphalen finden und große Frequenz erlangen werde. Der Unterrichtete denkt noch an die Zeiten des Scholasticismus, der in Cöln seinen Sitz hatte, an den Geist der obscurorum virorum, der da hausete und noch vor der Reformation dem bessern Wissen entgegenkämpfte, an die Erscheinungen der Reformation selbst, die in Cöln Wurzeln schlagen wollte, aber durch Universität und Domcapitel wieder vertilgt wurde. Und das größere Publikum verbindet immer mit Cöln die Vorstellung eines obscuren geistig beschränkten Ortes. Das beweisen so viele über die Frage wegen des Sitzes der neuen Universität aufgefordert und unaufgefordert eingegangene Berichte und Eingaben von Behörden und Einzelnen. Nur sehr wenige, und fast keine andern als geborne Cölner oder durch Verwandtschaft, Wohnsitz, oder mystisch religiöses und artistisches Interesse für Cöln Eingenommene haben ihm in Beziehung auf obengedachte Frage das Wort geredet. Berücksichtigte man dies Alles nicht, so würde man eine Universität stiften, wahrscheinlich für Cöln und Cölnische Kinder, aber den großen Zweck dieser Institution sicherlich verfehlen. Zu spät würde man dieses Mißgriffes inne werden und schwer würde es halten, einem so bedeutenden Orte und besonders den Händen der Geistlichkeit die Universität wieder zu

entnehmen, die sie einmal besäßen. Dagegen wäre ein bei weitem geringerer übler Eindruck zu befürchten und es wäre mit mindern Schwierigkeiten verknüpft, wenn sich durch die Erfahrung zeigen sollte, daß mit der Anlage der Universität in Bonn ein Mißgriff begangen wäre, was aber nach der Stimmenmehrheit, die aus jenen Gegenden darüber gehört wird, nicht zu befürchten ist, wenn nur die Regierung bei der Gründung, Organisation und Leitung der Anstalt nicht kleinlich, sondern groß und dabei vorsichtig verfährt. Denn was man von dem allgemeinen Mißcredit, worin Bonn noch von den ersten Revolutionszeiten her stände, von der Opposition der öffentlichen Meinung, welche sich gegen eine dort wieder zu errichtende Universität erheben würde, gesagt und auch wohl geglaubt hat, ist durch vielfältig vernommene Zeugnisse von Coblenz, Aachen und Düsseldorf, aus dem Münsterlande und dem Herzogthum Westphalen genugsam widerlegt worden. Die Regierung der letzterwähnten Provinz hat gar gebeten, man möchte die Universität in Bonn, die sie vordem als ihre Landesuniversität betrachtet habe, daselbst wieder errichten. Und daß man keine Professoren, wie Eulogius Schneider revolutionären Andenkens dabei ansetzen werde, versteht sich wohl von selbst.

Verbindet man nun mit der politischen Ansicht des Gegenstandes die mit ihr in engem Zusammenhange stehende Betrachtung von der religiösen Seite, so bietet sich von selbst die Wahrnehmung dar, daß in dem ganzen nordwestlichen Deutschlande zwischen dem Main, der Weser, der Nordsee und der niederländisch-französischen Grenze jetzt keine protestantische Universität befindlich ist. Es ist gegenwärtig in diesem ganzen bedeutenden Landstriche nur die winzige katholische Universität in Münster, die im Durchschnitt dreihundertfünfzig bis vierhundert Studirende zählt. Wird die rheinische Universität in Cöln angelegt, so läßt sich schwerlich mit ihr eine evangelisch-theologische Facultät verbinden. Stiftete man eine solche, so würde dies zu unendlichen Reibungen mit der katholischen Geistlichkeit, mit dem Publikum und unter den Studirenden führen und es würden gewiß wenige evangelische Theologen nach

Cöln gehen, die Facultät also ganz wirkungslos sein, ja der Geist des Obscurantismus der Lehranstalt überhaupt, ganz vorzüglich aber der philosophischen Facultät, dem Brennpunkte alles freien Denkens Gefahr drohen.

Es sind Besorgnisse erregt worden, daß die Cölner Geistlichkeit eben wie vormals einer Universität in Bonn sich heftig entgegensetzen und in stetem Kriege mit ihr begriffen sein werde. Dies scheint mir aber weit eher zu befürchten, wenn die Universität in Cöln selbst ist und sich nur einigermaßen zu einem freiern Aufschwunge erheben will. Geschieht letzteres aber nicht, so wird der Friede mit der Geistlichkeit ein Zeichen sein, daß ein dieser zusagender Geist in der Universität herrscht. Was aber das Schlimmere sei, ob Reibung der Universität mit dem katholischen Klerus von Bonn aus, oder Uebereinstimmung mit ihm und Hingebung an ihn in Cöln, beantwortet sich leicht. Wenn überdem zwei katholische Kurfürsten sich nicht gescheut haben, eine Universität in Bonn gegen alles Sträuben der Geistlichkeit in Cöln zu stiften und zu halten, so ist nicht einzusehen, weshalb eine protestantische mächtige Regierung bedenklicher als jene sein sollte.

.... So stände denn das ganze nordwestliche Deutschland zwei katholischen Universitäten, der in Münster und der in Cöln hingegeben, denn erstere müßte man nothwendig neben der letztern bestehen lassen, da sie Münstersche Landesuniversität und die Antipathie der Münsterländer gegen Cöln so groß ist, daß die Aufhebung ihrer Universität um der Cölner Willen, ganz gewiß sehr üblen Eindruck machen würde. Wer nun aber bedenkt, welch ein Einfluß von zwei solchen in einem Geiste wirkenden Anstalten ausgehen könne und den innern Zusammenhang kennt, der bereits zwischen der niederländischen und rheinischen, auch zum Theil norddeutschen katholischen Geistlichkeit stattfindet, der kann in der That nicht ohne Besorgniß die Resultate sich vorstellen, die sich ohne allen Zweifel durch Verstärkung dieses Zusammenhanges mittelst eines neuen so bedeutenden Organs in Cöln ergeben würden. Dann könnte wohl Cöln das deutsche Rom nicht allein in artistischer,

sondern auch in religiöser Hinsicht werden, wozu es wohl Mancher durch Hülfe einer protestantischen Regierung gern machen möchte. Diese Tendenz nicht zu begünstigen, ist man meines Bedünkens der fortschreitenden Bildung der Völker und ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse schuldig. Dazu kommt noch, daß der preußische Staat nothwendig für das höhere Bildungsbedürfniß seiner zahlreichen protestantischen Bewohner in Westphalen und am Rhein sorgen muß, welches jetzt durch den Verfall der Universität in Duisburg, deren wirkliche Aufhebung von der Gründung der neuen rheinischen Universität unzertrennlich ist, sich ganz eines Mittelpunktes beraubt sieht. Eine Universität in Bonn kann ihm einen solchen wiedergeben. Diese kann unbedenklich eine katholische und eine evangelisch-theologische Facultät erhalten und in ihrer philosophischen Facultät wird sich in allen Zweigen ein freier Geist des Denkens und wissenschaftlichen Forschens entwickeln, an welchem die sich wieder regenden Versuche des Pfaffenthums scheitern werden. Auf dieser Universität werden weder Protestanten noch Katholiken irgend einer Provinz des nordwestlichen Deutschlands, ja des ganzen Rheinstroms zu studiren Bedenken tragen, wenn sie nur in wissenschaftlicher und disciplinarischer Hinsicht tüchtig ist, und sie kann den großen und schönen Wirkungskreis umfassen, auf welchen sie anzulegen Alles auffordert. Dann ist es auch möglich, die juristische und medicinische Facultät in Münster, die ohnehin sehr unvollkommen und noch nicht in aller akademischen Form organisirt sind, eingehen und nur die theologische nebst der philosophischen bestehen zu lassen, welche man, ohne die unangenehmste Sensation zu veranlassen, dem Bischof, dem Domcapitel, der Geistlichkeit, ja dem Volke des Münsterlandes, da sie einmal bestehen, nicht wird nehmen können.

Ob in wissenschaftlicher, disciplinarischer und ökonomischer Hinsicht Cöln oder Bonn oder umgekehrt, den Vorzug verdiene, davon ist bis jetzt fast allein die Rede gewesen und so viel darüber geschrieben oder gesprochen worden, daß ich glaube, hier nur diejenigen Punkte herausheben zu dürfen, auf denen vornämlich die Entscheidung beruht.

Man streitet sich mit Anwendung auf die vorliegende Frage viel darüber, ob eine große oder eine kleine Stadt zum Sitze einer höheren Studienanstalt geeigneter sei, und viele meinen, selbst mit Berufung auf das Beispiel von Berlin, Breslau und Königsberg, für Cöln entscheiden zu müssen. Meines Erachtens kommt es aber an und für sich gar nicht auf die Größe oder Minderheit einer Universitätsstadt an, sondern auf die dem Zwecke der Universität günstigen Verhältnisse, die sich darin vorfinden oder bilden lassen; und daß gerade drei Hauptuniversitäten des preußischen Staates in großen Städten sich befinden, ist nichts als ein dem Umstande, daß Halle im Jahre 1807 dem Staate entrissen wurde, beizumessender Zufall, auf den man sich gar nicht berufen darf. Denn, daß eine Universität, vorausgesetzt, sie werde mit allem Nöthigen versehen, in Halle mehr an ihrer Stelle sei, als in Berlin, und in Frankfurt mehr als in Breslau, wird keiner, der die Localitäten und alle Verhältnisse genau kennt, und unbefangen urtheilt, leugnen. Im Allgemeinen ist eine Stadt von mittlerer Größe für eine Universität die beste, und hierüber darf man mit größerem Rechte auf die Beispiele von Göttingen, Halle, Erlangen, Jena, Heidelberg Bezug nehmen, mit denen Bonn etwa in gleicher Kategorie stehen würde. Da hat das gesellschaftliche Leben keinen so zerstreuenden Einfluß auf Lehrer und Lernende, und die disciplinarische Aufsicht kann leichter gehandhabt werden.

.... Das Zweite ist die antiquarische und historische Merkwürdigkeit der ganzen Stadt Cöln und die vielen Kunstschätze und Monumente die sie enthält, imgleichen ihr städtisches Archiv. Es ist wahr, dies giebt dem Orte keine geringe Bedeutung für Wissenschaft und Kunst. Ob diese aber auch für seine Wahl zum Universitätsorte so entscheidend in Rechnung zu bringen sei, ist eine andere Frage. Freilich könnte die Universität in Hinsicht auf Forschung und Theorie mit dem, was von Kunst und Alterthum in Cöln ist, und den dafür zu eröffnenden Anstalten durch Anschauung und Uebung vortrefflich zusammenwirken. Aber ist dies denn das Einzige, worauf zu sehen ist? Wird denn auch alles jenes Histo=

rische und Artistische in seinem mystischen Dunkel anhaltenden und wahrhaft wohlthätigen Reiz genug auf die jugendlichen Gemüther ausüben? Ist nicht vielmehr zu befürchten, daß diese Dome des Mittelalters, diese Darstellung von lauter Legenden und heiligen Geschichten, die an sich ihren Werth haben, so zusammengedrängt, durch keine andere Form der Kunst, durch keinen Reiz der Natur, kein klares geistiges Leben des Volks erheitert, mit allem übrigen in Cöln zu nichts Anderem wirken werden, als die Lehranstalt in Professoren und Studirenden in den schwächlichen trüben Mysticismus fest zu versenken, zu welchem das Zeitalter, namentlich am Rhein, sich hinneigt, den diejenigen gern überall ausbreiten möchten, die da meinen: die Zeit könne wieder dahin zurückgeschroben werden, wo die Reformation sie aufnahm, und welchen entgegen unter andern Goethe in seinen Heften über Kunst und Alterthum am Rhein so treffende Worte geredet hat?

Der Lehrer kann von Bonn aus Alles benutzen, was Cöln historisch und artistisch Interessantes darbietet. Gleicherweise auch der Schüler. Denn wird Cöln einer der Mittelpunkte für Kunst am Rhein, wofür alles spricht, wie leicht lassen sich die dafür zu errichtenden Sammlungen und Anstalten auch den Studirenden der nur drei Meilen entfernten Universität nutzbar machen? Wie leicht lassen sich für diejenigen, die Erlaubnißscheine und Zeugnisse ihrer Lehrer beibringen, längere instructive Demonstrationen und Curse zu gewissen Zeiten des Jahres einrichten? Mit wie viel stärkerer Sehnsucht wird der durch die Naturschönheiten um Bonn geweckte und belebte, durch gründliche Lehrvorträge vorbereitete Jüngling nach Cöln eilen, mit wie offener Empfänglichkeit und wie richtigern Ansichten wird er alle die Schätze der Kunst und des Alterthums betrachten, als das immer von ihnen befangene, immer in dieser Umgebung brütende und von den Feierlichkeiten des katholischen Cultus berauschte Gemüth, auf welches jene Monumente gewiß eine ganz andere Wirkung thun werden, als auf die der Natur befreundete und durch solide Wissenschaft genährte Seele! Nur wenn die Universität in Bonn ist, kann ihr Cöln durch alle

seine Alterthümer und Kunstschätze wohlthätig werden und sie ergänzen, in Cöln selbst wird sie durch dies alles nur um so mehr eine Schule des trübsten und weichlichsten Mysticismus, der weder dem verständigen Katholiken noch dem Evangelischen gefallen kann.

Durch die Wahl einer andern Stadt kann der Streit nicht entschieden werden. Denn was gegen Coblenz, Aachen, Düsseldorf, Duisburg, Neuwied jetzt spricht, fällt zu leicht in die Augen, als daß es besondere Erwägung bedürfe. Für Trier, so wie es jetzt ist, würde sich wahrscheinlich Alles vereinigen, läge es nicht der Mitte zu entfernt und der Grenze zu nahe. Für Bonn daher zu entscheiden, würde schwerlich Bedenken getragen sein, hätte nicht Cölnische Eifersucht und ein gewisses unklares mystisches Streben sich dagegen geregt.

Gewiß ist es aber, daß, wenn der preußische Staat in der rheinischen Universität ein ihm selbst und dem ganzen nordwestlichen Deutschland höchst ersprießliches Institut gründen will, die glückliche Wahl des Ortes die erste Bedingung des Gelingens sein würde.

---

4. Freiherr von Altenstein an den Fürsten Staatscanzler.

Der preußische Staat hat seit geraumer Zeit sehr viel für den öffentlichen Unterricht gethan, allein es wird solches weder so allgemein anerkannt, wie es der Fall wohl sein sollte, noch gewährt es auch wirklich den Vortheil, den es gewähren könnte. Ich habe Gelegenheit dieses, vorzüglich das letztere, ganz genau zu kennen. In dem Augenblick, wo der preußische Staat im Begriff steht, mit bedeutendem Kostenaufwand eine neue Anstalt für den öffentlichen Unterricht zu begründen, ist es höchst wichtig, ja unerläßlich, den Grund der vorstehenden Erscheinung genauer auszumitteln und Veranstaltungen zu treffen, dem Nachtheil, der leicht den Vortheil überwiegen dürfte, zuvorzukommen.

Der Grund liegt in dem Mangel eines großen allgemeinen Planes und eines kräftig erfaßten Zieles, wodurch eine richtige

Würdigung und das feste Aussprechen derselben, welches ergreift und imponirt, allein möglich wird, in der Mittelmäßigkeit der Mittel zur Ausführung des Begonnenen, welches gleichfalls nicht zu ergreifen und zu imponiren im Stande ist, und welches Anstrengungen veranlaßt, bei welchen die Früchte nicht erlangt werden, welche allein Ersatz geben, und endlich in der Mangelhaftigkeit alles dessen, was unumgänglich erforderlich ist, den Zusammenhang zu begründen, ein kräftiges Durchführen zu sichern und die Früchte für das Ganze möglich zu verwenden. Ich werde mich darauf beschränken müssen, dieses hier in einigen Hauptsätzen näher aus einander zu setzen.

1. Der Mangel eines solchen großen allgemeinen Planes und Zieles und was davon die unmittelbare Folge ist, daß der Werth der Sache und dessen Würdigung nicht offen, kräftig und keck ausgesprochen wird, hat zur Folge, daß sich darüber keine öffentliche Meinung bildet. Es machen sich höchst beschränkte und gemeine Ansichten geltend, deren Aeußerung gar nicht gewagt werden würde, wenn schon etwas Tüchtiges darüber ausgesprochen wäre. Der Werth höherer Bildung wird verkannt, oder wenigstens andern gemeinen Dingen nachgesetzt, und ein Aufwand darauf als Verschwendung betrachtet, oder höchstens als erlaubt zugegeben, wenn ein Ueberfluß gar nicht auf andere Art zu verwendenden Geldes vorhanden sei. Es wird die höhere Bildung wohl gar als Abweg verschrien, der zu politischen Unordnungen, religiösen Ketzereien, Vernachlässigung des Brodstudiums führe und es werden höchstens nur möglichst beschränkte, verkrüppelte Anstalten als zuträglich zugegeben. Gewöhnlich begnügt man sich, solche Aeußerungen vornehm zu verachten und nimmt sich wenigstens vor, sich darüber wegzusetzen. Allein dieses mindert ihre Wirkung nicht, denn es ist größtentheils Wahrheit. Es läßt sich diesem Allen einzeln größtentheils nichts entgegensetzen, denn einzeln oder vereinzelt, kann Alles dieses sehr richtig sein und die öffentliche Meinung muß schwanken und achtbare Stimmen müssen sich gegen die Sache erklären. Ebensowenig aber läßt sich einem allgemeinen, großen,

würdig ausgesprochenen Plane, der durch seine innere Gediegenheit schon alle diese Bedenken löst, etwas entgegensetzen und die Wahrheit bricht sich durch ihr eigenes Gewicht Bahn. Je einzelner und isolirter ein Unternehmen dasteht, desto eher macht sich der Tadel an solches. Je größer das Ganze ist, desto eher verstummt er, oder zeigt sich in seiner Unbedeutendheit. Bei der Gründung der Universität am Rhein wird sich dieses Alles, wird sie isolirt unternommen, im höchsten Grade zeigen. Man wird über den Aufwand für diese Provinzen, die nichts einbringen, schreien, die Ueberflüssigkeit einer neuen Universität, bei so vielen Universitäten des Staates, die Gefahr, eine große Anzahl sogenannter guter Köpfe in den ohnedies schon unruhigen Rheinlanden zu versammeln und so einen Revolutionsheerd dort zu gründen, wie er es früher war, die Finanzlage des ganzen Staats im Allgemeinen schildern, die Eifersucht anderer Provinzen wird erwachen 2c. und die öffentliche Stimme wird sehr schwanken. Am Rhein selbst werden sich orthodoxe Stimmen gegen eine solche Art der Universität, gegen den Vorzug des Orts und dergleichen erheben.

Ist alles Dieses nicht zu achten, so ist solches doch nur der Fall, wo das Ganze aus einem höheren Standpunkte gefaßt wird, und dieses muß sonach in Wort und That kräftig ausgesprochen werden. Die öffentliche Stimme ist um so weniger zu verachten, oder gering anzuschlagen, je weniger wir noch Organe für ihre ordnungsmäßige Aeußerung haben. Erhalten wir aber diese, so ist es wieder um so wichtiger, diese durch allgemeine Plane zu gewinnen und über einzelne Bedenklichkeiten hinweg zu heben.

2. Ein weiteres Uebel des Mangels eines großen festen Planes ist, daß das Einzelne auf Anderes nachtheilig und störend wirkt. Es ist gar leicht möglich, daß man den Aufwand auf ein neues Institut als Grund betrachtet, bei andern desto mehr zu sparen und sie so unvollendet und krüppelhaft zu lassen. Ist dieses der Fall, so ist es wahrhaft Sünde, für ein solches neues Institut zu wirken und es läßt sich ein allgemeiner Widerwille bei allen, welche darunter leiden, gar nicht übel nehmen. Es läßt sich schon

an sich nicht rechtfertigen, wenn ein solches neues Institut mit einem Kostenaufwande begründet wird, welcher andern ähnlichen Instituten versagt ist, allein es muß erbittern, wenn dieser erhöhte Aufwand gar als Argument gebraucht wird, um nun nichts für jene Institute zu thun. Ich habe in der Anzeige das Verhältniß der neuen Universität zu den ältern deshalb sorgfältig dargestellt und es kann nicht zweifelhaft sein, welches die Folge sein müßte, wenn solches nicht anerkannt und danach gehandelt würde.

3. Der Mangel eines großen klar erkannten Ziels und eines aus dieser Erkenntniß entsprungenen allgemeinen Plans, welcher nicht blos, daß etwas geschehe, sondern daß etwas bestimmtes zu dem Ganzen passendes hervorgebracht werde, ausspricht, veranlaßt die Unzulänglichkeit der Wahl der Mittel.

Nur das Vollendete, sei es auch noch so kostbar, lohnt den Aufwand. Bei dem Unvollkommenen ist selbst der kleinste Aufwand verloren, und noch ein Glück, wenn durch das Krüppelhafte nicht Nachtheil veranlaßt wird. Eine unvollständig dotirte Universität erlaubt nur schwache Lehrer herbeizuziehen und verbreitet unsägliches Elend durch mangelhafte Bildung. Es wäre Gewinn, wenn ein solches Institut gar nicht vorhanden wäre. Im Allgemeinen wird der Satz leicht anerkannt, allein in jedem speciellen Falle glaubt man von der nothwendigen Vollkommenheit abdingen und sich mit Mittelmäßigem begnügen zu können, oder hält Mangel an Fonds und dergleichen nichtssagende Redensarten für Rechtfertigungsgründe des schlechten Zustandes. Ebenso ist im Gegensatz ohne großen umfassenden Plan, der Anforderung kein Ende und man verlangt Vollkommenheiten von Einzelnen, die nicht nur nicht nöthig sind, sondern sogar mit dem Zweck des Ganzen im Widerspruch stehen.

Nicht minder übertrieben ist oft die Ansicht über die für den Augenblick erforderlichen Mittel. Sie werden so überschätzt, daß solches von der Ausführung abschreckt, oder andern Veranstaltungen die Kraft entgeht.

Nur bei einem Plane für ein großes Ganze, bestehe er auch

nur in großen, allein praktisch aufgefaßten Umrissen, ergiebt sich für das Einzelne das nicht Mehr oder Minder und die Zeit so wie das Verhältniß zu andern und damit die Möglichkeit der Ausführung ganz klar.

Für die Rheinuniversität muß allein so viel gefordert werden, als vorerst für das ganze Universitätswesen beinahe zur augenblicklichen Aufhülfe und Rundung zu einem Ganzen erfordert werden würde. Ebenso verhält es sich wiederum mit dem Universitätswesen zu andern Zweigen des öffentlichen Unterrichts.

Es bedarf keiner Ausführung, wie sonach diese Mängel die öffentliche Meinung irre führen müssen, indem das Krüppelhafte nicht imponirt und das Ueberflüssige rc. zurückschreckt, oder, um es richtiger zu bezeichnen, wie die öffentliche Meinung sich über das Mangelhafte richtig ausspricht. Es läßt sich nicht rechtfertigen, sich einem solchen Tadel durch die öffentliche Meinung und der Gefahr auszusetzen, zwar im Einzelnen gut, im Zusammenhang des Ganzen aber nachtheilig zu wirken.

4. Noch nachtheiliger erscheint der Mangel eines klar erfaßten würdigen Zieles und eines darauf gegründeten Planes, bei einem Blick auf den nothwendigen Zusammenhang alles dessen, was zum öffentlichen Unterricht gehört. Das an sich Vortreffliche und Gute kann auch bei der zweckmäßigsten Ausfüllung und Anordnung nicht zur vollständigen und wohlthätigen Wirksamkeit kommen, wenn es nicht gehörig eingreifen und sich an Dasjenige anschließen kann, was Vorbedingung oder Ziel für solches ist. Im ersten Falle fehlt es solchem an Grundlage und im letztern Falle werden die Früchte nicht gehörig benutzt, da gar oft von dieser Benutzung allein ihr Werth abhängt. Mannichfaltig bedarf es mehrerer verschiedenartiger Institutionen zum Produziren dessen, was eigentlich beabsichtigt wird. Nichts steht in allem dem, was zum öffentlichen Unterricht gehört, isolirt. Wissenschaft und Kunst müssen sich die Hand bieten und unterstützen. Die höchste Blüthe der Wissenschaft belebt untergeordnetere Bearbeitung derselben und erhält von dieser wieder Materialien. Nur durch die größte Fürsorge für die unterste

Bildung läßt sich hoffen, Köpfe für das Höchste zu erhalten und nur diese höhere Bildung leitet und ordnet sicher und fruchtbar die untergeordnete.

Alle einseitigen Entwicklungen, die aus Lücken und Mängeln entstehen, sind nachtheilig, wohingegen die, welche sich von selbst ergiebt, als Wirkung des Zeitgeistes und als Ueberschuß von Kraft betrachtet werden kann. Eine weitere Entwicklung dieses Gegenstandes würde zu weit führen. Die Sätze sind auch an sich allgemein anerkannt, allein man mißkennt sie doch oft im Einzelnen, indem man ausschließlich Verbesserung der unteren Schulen oder der mittleren Unterrichtsanstalten als alleinige Bedingung des Wohls des Ganzen verlangt, man entsetzt sich gar oft vor der Größe der Aufgabe, hält die Lösung für unmöglich und thut deshalb gar nichts, um sich solcher zu nähern oder verschiebt es, indem man sich mit bessern Zeiten, Ueberschüssen ꝛc. tröstet. Es ist dieses durchaus falsch. Erfassen läßt es sich immer, sei es auch mit mehr oder weniger Glück und zur Ausführung kann auch immer geschritten werden, wenn man nur das Ganze damit als ein stets Fortzubildendes umfaßt. Die Anlage muß auf ein möglichst großes Ganze gerichtet sein, die Durchführung und Vollendung erfolgt sodann gleichförmig nach dem Verhältniß der Mittel, deren Nothwendigkeit bei dieser Verfahrungsart immer klarer erkannt wird. Dagegen giebt die Ausführung des Einzelnen, als solches, mit beschränkten Mitteln eine abgeschlossene, isolirte Krüppelhaftigkeit.

Die Errichtung einer neuen Universität am Rhein, ja selbst die Rundung des ganzen Universitätswesens des preußischen Staates zu einem Ganzen, bleibt immer etwas Einzelnes, welches sich so nicht erhalten, und nicht zu vollkommener Wirksamkeit gelangen kann. Es bedarf eines rein wissenschaftlichen höchsten Punktes im preußischen Staate, um das wissenschaftliche Leben der Universitäten stets anzuregen, und um das, was diese für die Wissenschaften erzogen haben, weiter auszubilden und zu benutzen. Dieses soll die Akademie der Wissenschaften bewirken, ohne daß in ihrer jetzigen Gestalt irgend eine Möglichkeit dazu vorhanden

ist. Mit der Wissenschaft soll die Kunst Hand in Hand gehen. Es wird dieses anerkannt, und viel von dem belebenden Einfluß der Musik und der schönen Künste auf die Bildung der Völker gesprochen, allein die vorhandenen Anstalten dazu wirken gar nichts und zum Theil wohl mehr nachtheilig als vortheilhaft. Das ganze Kunstwesen bedarf einen obersten Punkt und in einzelnen untergeordneten Anstalten eine neue Schöpfung. Die Universität bildet Lehrer und befördert das allgemeine Erziehungswesen, allein dieses setzt eine gute Vorbildung der Studirenden voraus. Mangelhaft gebildete Schüler werden nie auf einer Universität eine vollendete Bildung erhalten. Die beste Beschaffenheit der Universitäten ist unnütz, wenn nicht den jungen Leuten ein Ziel gesetzt wird, welches sie erreichen müssen.

Bei der Leitung des Erziehungs- und öffentlichen Unterrichtswesens stößt man täglich auf Punkte, wo die Unnützlichkeit des vorhandenen Guten in Ermangelung des Eingreifens nach oben oder unten, und das Ergreifen wieder von oben her ꝛc. ganz klar ist. Zugestehen, daß man bei diesem allen nicht helfen könne, heißt dem vielleicht eben erst geschaffenen Guten den Stab brechen, und dessen Unbrauchbarkeit aussprechen. Nothwendig muß daher das Ganze erfaßt und gleichmäßig der Vollendung entgegengeführt werden, alles kann vorerst unvollendet sein, wenn es nur in der Anlage die Bedingung der Vollendung in sich trägt und ein fortgesetztes Bestreben diese herbeizuführen, das Stillstehen und Zurückgehen verhütet.

Mit verhältnißmäßig wenig Mitteln läßt sich viel bewirken, ist das Ziel klar vorgesteckt, und liegt ein allgemeiner Plan vor, wenn das Ziel und damit die Beschaffung der Mittel unerläßig verfolgt wird. Dann wird auch, zwar nur für das zunächst Dringende und also immer zunächst nur für ein Einzelnes, allein nicht als solches, sondern als Glied eines Ganzen, mit der Möglichkeit der Verbürgung, daß das wieder zunächst Nothwendige unmittelbar folgen werde, gesorgt.

Ganz verschieden davon ist, wenn ausschließlich nur für ein

Einzelnes gesorgt wird, und es nur von der Laune, dem Zufall und dergleichen Verhältnissen abhängt, ob es zu dem zunächst Nothwendigen und in welcher Zeit es dazu kommen werde.

Dieses führt:

1. Zu einem Haupterforderniß, ohne welches allerdings die Aufstellung des Ziels und das Auffassen des Plans vergeblich ist, daß es nämlich auch wirklich zur Ausführung und zum Leben kommen könne. Das Wichtige ist, daß die Behörde, die das Ganze leiten soll, hierzu in den Stand gesetzt werde. Ist dieses nicht der Fall, so ist der ganze Aufwand sicher verloren und zwar um so sicherer, je beschränkter die Mittel sind und je wichtiger daher ein allmähliches, das Ganze umfassende Fortschreiten und Verfolgen eines festen Zieles sein muß; damit eine Behörde dazu fähig sei, muß es ihr weder an Intelligenz noch reinem Willen fehlen. Nur eine sorgfältige Wahl kann dieses verbürgen. Allein damit ist noch nicht Alles gethan. Die Hauptsache ist, daß ihr die Erreichung des Zieles durch die Verfassung nicht erschwert, sondern erleichtert werde.

Ein Blick auf den Zustand, wie er ist, muß die Ueberzeugung geben, daß ohne kräftige Aenderung hierunter wenig oder gar nichts zu hoffen ist.

Die Behörde selbst ist so schwach und zum Theil fehlerhaft besetzt, daß sie in diesem Zustande sicher kaum das Bestehende leiten kann. Die Bessern erliegen schon jetzt der Anstrengung. Die üblen Folgen zu großer Anstrengung in dieser Partie sind fühlbarer als bei jedem andern Verwaltungszweig. Bei solcher ist ein stets wissenschaftliches Fortschreiten derer, von welchen die Leitung ausgehen soll, unerläßlich. Es ist an neue Schöpfungen, die einer besondern Pflege bedürfen, gar nicht zu denken oder für den Erfolg nicht einzustehen, wenn nicht Hülfe erfolgt. Die Universität am Rhein hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sie wird in einem Lande etablirt, aus dem alle gründliche Bildung beinahe verschwunden und in welchem der Charakter der Nationalität großentheils verwischt ist. Die Universität wird ganz neu und größtentheils aus nicht ganz genau gekannten Personen zusammengesetzt;

das Ganze erfordert eine stete genaue Aufsicht und Controlle. Die Erfahrung weniger Monate hat mich überzeugt, wie unendlich viel auf ein solches Einwirken bei Universitäten ankommt. Wer wird die Bürgschaft über das Gelingen eines solchen neuen wichtigen Instituts, ohne die erforderlichen Anstalten solches gehörig leiten und controlliren zu können, verbürgen, und sich der Gefahr aussetzen wollen, unter seiner Leitung einen Tummelplatz der am Rhein so häufigen flachen, muthwilligen und anmaßlichen Unanständigkeit entstehen zu sehen. Man darf nur die Geschichte der Entstehung und des Aufblühens älterer Universitäten aufmerksam verfolgen, um sich zu überzeugen, wie viel eine solche Leitung dazu beigetragen und was sie erfordert hat.

Mehr oder minder ist solches bei allen höheren und niederen Anstalten des öffentlichen Unterrichts der Fall. Die gänzliche Unbrauchbarkeit an sich und im Uebrigen achtbarer Geschäftsmänner für solche Zwecke giebt die tägliche Erfahrung. Soll ich daher für das Gelingen einer Universität am Rhein und zwar, wie es für mich unerläßlich ist, im Zusammenhang mit sämmtlichen öffentlichen Unterrichtsanstalten des preußischen Staates einstehen können, so muß ich die Gewißheit haben, daß mir die erforderliche Hülfe dazu ohne Schwierigkeit gewährt werde, und daß ich nicht, während das Geschäft rasch vorwärts geht, erst die Nothwendigkeit einer Hülfe weitläufig nachweisen, über das Maß derselben verhandeln und die Mittel dazu erstreiten muß. Wird mir das Größere anvertraut, so kann ich auch voraussetzen, daß mir das verhältnißmäßig Unbedeutende überlassen werde. Unbedeutende Sporteln, früher zu Canzleibedürfnissen bestimmt, verlangt die Königliche Generalcontrolle zum Etat gebracht. Unbedeutende Unterstützungen von des Königs Majestät Geistlichen und Schulbedienten extraordinair verwilligt, werden mir auf meinen kaum zu Canzleibedürfnissen zureichenden Dispositionsfonds aufgedrungen. Alles dieses lähmt jeden Geschäftsgang. Ich sehe mich daher genöthigt, eine angemessene Vermehrung des Personals, dessen ich bedarf, und die Ueberweisung eines bedeutendern Fonds zu meiner Disposition

mit erweiterten Befugnissen rücksichtlich der Verwendung als unerläßliche Bedingung der Erfüllung des Zwecks zu fordern. Ich werde mit Gewissenhaftigkeit davon Gebrauch machen und es wird von mir im Großen reichlich erspart werden, was ich hier verwende. Ich muß durchaus Fonds zu temporeller Beiziehung tüchtiger Männer und Belohnungen für einzelne Geschäfte ꝛc. haben, soll der Aufwand nicht durch ein zu großes stehendes Personal noch bedeutender werden, ein erhöhter Aufwand, der doch nie so zweckmäßig wirken würde. Allein auch dieses genügt noch nicht. Es müssen auch die unendlichen Schwierigkeiten beseitigt werden, die jetzt mit jeder Verbesserung und Ausbildung eines Gegenstandes des öffentlichen Unterrichts verknüpft sind. Das Haupthinderniß und gerade das, welches überall eintritt, findet sich da, wo es auf die geringste Geldsumme ankommt. Es ist auf nichts im Voraus mit Bestimmtheit zu rechnen oder ein Plan zu machen. Bei der geringsten Kleinigkeit sind die Schreibereien, Rücksprachen, Communicationen, Berichtserstattungen zur Verwilligung und nach erfolgter Verwilligung die Communicationen über die Anweisungen und Mitvollziehungen ohne Ende. Jede Kraft muß darunter erliegen und die beste Zeit immer nutzlos in unfruchtbarer Schreiberei und Erwartung verloren gehen.

Ich sehe nur ein Mittel diesem Uebelstande bei der jetzigen Verfassung vorzubeugen, nämlich durch gänzliche Ueberweisung bestimmter Fonds für das Departement des öffentlichen Unterrichts und eine ganz freie Disposition innerhalb der Grenzen der Ausführung eines bestimmt, im allgemeinen angegebenen Planes. Je geringer die disponiblen Fonds im Verhältniß zum Zweck sind, desto nothwendiger ist hierunter Vertrauen zu dem, welchem die Leitung des Ganzen anvertraut ist. Ich scheue keine Comptabilität und verlange auch keine gänzliche Unabhängigkeit, allein die Einwirkung muß doch nur eine höhere sein, die wahrhaft controllirt und nicht eine bloße Formalität. Soll ich daher eine Bürgschaft für das Gelingen der Universität am Rhein und der Erreichung vielfacher Zwecke, zugleich mit solcher übernehmen können, so muß

ich hierunter sicher sein, und dieses wird nur der Fall sein, wenn mir ein Fonds im Ganzen zur Disposition, nach gewissen Hauptgrundsätzen überwiesen wird.

Ich bin überzeugt, daß, wenn die Wichtigkeit des Zweckes richtig aufgefaßt und klar anerkannt wird, es gar keine Schwierigkeit finden kann, die Mittel dazu, namentlich die Fonds beizuschaffen. Es darf und kann einem Staat, wie dem preußischen, an Mitteln zu diesem Zweck nicht fehlen. Eine starke Anstrengung belohnt sich hier mehr als bei irgend etwas. Das Geistige läßt sich nicht zu hoch anschlagen. Es ist die Grundlage alles dessen, auf was nur immer die Stärke des Staates beruhen kann.

.... Das Ziel muß hoch gestellt werden. Preußen muß sich in dem ganzen öffentlichen Unterrichtswesen und was hierzu Vorbedingung ist, in Beförderung von Wissenschaft und Kunst vor allen deutschen Ländern auszeichnen und mit einem großen Beispiele vorangehen. Es ist nicht der mindeste Grund vorhanden, ein Nachstehen des preußischen Staates nur zu entschuldigen und Mittelmäßigkeit hierunter zu rechtfertigen. Preußen muß die Vergleichung mit den gebildetsten Völkern Europas in dieser Rücksicht aushalten und durch einen eigenthümlichen Charakter von Ernst und Reife um den Vorrang buhlen. Der Plan hierzu in großen Umrissen wird sich leicht näher angeben lassen, wenn nur die ewige bei einem so wichtigen und heiligen Gegenstande nichtssagende Einrede, daß es an Fonds fehle, beseitigt ist und wenn man ernstlich untersucht, ob denn das Erforderliche so unerschwinglich sei.

Berlin, den 16. Mai 1818.

---

5. Sailer an den Großhändler Elias Mumm, in Höchst.

Geliebtester Freund!

In der bewußten Angelegenheit antworte ich Ihnen wie vor Gott. Ich habe zu keinem Menschen gesagt, daß ich den Antrag

nicht annehmen würde. Die Sage der Nichtannahme ist blos daraus entstanden, daß ich den vor Jahren an mich gerichteten Antrag, in Breslau Domherr und Professor zu werden, nicht angenommen habe.

Was den Antrag des Erzbisthums von Cöln betrifft, wenn er an mich geschehen würde, so dürfen Sie überzeugt sein, daß ich den Ruf vor Gott genau prüfen, und ihn so wenig leichtsinnig zurückweisen, als aus Eitelkeit suchen würde.

Eine Entscheidung vor dem Antrage kann ich nicht geben. Aber da ich mein ganzes Leben zum Dienste der Wahrheit dem Herrn längst gewidmet habe, so dürfen Sie die Voraussetzung machen, daß ich in dieser höchst wichtigen Angelegenheit als Christ handeln würde.

Dies ist meine wahrste Gesinnung. Gott erhalte Sie und Ihren Freund.

J. M. S.

(Siegel: eine Leier mit der Umschrift toujours d'accord.)

---

6. Fürst Hardenberg an Arndt.

Es wird mir heute die Gelegenheit Euer ꝛc. meine Achtung für Ihre durch Wort und That so schön ausgesprochene und an den Tag gelegte treffliche rücksichtslose Gesinnungen zur Zeit der Noth und des allgemeinen Druckes, durch eine Ihren bewährten Talenten würdige und Ihrem innern Berufe angemessene Anstellung als Professor der neuern Geschichte an der Universität zu Bonn öffentlich zu bezeugen und Sie dadurch auch auf eine ehrenvolle Art im Angesicht des Vaterlandes zu belohnen.

Den Wink und die Stimme der Geschichte, der regsamen, bildungsfähigen und jedem Eindrucke noch offnen Jugend zu enthüllen und zu deuten, auf ihr ganzes künftiges Denken, Fühlen und Handeln mächtig durch die Darstellung menschlischer Ideen und Thaten einzuwirken, ihr so den Grundton für die Gesinnung

ihres Lebens anzugeben und ihrem Streben das Ziel auf der Bühne der Gesellschaft zu bezeichnen, ist ein ehrenvolles, heiliges, aber auch folgenreiches Amt, dessen Verantwortlichkeit sich weit über den Kreis der Gegenwart und des Lebens hinaus erstreckt.

Sie werden fühlen, welches Vertrauen, nicht blos in Ihren Geist, sondern auch in Ihre Gesinnungen und in Ihren Charakter ich setze, daß bei der Gründung einer so wichtigen Lehranstalt, wie die Universität in Bonn in dem jetzigen Zeitpunkt ist, dieses bedeutsame folgenreiche, für Gutes oder Böses so fruchtbare Geschäft der historischen Erziehung des jugendlichen, erfahrungslosen Geschlechts, Ihnen anvertraut wird.

Mit Recht will ich hoffen, daß Ihr schönes Streben in diese jungen Gemüther die frommen Keime einer religiösen Ansicht der Geschichte, der Tugend, Wahrheit, des Rechtes und der heiligen Vaterlandsliebe zu pflanzen und mit Gedeihen zu pflegen, die Wahl die für dies würdige, bedeutungsvolle ernste Geschäft getroffen, und das Vertrauen, das in Ihren Charakter gesetzt wird, rechtfertigen und daß die Zukunft dies mit gerechter Würdigung dankbar anerkennen wird.

Und so wünsche ich Ihnen denn Heil und Segen für die neue, würdige Laufbahn, welche die Huld Sr. Majestät des Königs Ihrem Geiste und Ihrer Gesinnung eröffnet, auf daß in den späten Tagen der Zukunft in den schönen herrlichen Thaten kommender Geschlechter der gute Geist des Lehrers ihrer Jugend unverkennbar und segenreich nachwehe.

Spaa, 9. August 1818.

---

7. Arndt an den Staatscanzler.

Durchlauchtiger Fürst,
Gnädiger Fürst und Herr.

Als ich gestern Abend von meiner Wanderung durch die Ardennen und die Eifel zu Hause kam, fand ich Euer Durchlaucht

gnädiges Schreiben, datirt von Spa den 9. Augusti, vor, worin Sie geruhen, mir meine Anstellung als Professor an der Universität zu Bonn bekannt zu machen.

Der Wanderer, der vor ein paar Tagen noch über die Berge in Spa hinabstieg, hat also hier für Zweierlei zu danken: für Euer Durchlaucht zu gütigen Brief und für Ihre gnädige Aufnahme.

Sein Dank darf bei dem hohen Standpunkt, worauf Gott Euer Durchlaucht gestellt hat, kaum ein persönlicher sein. Wenn er ernst und fest seinen Beruf erfüllt, so dankt er dem Manne am besten, welcher die Schicksale von Millionen Menschen und die Bereitung und Begründung ihrer Zukunft in den Händen hat. Doch wie er es ehrlich und treu meint, hofft er, daß die Dankbarkeit in seinem Herzen immer heimisch bleiben wird. Ein Mann wie Sie, kennt wohl die Höhe der fliegenden und überfliegenden Geister, aber auch die Tiefe so vieler Verhältnisse dieser Erde, die auch der Muthigste und Weiseste schonen muß. In dem idealen Gebiet einer deutschen Universität können die Geister nie zu kühn sein: daß sie und alles Erhabenste und Edelste der Zeit und des eigenen Volkes der Jugend so gezeigt und gedeutet werden, das wollen Euer Durchlaucht gewiß. Doch, indem ich mir diese Freiheit stillschweigend nehme, will ich auch das verbürgen, daß Ernst und Treue des Lebens und Charakters und Scheu, in das Gebiet der That einzugreifen, ehe der Mann in dem Jünglinge gereift ist, die Religion meines Strebens und Lehrens sein wird.

Mit dem Ausdruck dieser Ansichten und Vorsätze, meine ich Ihnen am würdigsten zu danken, und bald durch die That zu beweisen, daß ich Ihres Schutzes und Vertrauens nicht ganz unwerth war.

Mit tiefer Ehrerbietung

Euer Durchlaucht

unterthäniger E. M. Arndt.

Bonn, den 15. August 1818.

Druck von George Westermann in Braunschweig.

Sybel, Heinrich <<von>>,

Kleine historische Schriften

Bd.: 2

München 1869